



Der Ursprung der Germanen

<https://hdl.handle.net/1874/380025>

KULTUR und SPRACHE

9

Sermann Güntert

Der Ursprung
der Germanen

FH

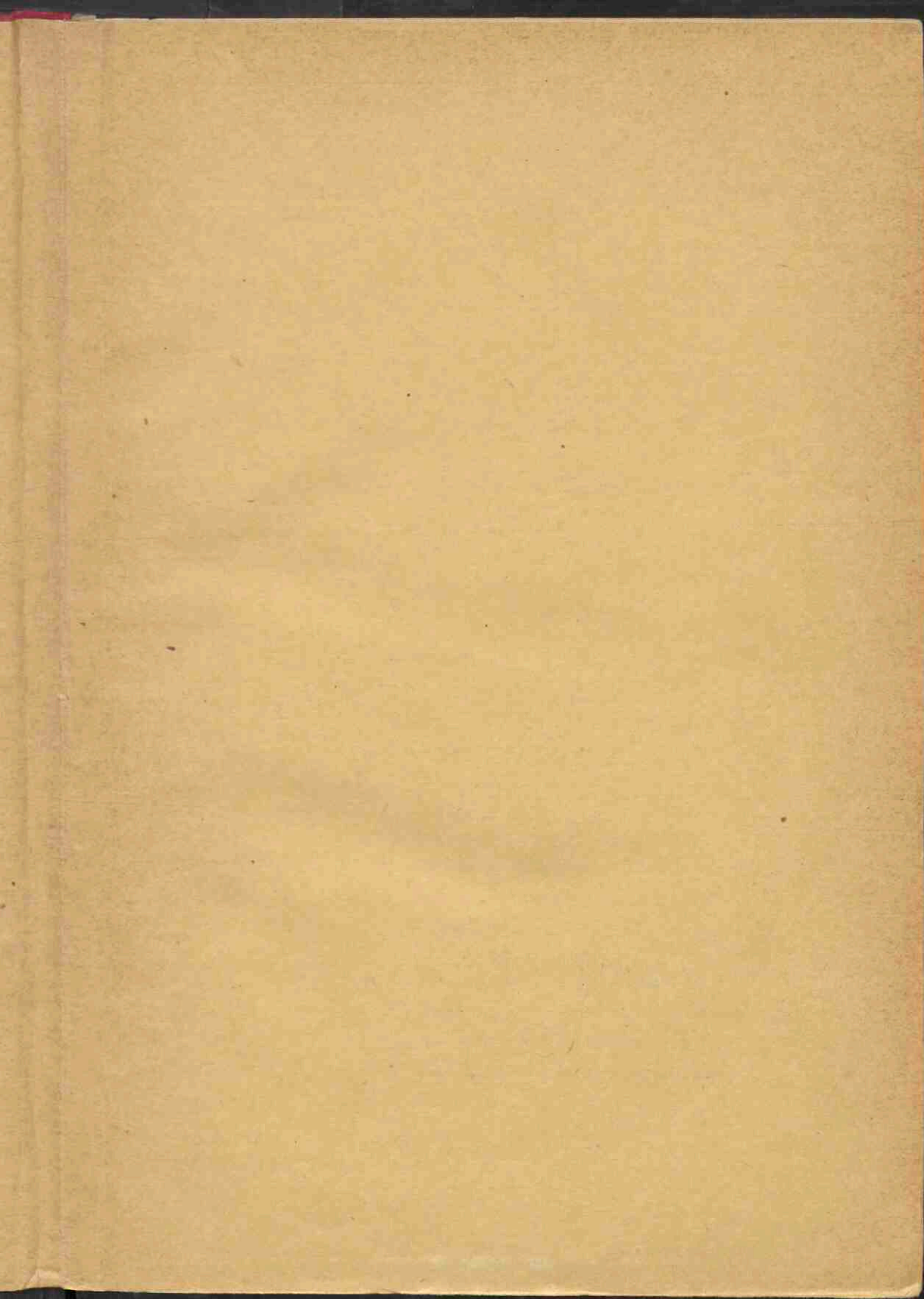
HEIDELBERG

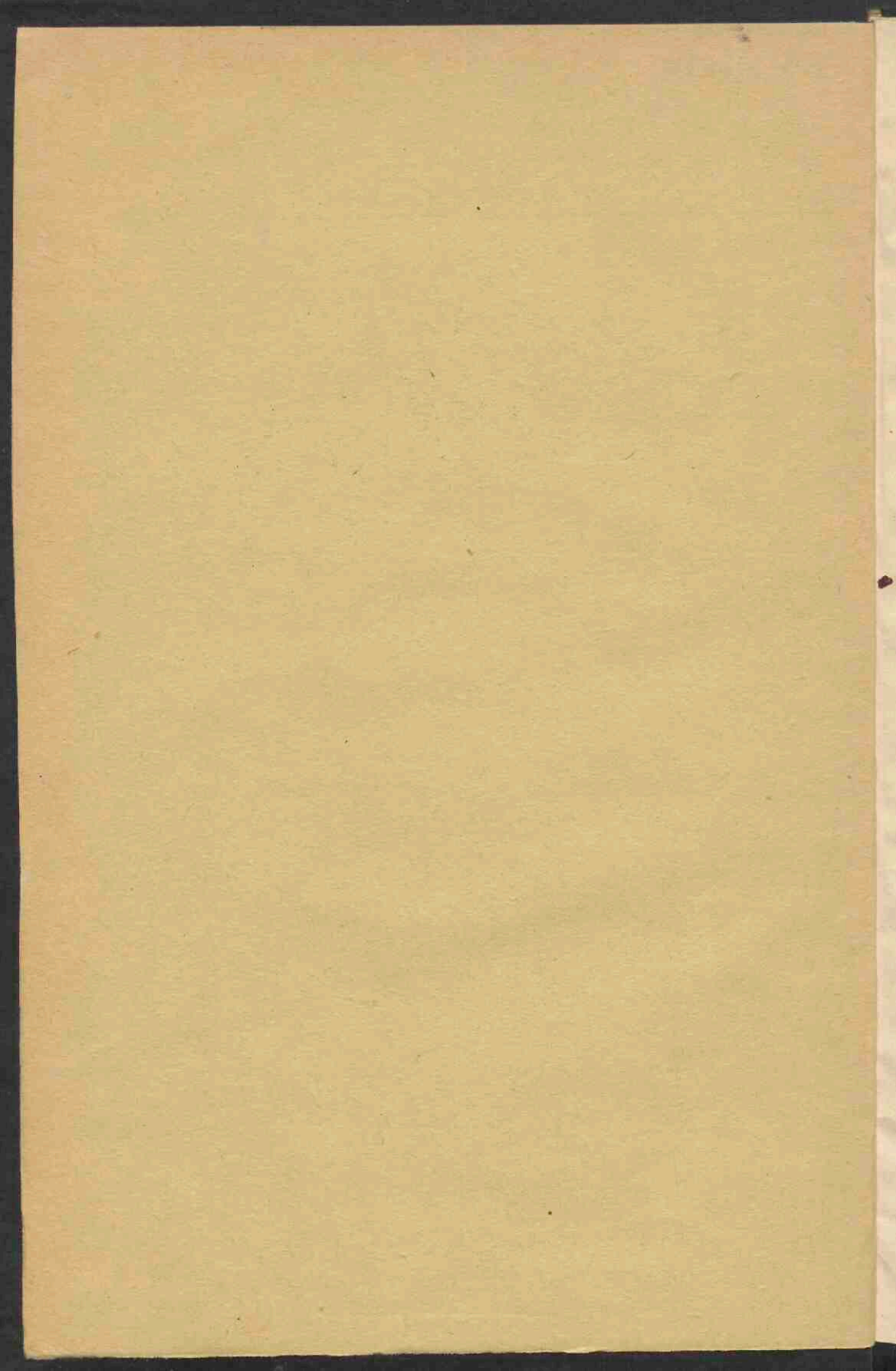
CARLWINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLG

EL

VAN HAMEL
593

E DONATIONE
A. G. van HAMEL
PROFESSORIS
ORDINARIII IN
ACADEMIA
RHENO-TRAIECTINA
1923—1946





KULTUR UND SPRACHE / 9. BAND

Hermann Güntert
Der Ursprung der Germanen

Zeit ist zu reden von der Toren Wahn:
„Gleich sind die Völker, so an Wert, an Amt.“
Unwertere Weisheit rann aus Narren nie,
Unwürdiger ward nie ein Pfand vertan.

Zeit ist zu fragen: wollt ihr Toren wohl
Die Leiter Gottes brechen? Tausend Stufen
Schuf er zu sich hinauf in jedem Reich,
Ein jedes Volk trägt Siegel nach dem Rang.

Bertram, Nornenbuch

KUNST UND SPRACHE

Die Sprache der Kunst

Van Hamel 593

Der Ursprung der Germanen

Von

Sermann Güntert

Mit 3 Karten



Bei Carl Winter / Heidelberg 1934

Der Herausgeber
H. G. G.

Ueheber und Verleger behalten sich alle Rechte, insbesondere
das der Uebersetzung in fremde Sprachen, vor.



Der Herausgeber
H. G. G.

Herrn Ministerialrat Professor Dr.

Eugen Sehle

Dem Vorkämpfer der wissenschaftlichen Volkskunde

in alter Freundschaft

Vorwemerkung

In diesem Buch wauue ich vornehmlich auf die Forschungsergebnisse auf, die in drei Facharbeiten von mir erarbeitet wurden: „Die Ursache der germanischen Lautverschiebung“ (Wörter und Sachen, Band 10, 1927, 1 ff.), „Zur Frage nach der Urheimat der Germanen“ („Deutschkundliches“, Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, hrsg. v. Waldberg, 16, Festschrift für Sr. Panzer, Seidelberg 1930, 1 ff.) und „Labyrinth. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung“ (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, hist.-phil. Klasse, 1932). Auf diesem wissenschaftlichen Fundament und mit Verarbeitung der neuen, wichtigen prähistorischen Forschungen meines Heidelberger Kollegen E. Wahle (Sachwörterbuch der Deutschkunde, hrsg. v. Hoffaetter und Peters, 1, 1929, 418 f. und Deutsche Vorzeit, Leipzig 1932), mit dem ich mündlich manche Fragen der Vorgeschichte durchzusprechen die Freude hatte, erwuchs ein in vieler Hinsicht neues Bild von der Ausbreitung der Indogermanen und Entstehung der Germanen, das hier, zunächst in groben Umrissen, der gebildeten Welt dargeboten werden soll. Die Indogermanenfrage ist und bleibt ein vorwiegend sprachwissenschaftliches Gebiet; daher ist das Buch vom Standpunkt eines Sprachforschers geschrieben, der freilich von der Notwendigkeit der Sachforschung für sprachwissenschaftliche Studien zu tiefst überzeugt ist: überall suche ich die lautlich-grammatischen Tatsachen geschichtlich zu fassen und damit wirklich zu erklären und zu verstehen. Erst mit der Berücksichtigung des megalithischen Bauernadels dalischer Rasse und seiner Weltanschauung wird nach meiner Ansicht die Entstehung und Wesensart des Germanentums ganz verstanden, wie sie bis zum heutigen Tag sich erhalten hat. Wo man seither in der germanischen Altertumskunde für die ältere Zeit tatsächlich alles gleichsam auf einer Ebene gesehen hat, wird es fürderhin nötig sein, von Anfang an Schichten zu unterscheiden, eine Forderung, deren Notwendigkeit grundsätzlich auch Karl Helm wiederholt betont hat; mindestens ein ganz neues Stockwerk wird dem Gebäude dieses Wissenszweiges damit hinzugefügt. Wie nämlich für das alte Griechenland eine kretisch-ägäische Schicht für immer wichtiger als Grundlage der hellenischen Kultur erkannt und anerkannt wird, so glaube ich auch für die Germanen neben der indogermanischen Herrenschicht die Bedeutung des nichtindogermanischen jungsteinzeitlichen Bau-

ernadels scharf hervorheben zu müssen. Dies ist namentlich auch für das Verständnis altgermanischer Religion der Fall, die man wegen dieser Nichtbeachtung dieses megalithischen Volksanteils nach meiner Ansicht seither unzulänglich und nicht befriedigend dargestellt und beurteilt hat. Somit möchte ich mir mit diesem Buch zugleich die Grundlage schaffen für eine neue Schilderung der germanischen Weltanschauung und Religion, die ich bald zu veröffentlichen gedenke. In meinem kleinen Buch „Deutscher Geist“ (Bühl i. B. 1932), das gleichsam das Vorspiel zu diesen Untersuchungen darstellt, habe ich bereits in großen Zügen meine Auffassung vorläufig und zusammenfassend dargelegt.

Mögen meine Ausführungen, die das Bekennen nicht scheuen und dem Leben und der Gegenwart dienen wollen, zu immer eifrigerem und tieferem Eindringen und zu wirklich geschichtlichem Verständnis der Wurzeln unseres Volkstums neue Anregung bieten, damit immer deutlicher erkannt wird, von wannen unsere Art stammt. Mit Recht sagt bereits der alte Lykurgos von Sparta: „Ein Volk, das seine Vergangenheit nicht ehrt, hat keine Zukunft,“ und Goethe bestätigt die Bedeutung der Geschichtsforschung für das Leben:

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben!

Nur wenn sich das deutsche Volk seines Wesens und seiner Eigenart bewusst ist und daher fremde Kultur und fremden Geist selbstsicher und artstolz betrachten und einzuschätzen lernt, wird es sich im unerbittlichen und rücksichtslosen Daseinskampf der Völker behaupten können. In diesem Sinne möchte mein Buch auch mithelfen an der Zielfestung deutscher Kultur in der Gegenwart; es möchte klären und wecken und als ein Beitrag zu einem geistigen Neuaufbau, zur Grundlegung völkisch-deutscher Bildung, als bejahendes Bekenntnis zu kraftvollem Germanentum und wurzelstarker Deutschtum aufgefaßt sein. Denn aus der Erkenntnis seines geschichtsbedingten Wesens und seiner völkischen Eigenart muß das deutsche Volk für seine weitere Entwicklung, an die ich fest glaube, die nötigen Folgerungen ziehen.

Heidelberg, am 21. März 1933, dem Frühlings-Werdetag eines neuen, nationalen Deutschlands.

Hermann Güntert.

Inhalt

	Seite
Vorbemerkung	6
I. Die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen	9
II. Die Erschließung der indogermanischen Kultur	24
III. Die Eigenart der germanischen Sprache	28
IV. Schlüsse aus der indogermanischen Pflanzen- und Tierwelt	42
V. Sprachliche Beziehungen der Indogermanen zu anderen Völkergruppen	51
VI. Deutschland vor viertausend Jahren	61
VII. Rasse und Sprache	73
VIII. Bauern- und Kriegeradel	97
IX. Die indogermanische Völkerwanderung	109
X. Die Ausbreitung der Germanen	137
Ausflug: Die deutsche Sprache und das deutsche Volk	158
Zeittafel	176
Schriftennachweise	177
Anmerkungen	178
Schlussbemerkung	183
Erklärung einiger sprachwissenschaftlicher Sachausdrücke	184
Seitenweiser	186
a) Sachverzeichnis	186
b) Namenverzeichnis	190
c) Wörterverzeichnis	190
Karten	193

1. Die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen

„Die Germanen selber möchte ich für Ureinwohner halten, und keineswegs für Mischlinge infolge von Zuwanderung und gastlicher Aufnahme fremder Stämme. Denn ehemals kamen Völker, die ihre Wohnsitze wechselten, nicht zu Land, sondern auf Schiffen. Zudem wird der drüber hinaus ins Ungeheure sich deh nende und sozusagen feindliche Ozean nur selten von unserer Welt aus befahren, und schließlich, wer hätte, ganz abgesehen von der gefährlichen Fahrt in das schreckliche unbekannte Meer, Asien, Afrika oder Italien verlassen und nach Germanien ziehen sollen, nach dem ungestalteten Land mit seinem rauhen Klima, traurig zum Leben und Anschauen für jeden, dem es nicht Vaterland ist!“

So löst der römische Schriftsteller Tacitus im 2. Kapitel seiner Germania unsere Frage nach dem Ursprung der Germanen. Im 4. Kapitel fügt er noch die Rasseinheit hinzu: „ich selbst trete der Meinung derer bei, die glauben, die Stämme Germaniens seien nicht durch irgendwelche Heiraten mit anderen Völkern verfälscht, sondern eine eigenartige, rassereine und nur sich selbst ähnliche Volkseinheit. Daher ist auch das Äußere ihrer Erscheinung, wenn das Volk noch so zahlreich ist, bei allen dieselbe: Die Augen trotzig und blau, die Haare rötlich-blond, die Körper hochgewachsen und nur zum Ansturm stark. Für mühselige Arbeit haben sie nicht dieselbe Ausdauer, am allerwenigsten haben sie sich daran gewöhnt, Durst und Hitze zu ertragen; an Kälte und Hunger sind sie durch Klima und Boden gewöhnt.“

So unschätzbar das kleine Buch des römischen Schriftstellers über das alte Germanien ist, worin die Kultur unserer Vorfahren von einem feingebildeten Geschichtsschreiber eines damals schon überreifen und der Auflösung entgegen eilenden Volkes geschildert wird, so müssen doch alle seine Angaben auf ihren objektiven Wahrheitsgehalt nachgeprüft werden. Wir entnehmen den angeführten Stellen die Tatsache, daß die Germanen damals, also im ersten Jahrhundert n. Chr., den Römern durchaus den Eindruck eines rassereinen, eigenartigen, bodenständigen Volkes machten. Die Bemerkungen über die Unwahrscheinlichkeit einer Einwanderung in „das ungestaltete Land“ zeigen nur den Schauer des sonne-verwöhnten

Südländers vor den dunklen Wäldern des Nordens, aber irgendwelche Beweiskraft können sie nicht haben; die Wahl des Ausdrucks verrät, daß auch schon bei den damaligen Römern andere Ansichten geäußert waren.

Der erste Anfang einer Entwicklung, so auch die Herkunft eines Volkes, die Bildung einer Rasse, der Ursprung einer Sprache, ist stets eines der allerschwierigsten Probleme, und es fragt sich, ob wir überhaupt über wissenschaftliche Mittel verfügen, einer solchen Urfrage nach dem Woher beizukommen.

Die älteste unmittelbare Geschichtsquelle ist die Sprache, das wertvollste Erbgut eines Volkes. Von Geschlecht zu Geschlecht übermittelt, reicht dieses Band Jahrhunderte, Jahrtausende zurück in Zeiten jenseits jeder schriftlichen Überlieferung. Alle Fortschritte der Kultur und der Erkenntnis sind in der Sprache eines Volkes niedergelegt, und auch die geschichtlichen Schicksale und Erlebnisse eines Volkes hinterlassen ihre Spuren in der Sprache. Die Weisheit der Ahnen, ihre Art, die Welt zu sehen, wird in der Sprache den Nachfahren vererbt, nur die Muttersprache kennt die Herzensteine des Volksgemüts und gestattet allein reiflosen und erschöpfenden Ausdruck des jeweiligen Volksempfindens. Es ist ja einer der größten, wenn auch verbreitetsten Irrtümer, zu wähen, der Geistesbesitz an Begriffen sei überall auf Erden derselbe; dann wäre die Sprache nur eine von anderen Möglichkeiten, den überall gleichen geistigen Besitz durch Zeichen und Symbole nach außen hin wiederzugeben. Aber dem ist nicht so.

Denn die Sprachbegriffe verschiedener Sprachen decken sich nach Inhalt, Umfang und in der Gefühlswirkung keineswegs, wie schon jedes gute Wörterbuch beweist, wo dem einen Wort der Fremdsprache eine ganze Menge Wörter der Muttersprache zugeordnet werden; wenn man dann beim Übersetzen sagt, hier „passe“ die, dort jene Bedeutung, so sieht man deutlich, daß der Sprachbegriff des fremden Worts sich nicht im selben Umfang in der heimischen Sprache findet, von den Feinheiten der Gefühlswirkungen ganz zu schweigen. Es ist also keineswegs so, daß die Ergebnisse des zusammenfassenden Denkens, die Begriffe, überall auf Erden die gleichen wären an Umfang und Inhalt, und nur durch verschiedene Lautsymbole in den einzelnen Sprachen zum äußerlichen Ausdruck kämen, sondern diese Begriffe selbst, nicht nur das äußere Wortzeichen, sind durchaus verschieden. Die Sage von der babylonischen Sprachverwirrung beruht auf derselben völligen Verkenntung der sprachlichen Leistung, wie umgekehrt die Versuche zu einer internationalen Weltsprache von dieser grundfalschen Vor-

aussetzung ausgehen. Auch ist es ein ebenso verbreiteter Irrtum zu glauben, das Denken verlaufe völlig unabhängig von den Wörtern nur nach eignen psychischen Gesetzen, und die Sprache habe lediglich die Aufgabe, den jeweilig gewonnenen geistigen Inhalt nach außen zeichenhaft kundzutun. Vielmehr denken wir mittels der Wörter selbst; unser Denken ist durchaus sprachgebunden und verläuft nicht völlig eigengesetzlich. Wir denken mit den Begriffszeichen der Wörter ähnlich, wie wir mit den Größenzeichen, den Zahlen, rechnen; und wir haben mit der Sprache und nur an ihrer Hand denken und Begriffe bilden gelernt. Während aber die starren Größenzeichen, die Zahlen, bestimmten, gleichbleibenden und allgemeingültigen Umfang haben, ist das bei den sich dauernd wandelnden, lebenserfüllten Begriffszeichen, den Wörtern, nicht der Fall, und in jeder Sprache ist die Auffassung der Welt in den Begriffen, die Aufteilung des Welterlebens in Begriffe eine andere.

Das empfindet unbewußt und triebhaft jedes Volk: wenn man ihm die heimische Sprache raubt, das engste Band seiner völkischen Zusammengehörigkeit und das heiligste Vermächtnis seiner Ahnen, dann ist es mit seiner völkischen Selbständigkeit und seiner Eigenart dahin. Mit der Sprache treten wir nicht nur an die Wurzeln alles Geisteslebens und jeder Denktätigkeit heran, sowenig sich die meisten Philosophen auch um die Sprache als Denkmittel zu kümmern pflegen, sondern wir stehen mit der Sprache auch an der Quelle völkischer Selbständigkeit und Sonderart. Sie ist nicht nur Urgrund aller Kultur und größte Leistung menschlicher Geistesbetätigung, sondern das stärkste völkische Band, das die Ringe der einzelnen Geschlechter mit den Ahnen verbindet, nicht im Sinne eines äußerlich-formalen, starren Zeichensystems, sondern als ererbtes, durch Jahrtausendarbeit für die besondere Volksart tauglich und passend gemachtes und stets weiter umgebildetes, geschmeidig-biegsames Werkzeug für jede höhere Geistesbetätigung. In der Begriffsprägung, dem Satzbau, dem Wortvorrat und der Lautauswahl unserer Sprache haben wir ein Denkmittel, an dessen Verfeinerung alle unsere Vorfahren gearbeitet haben, in dem ihre Weltanschauung, ihr Empfinden und Fühlen niedergelegt ist, und das seinerseits unsere Weltanschauung bestimmt und unser Handeln beeinflusst.

Zwei Sprachen sind verwandt: das ist nicht nur die Feststellung gewisser gemeinsamer äußerer Formen, deren Zeichencharakter im Grunde zufällig und gleichgültig ist, einem leeren Gehäuse gleich, sondern das ist die Bürgschaft für gemeinsames, in der Vorzeit verwurzeltes Fühlen und Denken, für den ursprünglich

gemeinsamen Herzschlag zweier Völker. Zwei Sprachen sind verwandt: das heißt nach ähnlichen Grundanschauungen die Außenwelt aufnehmen, ihre verwirrende Fülle begrifflich abteilen und mit den Mitteln der Sprache geistig verarbeiten. Zwei Sprachen sind verwandt: das heißt ähnlich empfinden, fühlen und denken, die Welt ähnlich ansehen und beurteilen. Denn Sprache ist kein bloß mechanisches, äußerliches Zeichensystem, sondern jedes Wort ist ein in Lautzeichen eingefangenes, lebensvolles Denkgebilde, der Wortschatz und sein Aufbau verkörpert den objektivierten geistigen Begriffsvorrat einer Gemeinschaft, mit dem sie denken und ihr Weltbild gestalten muß, der Satzbau und Stil verrät die übliche Art des Gedankenablaufs und ihre besondere, vom Gefühl abhängige Ausprägung, kurz eine Sprache ist der im Symbol von Lautzeichen geformte Geist einer Sprachgemeinschaft, eine Sprache verkörpert die in der Lautform gestaltete und festgehaltene Weltanschauung und Denkensart ihrer Sprecher, und in jeder Sprache kommt eine andere Art, die Welt zu sehen, zum Ausdruck.

Jetzt können wir erst voll ermessen, welche ungeheure Bedeutung die Entdeckung des indogermanischen Sprachstammes für die Geschichte der Menschheit besitzt; es war die größte Leistung des vergangenen Jahrhunderts auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften. Zusammenhänge und Ausblicke ergaben sich, von denen Altertum, Mittelalter und bis vor etwas mehr als einem Jahrhundert die Neuzeit keine Ahnung gehabt haben. Franz Bopp aus Mainz hat mit seinem Buche „Über das Konjugationssystem des Sanskrit in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“, 1816, die vergleichende Sprachwissenschaft begründet. Hier wurden die blendenden Spielereien und eitlen Geistsfunkeleien, wie sie Friedrich Schlegel in seinem Buch „Über die Sprache und Weisheit der Indier“, 1808 wirkungsvoll aufklimmern ließ, ersetzt durch wissenschaftliche, objektive Wahrheitsbeweise; erst mit der kühlen, nüchternen, aber kristallklaren und besonnenen Untersuchung Bopps gibt es eine vergleichende Sprachwissenschaft. Jetzt war der Nachweis unwiderleglich erbracht, daß mit dem Indischen und Persischen Asiens fast alle wichtigen Kultursprachen Europas nahe verwandt sind, das Griechische, Lateinische, Germanische, Keltische, Baltische, Slawische und noch andere Sprachen. Diese Verwandtschaft läßt sich nur so verstehen, daß alle diese Sprachen einst einen gemeinsamen Ursprung hatten, ähnlich wie die romanischen Sprachen, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Rumänisch usw. ihren

gemeinsamen Ausgangspunkt im Volkslatein haben. Denn es handelt sich nicht nur um einen gemeinsamen Wortschatz, bei dem ja auch teilweise Entlehnungen vorliegen könnten, sondern um dasselbe Formensystem in Deklination, Konjugation, Pronomen usw. und um dieselben syntaktischen Grundverhältnisse.

Es muß also in alter Zeit einmal eine gemeinsame Sprache gegeben haben, von der die einzelnen Sprachen wie Germanisch, Indisch, Griechisch abzuleiten sind. Aber diese notwendig voraussetzende Grundsprache ist nicht mehr erhalten wie das Latein, die Grundsprache der romanischen Mundarten; kein Stein oder Pergament gibt uns, wie als Quelle der „Philologie“ bei den Einzelsprachen, von ihr Kunde, und doch läßt sich ein ungefähres, skizzenhaftes Bild durch systematische Vergleichung der einzelnen Sprachen von ihr entwerfen in solchen Formen, in denen gleichsam die historisch belegten Sprachgebilde als ihrem gemeinsamen Ursprung sämtlich aufgehen. Wenn z. B. der Begriff „Mutter“ im Latein *māter*, im Griechischen *mātēr*, im Indischen *mātār*, im Neupersischen *mādār*, im Germanischen *mōthar*, neuhochdeutsch Mutter heißt, so weisen alle diese Formen auf die gemeinsame Grundlage *mātēr*, weil uns diese einzelnen Lautübergänge auch aus vielen anderen Beispielen bekannt sind. Folglich muß jener Grundsprache ein Wort, das etwa *mātēr* lautete, mit der Bedeutung „Mutter“ bekannt gewesen sein. In dieser Weise lassen sich viele Wörter und Formen systematisch erschließen und geben uns, mosaikartig zusammengesetzt, ein ungefähres Bild von der gemeinsamen Grundlage, also jener Ursprache. Dies Bild kann freilich nicht scharf sein, sondern bleibt nur ungefähre Skizze; aber die Erschließung solcher Grundformen hat praktischen Wert für die Ableitung der ältest belegten Formen der Einzelsprachen, die damit auf Grund der vergleichenden Methode jenseits der Sprachüberlieferung in vorhistorische Zeiten hinaufverfolgt und hier mit den verwandten Formen der anderen Sprachen verknüpft und damit selbst erklärt werden. Daraus ergibt sich zugleich der grundsätzliche Unterschied in der Betrachtungsweise zwischen der „vergleichenden“ Sprachwissenschaft und den Einzelphilologien, ein Gegensatz, der niemals überbrückt oder angenähert werden kann, ohne das Wesen der vergleichenden Sprachwissenschaft zu schädigen. Aber eben dieser Gegensatz der philologischen und vergleichenden Methode ist als gegenseitige Ergänzung im Sinne eines verschiedenen Standpunkts der Forscher, gleichsam von innen und von außen des sprachlichen Untersuchungsgebiets, besonders wertvoll und förderlich.

Wenn es nun eine solche gemeinsame Grundsprache gegeben haben muß, von der sich die einzelnen verwandten Sprachen ableiten, dann muß es einst auch Leute gegeben haben, die diese Grundsprache redeten. Aber wie diese Sprachgemeinschaft hieß, wie sie sich nannte oder genannt wurde, wissen wir ebensowenig, wie wir ihre Wohnstätte irgendwo bezeugt finden; keine historische Quelle im eigentlichen Sinn ist dafür vorhanden. Es war ein vorhistorisches Volk. Der Sprachforscher wird also von seinem Forschungsobjekt in vorhistorische Zeiten geführt, wohin ihm der Geschichtsforscher und Philologe aus Mangel an Forschungsmaterial und Quellen nicht nachfolgen kann; daher muß auch die Methode des vergleichenden Sprachforschers eine ganz andere sein als die der Geschichte, wo man sich auf seine überlieferten Quellenzeugnisse und ihre Kritik stützen kann.

Aber nichtsdestoweniger hat der Sprachforscher sein festes Fundament in seinen Sprachen und ihrer Verwandtschaft, und darauf gestützt, kann er es wagen, in das Nebelland der Vorgeschichte einzudringen. Jene Grundsprache, auf welche die genannten Sprachen zurückgehen, mußte einen Namen erhalten. Man hat den künstlich gebildeten Ausdruck „indogermanisch“ vorgeschlagen, der sich in Deutschland besonders eingebürgert hat. Im Ausland gebraucht man in demselben Sinn gern „indoeuropäisch“, das gewiß nicht besser ist. Denn während Indisch und Germanisch tatsächlich die äußersten Sprachen, das Indische im Südosten und das Isländische im Nordwesten, zu der Benennung der Sprachfamilie darstellen, ist „indoeuropäisch“ ganz unglücklich gewählt: Indien und Europa sind schon an sich keine Entsprechungen; außer der indischen Sprache gehören noch andere nichteuropäische Sprachen Asiens zu unserer Gruppe; drittens gibt es in Europa auch Sprachen, wie Ungarisch, Finnisch, Estnisch, Baskisch, die auszuschließen sind. Wir bleiben also bei dem zuerst von Klaproth in seiner *Asia Polyglotta* 1823 geprägten Namen „indogermanisch“ und nennen demgemäß das Volk, das diese Grundsprache redete, „Indogermanen“.

Naturwissenschaftler und Rassenforscher gebrauchen anstatt „indogermanisch“ meist den Ausdruck „arisch“. Es läßt sich aber nur nachweisen, daß sich Inder und Perser in alter Zeit Arier (Aryās) genannt haben, wie denn der Name Iran, älter Eran auf diesen Namen zurückgeht („Arierland“). Aber obwohl das Wort als Adjektiv auch sonst auf dem indogermanischen Sprachgebiet vorkommt, so läßt sich doch nicht beweisen, daß das gesamte Urvolk der Indogermanen sich einst Arier genannt habe. Somit behalten

wir den Namen „Arier“ nur in der engeren Verwendung im Sinn von „Indo-iranier“ bei und verstehen darunter die gemeinsamen Vorfahren der Inder und Perser, bzw. Iranier, die nachweislich noch verhältnismäßig lange eine engere Sprachgemeinschaft gebildet haben.

Wir dürfen nun niemals vergessen, daß die Ausdrücke „indogermanisch“ und „Indogermanen“ zunächst nur auf die Sprache gehen; die vergleichende Sprachwissenschaft sah sich genötigt, diese künstlichen Begriffe zu prägen; ob diese „Indogermanen“ völkisch, politisch oder rassisch eine Einheit bildeten, wissen wir zunächst ebensowenig, wie uns ihre Herkunft, Wohnsitze und Ausbreitung bekannt oder irgendwie historisch bezeugt sind. Aber es gibt Mittel und Wege, diese Fragen zu beantworten und dem aus nebelerner Vorgeschichte beschworenen Schatten des vorgeschichtlichen Indogermanenvolks zu Fleisch und Bein und historischen Farben zu verhelfen. Soviel ist uns aber schon jetzt deutlich: wenn auch das Germanische eine „indogermanische“ Sprache ist, dann muß das Volk der Germanen mit den „Indogermanen“ irgendwie zusammenhängen.

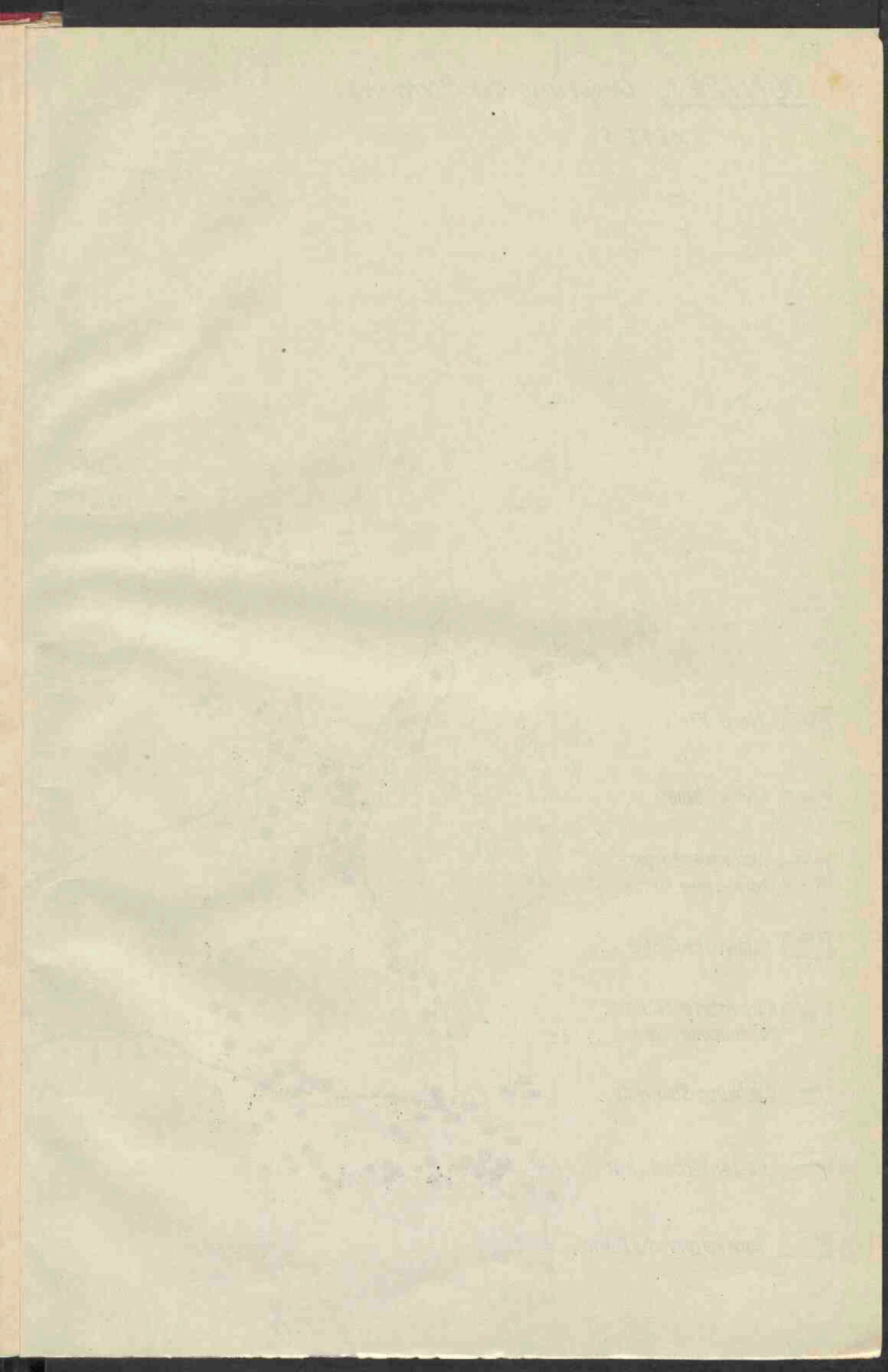
Zunächst müssen wir uns über die einzelnen indogermanischen Sprachen und ihre jeweils älteste Bezeugung in aller Kürze unterrichten.

Wir beginnen mit der Sprache der alten Inder und Iranier, die sich einst beide „Arier“ nannten, ein Wort, das soviel wie „Verbündete“, „Sippengenossen“, „Freunde“ bedeutete und die Herren im Gegensatz zu den außerhalb des Sippenverbandes stehenden Untergebenen, Sklaven und Volksfremden bezeichnete (vgl. altirisch *aire*, *airech*, aus altem **ariakos* entwickelt, „Herr, Edler“, gallisch *Ario-vistus*, *Ario-bindus*).

Die Inder sind von Nordwesten her über die Pässe des Hindu-kusch und Pamir in ihrer späteren Heimat eingedrungen; ihr Name hängt mit dem Fluß Indus zusammen, der seit alters als Westgrenze des Landes galt. In einer sprachlich eigenartigen, sog. elliptischen Pluralverwendung nannte man die Umwohner des Flusses *Sindhavas*, d. h. „die zum Sindhufluß Gehörenden“, also seine „Anwohner“. In sehr alter Zeit entstand die iranisch-persische Aussprache des Flußnamens *Hindu*, da hier anlautendes *s* zu *h* sich wandelt, und als der Name den ionischen Griechen Kleinasien bekannt wurde, machten sie *Indoi* daraus, da sie ein *h* nicht aussprachen. So entstand über die römische Vermittlung der Name *Indien* und *Inder*, während wir in *Hindu-stān* „Sinduland“ und *Hindu* die regelrechte persische Form gebrauchen.

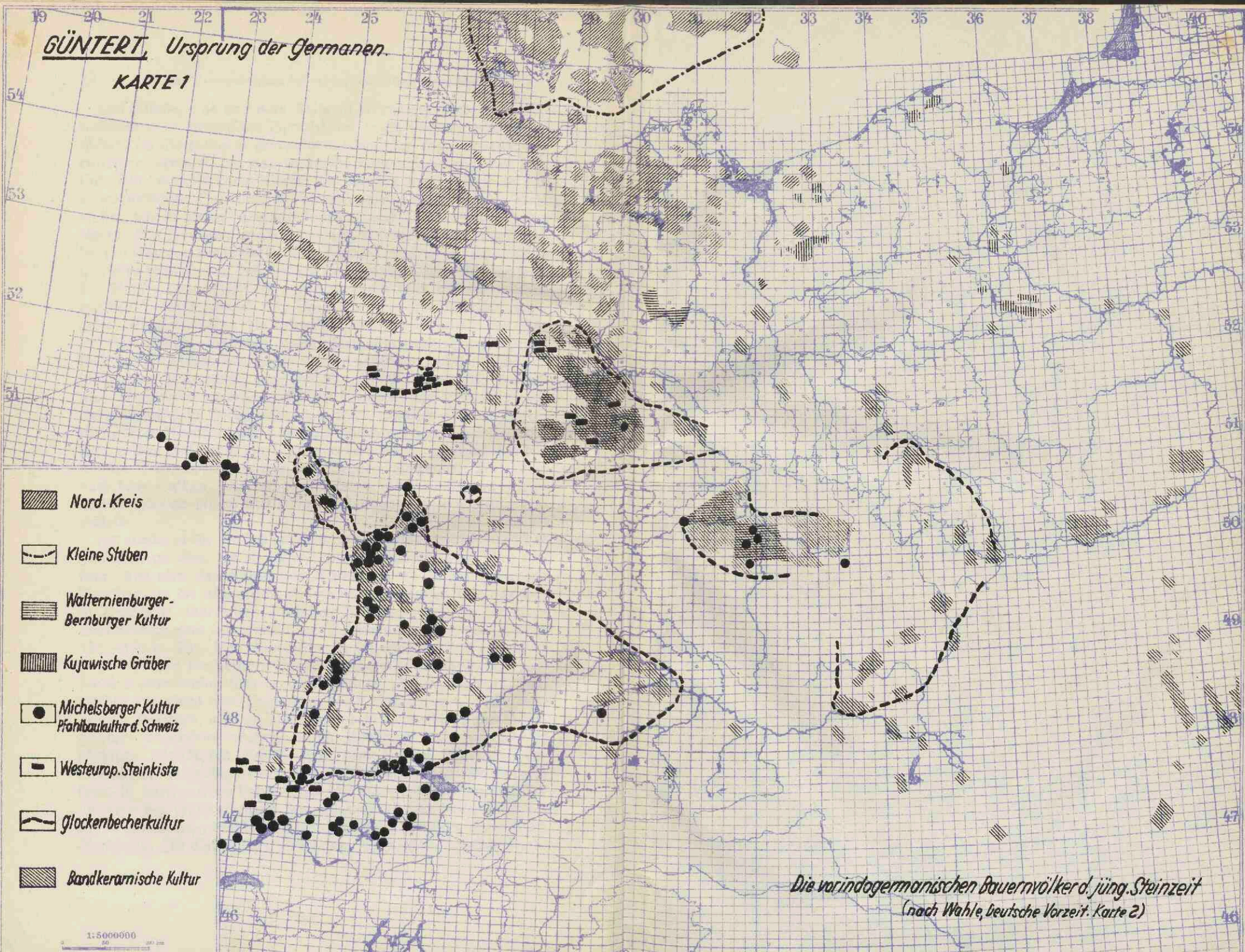
Das Älteste, was uns vom Arischen bekannt ist, sind 1028 Götterhymnen in altindischer Sprache, die heute noch als hochheilige Gebete im Gottesdienst gebraucht werden, der sog. Rigveda. Die einzelnen Hymnen, die man in 10 Büchern zusammengefaßt hat, sind sehr verschiedenen Alters; die ältesten mögen weit in das 2. vorchristliche Jahrtausend hinaufreichen. Das indische Volk treffen wir in diesem Literaturdenkmal noch an der Schwelle des eigentlichen Indiens, im Indusgebiet, und die Kultur unterscheidet sich sehr von der späteren. Der Rigveda eröffnet ein sehr reiches indisches Schrifttum, das bis auf den heutigen Tag sich fortsetzt. Die klassische altindische Sprachform nennt man mit dem einheimischen Namen „Sanskrit“, eigentlich „die (grammatisch) geregelte“ Schriftsprache; die mittelindischen Volksdialekte, die sog. Prakrits, stellen eine schon weiter fortgeschrittene Entwicklungsstufe des Indischen dar. Heute werden zahlreiche arische Sprachen in Indien gesprochen, das Panjābī, Sindhī, Gujeratī, Bangali usw. Besonders interessant ist, daß ein neuindischer Dialekt auch auf europäischem Boden gesprochen wird, nämlich von den Zigeunern, deren Mundart mit nordwest-indischen Dialekten im Hindu-Kusch und in Kasiristan am nächsten verwandt ist; natürlich hat das unstäte Wandervölkchen, das über Persien, Armenien, Kleinasien nach dem Balkan, nach Ungarn usw. gekommen ist, auf seinen abenteuerlichen Zügen viel fremdes Lehngut seiner Sprache einverleibt.

Der zweite große Ast des arischen Sprachstammes wird durch das Iranische gebildet, das die Sprachen des Hochlands von Iran umfaßt. Aus alter Zeit haben wir Kenntnis vom Altpersischen und Awestischen: die altpersische Kanzleisprache kennen wir aus den in Keilschrift abgefaßten amtlichen Regierungserlassen der alten Perserkönige aus der Familie der Achämeniden von den Jahren 520—350 v. Chr. Das Awestische ist die Sprache des „Awesta“ d. h. der Reste der heiligen Bücher der Zarathustra-Anhänger; besonders altertümlich sind darunter gewisse „Verspredigten“, sog. Gāthās, die wohl vom Propheten selbst oder seiner nächsten Umgebung stammen, also aller spätestens dem 7. vorchristlichen Jahrhundert angehören, wahrscheinlich aber noch älter sind. Dieser gāthische Dialekt des Awesta steht dem ältesten Indischen, der Sprache des Rigveda, besonders nahe. Die mitteliranische Sprachform ist vertreten im Pahlavi, das wir aus Handschriften und Inschriften der Sassanidenzeit kennen, und in dem neuerdings bekannt gewordenen Sogdischen in der Gegend der alten Landschaft Sogdiana. In Chinesisch-Ostturkestan fand man nämlich Sand-



GÜNTERT, Ursprung der Germanen.

KARTE 1



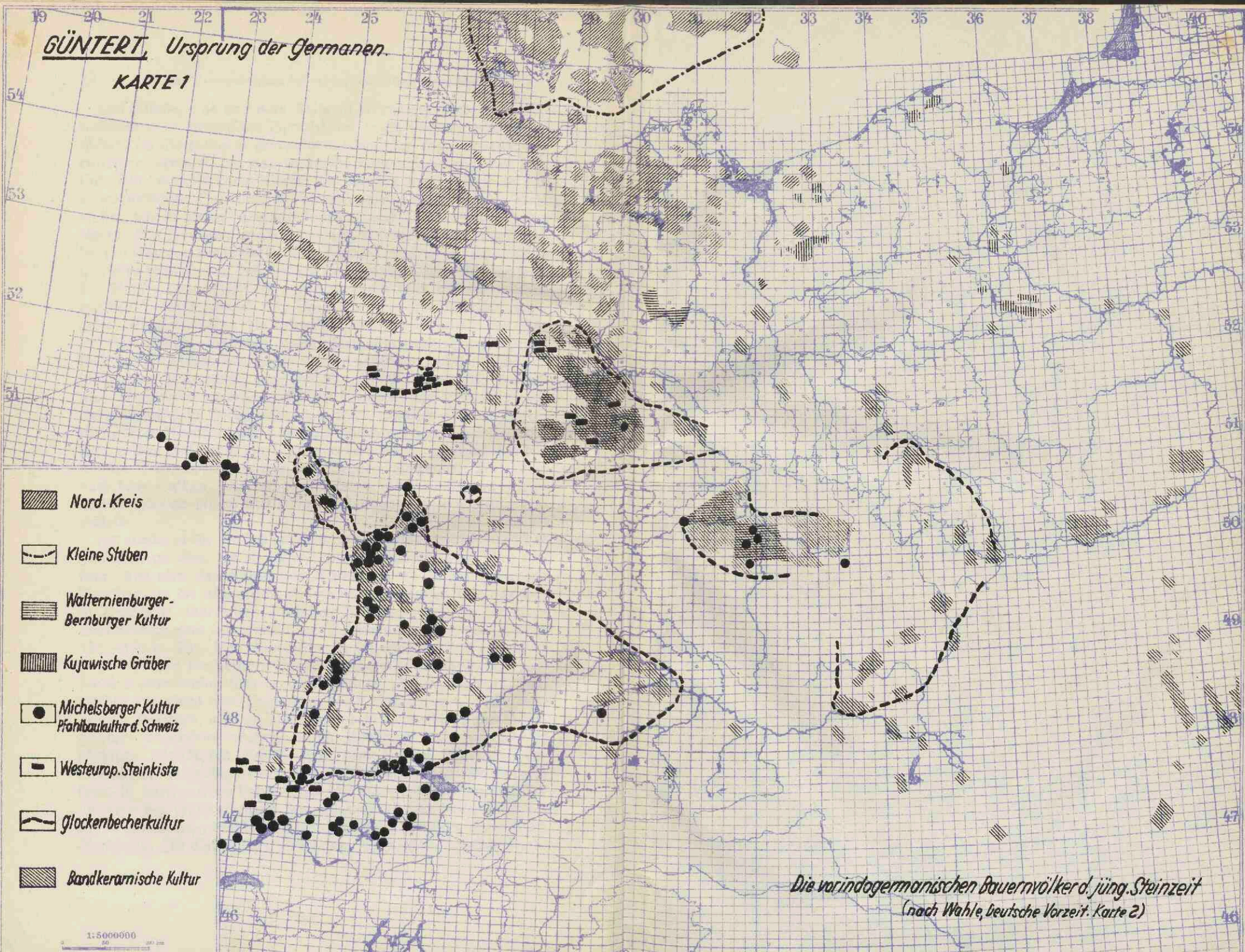
-  Nord. Kreis
-  Kleine Stuben
-  Walternienburger-Bernburger Kultur
-  Kujawische Gräber
-  Michelsberger Kultur
Pfahlbaukultur d. Schweiz
-  Westeurop. Steinkiste
-  Glockenbecherkultur
-  Bandkeramische Kultur


*Die vorindogermanischen Bauernvölker d. jüing. Steinzeit
(nach Wahle, Deutsche Vorzeit, Karte 2)*

1:5000000


GÜNTERT, Ursprung der Germanen.

KARTE 1





 Nord. Kreis

 Kleine Stuben

 Walternienburger-
Bernburger Kultur

 Kujawische Gräber

 Michelsberger Kultur
Pfahlbaukultur d. Schweiz

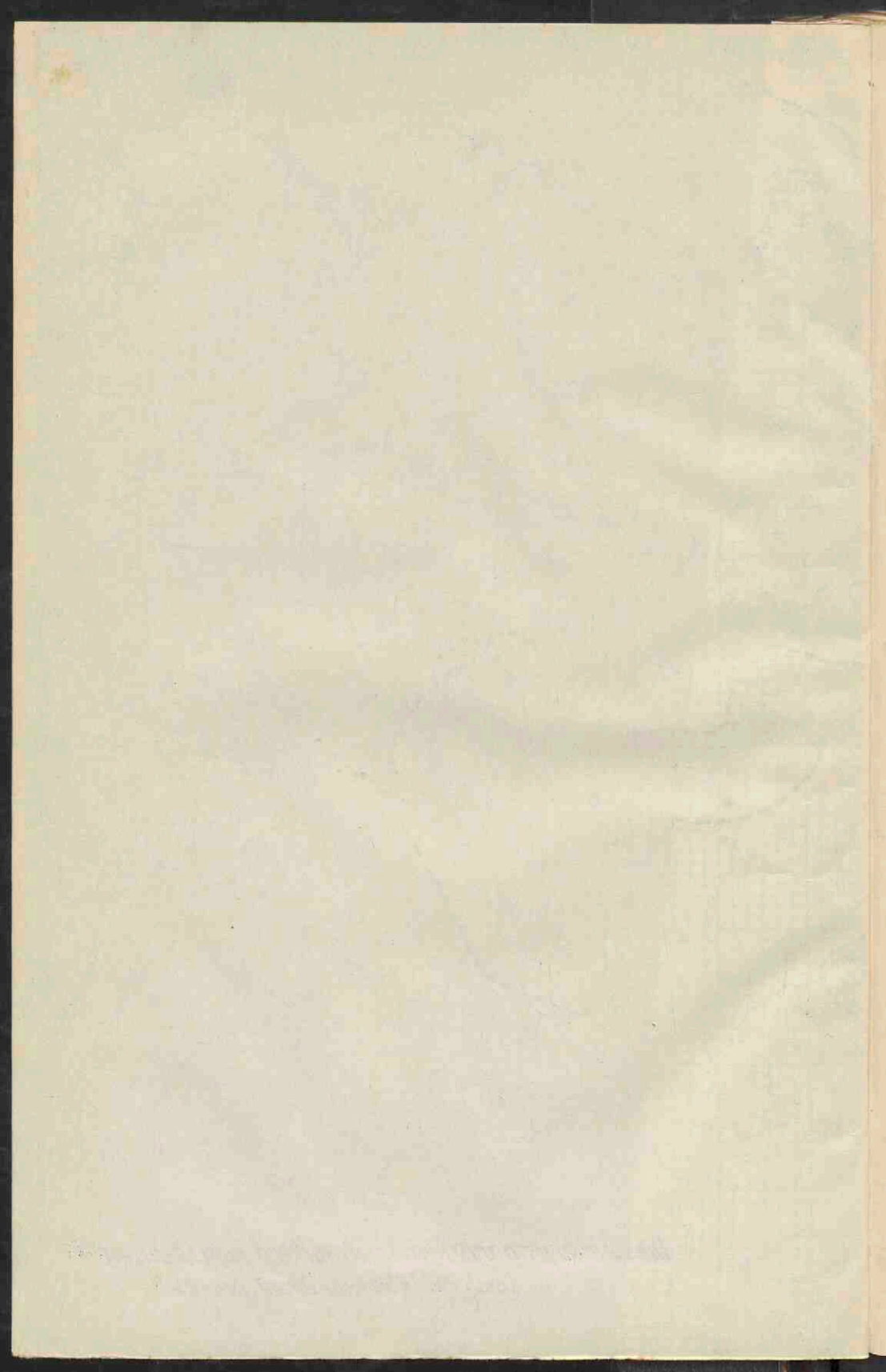
 Westeurop. Steinkiste

 Glockenbecherkultur

 Bandkeramische Kultur

*Die vorindogermanischen Bauernvölker d. jüing. Steinzeit
(nach Wahle, Deutsche Vorzeit, Karte 2)*

1:5000000



Schriften mit vielerlei Sprachen, namentlich in der Gegend von Khotan. Die deutsche Forschungsreise unter Grünwedel und Lecoq 1902/3 und 1904/5 hatte einen fast beispiellosen Erfolg: in Tempel- und Klosterruinen Turkestans fand sich eine Menge von Texten in seither unbekanntem Sprachen und Mundarten, und wir wissen jetzt, daß Mittelasien bis an die chinesische Grenze von arischen Stämmen durchwandert worden war. Welches Ansehen das arische Element hier noch in nachchristlicher Zeit besaß, sieht man aus der Einzelheit, daß wir auf einer dreisprachigen Steininschrift von Qara Balgassun in der nördlichen Mongolei diesen sogdischen Dialekt neben Türkisch und Chinesisch gebraucht finden. Er war offenbar die Umgangssprache arischer Stämme Mittelasiens, zunächst von Buddhisten, dann von Manichäern und Christen. Die Mongolenzüge erst haben diese arischen Völker zersprengt und ihre Heiligtümer zerstört; aber der Wüstensand hat hier in Mittelasien wie in Ägypten viele Manuskripte gut erhalten. Sogdisch scheint von Samarkand bis zur chinesischen Grenze gesprochen worden zu sein.

Eben durch diese wichtigen Funde lernte man auch eine seither ganz unbekanntem arische Sprache kennen, in Handschriften aus dem Südwesten Ostturkestans; es stellte sich heraus, daß wir in dieser zunächst „Nordarisch“ genannten Mundart die Sprache der Sakās vor uns haben; das sog. „Nordarische“ dürfte ein mittelfalkischer Dialekt sein.

Heute stehen die iranischen Sprachen in voller Blüte; außer dem Neupersischen, dessen reiche und wertvolle Literatur weithin nach Asien hinein und bei den Türken vorbildlich war, seien hier nur genannt das Afghanische, die Sprache der Balutschen, das Kurdische, die Pamirdialekte und das Ossetische im mittleren Kaukasusgebiet. Die Sprache der Kasiren südlich des Sindufusch scheint eine indisch-iranische Mischsprache zu sein.

Aus den Funden in Khotan in Ostturkestan ist uns aber auch eine neue, seither ganz unbekanntem Sprache bekannt geworden, das Tocharische, die Sprache eines an der chinesischen Grenze lebenden Indogermanenvolks, das auch antike Schriftsteller unter den Eroberern des griechisch-baktrischen Reiches im 2. vorchristlichen Jahrhundert erwähnen. Tocharistan war einst der Name für die Gegend des heutigen Khotan, die ja auch einmal zum baktrischen Reich gehört hat. Eine zweite Form des Tocharischen wurde einst am Nordrand des innerasiatischen Beckens gesprochen, im heutigen Gebiet von Kutscha. Alte Schriftsteller rechnen die Tocharer zu den Indoskythen, die nach dem Sturz des griechisch-baktrischen Reiches eine neue Herrschaft gegründet haben. Schon hier

muß hervorgehoben werden, daß das Tocharische den indogermanischen Sprachen Europas viel näher steht als den arischen, wie gewisse lautliche Eigentümlichkeiten zeigen.

Skythen war im Altertum ein Sammelname für Reitervölker in Osteuropa in der Gegend nördlich vom Schwarzen Meer bis zu den Gebieten am Kaspischen Meer und Aralsee. Die spärlichen Sprachreste, meist Personen- und Ortsnamen, oft noch entstellt oder ungenau überliefert, genügen zur Feststellung, daß viele Namen der Könige oder Fürsten der ältest bezeugten Skythen iranisches Gepräge haben. Diese ältesten Anwohner der Gegend nördlich des Schwarzen Meeres sind die Kimmerier, wie sie die Griechen, Gimirrai, wie sie die Assyrer nennen. Dieses Volk wird dann um 700 v. Chr. in Südrussland durch die eigentlichen Skythen verdrängt, über die uns Herodot wertvolle Angaben im 4. Buch seines Geschichtswerks macht. Von den Skythen trennt er die Sarmaten, wobei er den Don (Tanais IV, 117) die Grenze bilden läßt. Aber schon bald verschiebt sich diese Grenze westwärts, und zu Strabons Zeit (VII, 3, 13) sind die Sarmaten nach der unteren Donau vorgestoßen. Doch als geographischer Ausdruck sprach man noch immer vom „Skythenland“, und Völker, die aus dem einstigen skythischen Land kommen oder es besiedeln, werden dann ohne Unterschied Skythen genannt. Diese Verschwommenheit des Begriffs „Skythen“ erschwert natürlich auch ihre sprachliche Zuordnung; aber es ist doch der Nachweis erbracht, daß wie bei den Kimmeriern so auch bei den Skythen die Sprache der Herrschaft mit der iranischen Sprachfamilie enger verbunden werden muß, und zwar scheint das Skythische dem Awestischen näher zu stehen als dem Altpersischen. Das Sarmatische hat mit dem Osetischen merkwürdige Ähnlichkeiten; unter den sarmatischen Stämmen sind die Alanen besonders bemerkenswert, deren Name aus dem der Arier entwickelt ist (awestisch *airyanām*, neupersisch *ērān*, *irān* zu *alan*). Diese iranischen Stämme, die also bis nach Südrussland und in die untere Donaugegend vorgestoßen waren, wurden durch die Goten zurückgedrängt (seit dem 2. Jahrhundert n. Chr.), und der Hunnensturm des 4. nachchristlichen Jahrhunderts zersprengte sie vollends. Alanen treten zum Teil in hunnischen Diensten und ziehen weit nach Westen, bis nach Gallien sind Alanenscharen, die sich Vandalen angeschlossen hatten, gekommen; andere Reste der Alanen blieben in Untermosien, und noch viel länger hielten sich Skythenreste auf der Halbinsel Krim.

Wir schließen an das Skythische das Thrakische an, die Sprache eines mächtigen Volkes, das in der Gegend des heutigen Rumä-

niens wohnte, aber auch bis nach Griechenland und Kleinasien gekommen war. So hatte die Gegend um den Olymp nördlich der Peneiosmündung thrakische Bewohner (Strabon X, 471), in Phokis und Boiotien gab es thrakische Siedlungen ebenso wie im mittleren Kuboia („Abanten“ Thukydides II, 29). Thrakisch war das Strymongebiet und die Saimosgegend, und die Sprache der indogermanisch-kleinasiatischen Stämme der Phryger, Myser und Bithynier waren enge mit dem Thrakischen verwandt. Vom Nordabhang der Karpathen über untere Donau und Balkan bis nach Kleinasien war also thrakisches Siedlungsgebiet.

Eine weitere selbständige indogermanische Sprache ist das Armenische, das wir erst aus nachchristlicher Zeit seit dem 5. Jahrhundert kennen. Diese Sprache hat so viel iranische Lehnwörter angenommen, daß man sie früher als iranischen Dialekt ansah, bis Heinrich Hübschmann ihre Selbständigkeit nachgewiesen hat. Auch die Armenier sind aus Europa gegen Ende des 7. vorchristlichen Jahrhunderts in ihre heutigen Wohnsitze am Kaukasus von Europa aus eingedrungen und haben hier ein Reich der Chalder vernichtet.

Auch die Makedonen sprachen eine eigene indogermanische Sprache, die begreiflicherweise dem Thrakischen und Illyrischen recht nahe stand. Der Adel scheint stark unter Einfluß der hellenischen Kultur gestanden zu haben.

Das Illyrische, dessen Fortsetzung man z. T. im heutigen Albanischen sieht, wurde einst nicht nur im eigentlichen Illyrien, also der Gegend des heutigen Albanien, Bosnien, Dalmatien gesprochen, sondern reichte weit nach Norden hinauf. Das Albanische, das durch eine Unmenge von Lehnwörtern bezeichnet ist und auf dem Wege war, eine romanische Sprache zu werden, kennen wir erst aus dem 17. Jahrhundert.

Das Altgriechische zerfiel in eine Reihe von Mundarten, unter denen das Attische hervortrat und sich zur „klassischen“ Sprache Griechenlands entwickelte. Die Sprache Homers ist eine künstliche Mischung des jonischen Grunddialekts mit aiolischen und attischen Elementen. Die anderen Dialekte starben aus, bzw. gingen in der hellenischen Gemeinsprache, der Koine, unter, die auf der attischen Mundart vorzugsweise ruht; aus dieser Gemeinsprache entwickelte sich das Mittel- und Neugriechische; nur hat sich bezeichnenderweise der alte dorische Dialekt Lakoniens, also die Sprache der Spartaner, im sog. Zakonischen bis heute erhalten.

Durch einige Inschriften kennen wir die Sprache der Veneter im Norden des adriatischen Meeres, und die dürftigen Reste rei-

chen aus, auch diese Sprache als indogermanisch zu bezeichnen. Dieses Venetische leitet uns über zu den Sprachen der Italiker und Kelten, die in alter Zeit eine gewisse nähere Verwandtschaft zeigen, so daß man geradezu von einer italo-keltischen Spracheinheit geredet hat. Tatsächlich ist das Latein grammatisch-formal enger mit dem Keltischen als dem Griechischen verwandt, mit dem es erst kulturell Beziehungen anknüpfte. In mindestens zwei ganz getrennten Wellen sind Italiker nach der Apenninhalbinsel vorgezogen: den Stämmen, die ihre Toten verbrannten, folgten Jahrhunderte später die „begrabenden“ Italiker. Das Latein ist aus einer ganz engen Lokalmundart hervorgegangen, aus der Mundart Roms und seiner nächsten Umgebung; schon im nahen Praeneste herrschte ein anderer Dialekt. Zum Latein gehört enger das Faliskische, eine jenseits des Tibers auf etruskischem Boden gesprochene Mundart, die wir aus Inschriften kennen. Dieser lateinischen-faliskischen Sprachgruppe steht scharf die oskisch-umbrische Mundart gegenüber. Oskisch war die Sprache der Bewohner Kampaniens, die zu den sabellischen Stämmen Mittelitaliens gehörten; man fand oskische Inschriften in Samnium, Kampanien, Nordapulien, Lukanien und Bruttium, sogar in Messana auf Sizilien, aber die Hauptgruppe der oskischen Inschriften gehört Kampanien an, vor allem den Städten Capua und Pompei. Die Inschriften reichen vom Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. bis zu den graffiti von Pompei, 63. n. Chr. Das Umbrische, also die Mundart der Landschaft östlich von Etrurien zwischen oberem Tiber und Adria, kennt man vor allem aus den Bronzetafeln von Iguvium, dem heutigen Gubbio, mitten im Umbrienland.

Wir kommen zu den Kelten, denen einst ganz West- und Süd-deutschland gehörte, und die sich in einem Gürtel von Spanien („Keltiberer“) durch Mitteleuropa bis nach Kleinasien („Galater“) ausdehnten. Vom Gallischen haben wir durch Inschriften, Glossen und sehr zahlreiche Eigennamen Kunde. Die heutigen keltischen Sprachen zerfallen in das Irische, Schottische und das Manx auf der Insel Man in der irischen See einerseits und das Britische andererseits, zu dem das Cymrische in Wales, das im 18. Jahrhundert ausgestorbene Cornische und das Bretonische in Frankreich gehören.

Eine Gruppe für sich bilden die baltischen und slawischen Sprachen; zu den baltischen Sprachen gehören Litauisch, Lettisch und das im 17. Jahrhundert ausgestorbene Altpreussische. Die älteste slawische Sprachform ist das Altbulgarische, worin die Bibelübersetzung der beiden Slawenapostel Cyrillos und Methodios abge-

fast ist. Das Ostslawische wird durch das Russische vertreten; zu den südsüdlichen Slawinen gehört Bulgarisch, Serbo-Kroatisch und Slowenisch, die westslawischen Dialekte sind Polnisch, Tschechisch und Sorbisch in der Lausitz; das Polabisch, das einst am Unterlauf der Elbe gesprochen wurde, ist schon im 18. Jahrhundert ausgestorben.

Damit wäre unser Überblick über die sprachlichen Verwandten des Germanischen abgeschlossen, wäre nicht in neuester Zeit eine weitere indogermanische Sprache zutage gekommen, die besonderes Interesse erregt, das sog. Sethitische. Durch Ausgrabungen Hugo Wincklers in einer Gruppe von Ruinenhügeln bei dem Dorf Boghazköi in Kleinasien entdeckte man im Jahre 1905/07 eine große Bibliothek von Tontafeln, die aus einem Tempelarchiv von etwa 1300 v. Chr. stammen. Das Land gehörte damals den Sethitern, die eine große Weltmacht bildeten. Aber schon 1200 ist ihr Reich vernichtet worden, und die Kunde von ihnen war verhallt. Allerdings werden Sethiter im Alten Testament erwähnt; von dem Sethiter Ephron z. B. kaufte Abraham eine Grabstätte für Sara (Gen. 23), und dem Sethiter Uria raubt David dessen Frau, die Bathseba (2 Sam. 11). Luther schreibt Sethiter, in alter Zeit hieß das Volk Chatti. In ihrem Reich wurde eine ganze Reihe verschiedener Sprachen gesprochen; eine darunter, die Hauptsprache des Landes, zeigt unbestreitbar indogermanischen Formenbau, während der Wortschatz größtenteils ganz fremd anmutet. Wir haben es also mit einer Mischsprache zu tun; andere Sprachen scheinen zu dem kaukasischen Stamm zu gehören und dürften für die Geschichte dieser Sprachgruppe noch von großer Bedeutung werden. Für die indogermanische Sprachwissenschaft brachte das Sethitische wenig Neues, da es mehr durch den Vergleich mit anderen indogermanischen Sprachen selbst erhellt werden muß, als daß es seinerseits für die indogermanische Sprachentwicklung trotz des Alters der Bezeugung Wesentliches bisher beigetragen hätte.

Als selbständiges Glied fügt sich nun das Germanische diesem Kreis verwandter Sprachen ein. Die älteste germanische Inschrift ist die auf dem Bronzehelm von Negau, die man spätestens Anfang des 1. Jahrhunderts v. Chr. datiert (etwa 100 v. Chr.).

Auch hier übertreffen die sprachlichen Zeugnisse an Bedeutung weit die unmittelbaren philologischen Quellen: es gibt sehr altertümliche germanische Lehnwörter in Nachbarsprachen, besonders dem Finnischen; auch Eigennamen und Ortsnamen, die antike Schriftsteller und römische Inschriften bieten, können von großem

Wert sein. Die eigentliche schriftliche Überlieferung setzt nämlich erst in nachchristlicher Zeit ein; noch 100 Jahre älter als die bekannte gotische Bibel des Wulfilas (311—382 n. Chr.) sind die ältesten Runeninschriften, die der gemeingermanischen Sprachgestalt noch sehr nahe stehen.

Die einzelnen germanischen Sprachen zerfallen in drei Gruppen, Ost-, Nord- und Westgermanisch, unter denen Ost- und Nordgermanisch sich näher stehen. Folgende Übersicht veranschaulicht diese Einteilung:

I. Ostgermanisch:

Sprache der Völker östlich der Oder, vor allem Gotisch; dazu Burgundisch, Vandalisch.

II. Nordgermanisch:

- a) Ostnordisch: Schwedisch, Dänisch.
- b) Westnordisch: Norwegisch, Isländisch.

III. Westgermanisch:

- a) Ingaevonisch:
 1. Englisch, seit etwa 600 n. Chr. bekannt;
 2. Friesisch, seit dem 13. Jahrhundert bezeugt;
 3. Langobardisch, nur in dürftigen Sprachresten erhalten.
- b) Deutsch:
 1. Niederdeutsch, von 800—1100 altsächsisch, bis gegen 1600 mittelniederdeutsch, heute plattdeutsch genannt;
 2. Niederländisch, von 800—1200 altniederfränkisch, bis etwa 1500 mittelniederländisch, dann neuniederländisch (Holländisch, Vlämisch).
 3. Hochdeutsch, von 740—1100 Althochdeutsch, bis 1500 Mittelhochdeutsch, von da an Neuhochdeutsch.

Die indogermanischen Sprachen wurden und werden also auf einem riesigen Ländergebiet gesprochen: von Island im Nordwesten über Europa und Mittelasien nach Vorderindien und bis an die Westgrenze von China, und in neuer Zeit sind das Englische

in Amerika und Australien, romanische Sprachen in Mittel- und Südamerika weithin herrschend geworden, und auch in Afrika erklängen infolge der neuzeitlichen Kolonisation allerorten indogermanische Sprachen. Somit hat sich die indogermanische Sprache alle Weltteile erobert; kein anderer Sprachzweig kann sich auch nur entfernt mit dem indogermanischen Sprachstamm an Größe, Ausdehnung und Bedeutung bis zum heutigen Tag messen. Es muß ein begnadetes, unvergleichbar begabtes Volk gewesen sein, das diese Sprache sich einstens schuf; denn Indogermanen haben seither die Weltgeschichte, insbesondere die Europas und Westasiens, bestimmt, seit ihrem Auftreten ist es mit der kulturellen Vorherrschaft des semitischen Orients vorbei. Zur Zeit, da wir ein indogermanisches Volk im ersten Dämmer der Geschichte auftauchen sehen, treffen wir es auf dauernden Wanderungen und Eroberungszügen an, im Begriff, sich nach allen Seiten mit Waffengewalt auszudehnen. Als wehrhafte Wanderstämme von ungeheurer, organisierender Begabung erscheinen uns alle Völker indogermanischer Zunge am Anfang ihrer Geschichte, Inder und Perser so gut wie Hellenen, Italiker und Kelten, wie Germanen, Skythen oder Hethiter. Aber wie sich ihre Sprachen von der anfänglichen Gleichheit bis zur Unkenntlichkeit auseinanderentwickelt haben, so ist auch die Wesensart der einzelnen Völker sehr verschieden; welcher Unterschied waltet zwischen Griechen und Römern, zwischen Kelten und Germanen, und nur zu oft haben indogermanische Völker, ohne die einstige eigene Verwandtschaft noch zu ahnen, sich gegenseitig zerfleischt und bekämpft, Griechen und Perser, Römer und Kelten, Römer und Germanen, Germanen und Slawen.

Wie ist das geschehen? Woher stammt dies schnelle Auseinanderwachsen und diese Entfremdung der sprachverwandten Völker? Woher kam jenes „Urvolk“ selbst, das noch die gemeinsame Grundsprache redete? Haben wir überhaupt Mittel, diese Frage zu beantworten, die den Schlüssel liefert zum letzten Verständnis der europäischen Geschichte, weil sie den gemeinsamen Ausgangspunkt bestimmen würde, die für die Vorgeschichte jedes indogermanischen Einzelvolks, der Griechen und Römer, der Kelten und Germanen, der Inder und Slawen, von grundlegender Wichtigkeit ist, für deren Beantwortung es aber keine philologischen Quellen gibt? Dürfen wir hoffen, den Trieb nach Erkenntnis der ältesten Zusammenhänge der europäischen Völker und ihres letzten Ursprungs mit wissenschaftlichen Mitteln zufriedenzustellen? Können wir auf die Urfrage nach dem Woher, nach der Herkunft unserer ältesten Ahnen überhaupt eine wissenschaftliche Antwort geben?

II. Die Erschließung der indogermanischen Kultur

Da „Indogermanen“ und „indogermanisch“ ein von der Sprache her begründeter Begriff ist, so müssen wir zunächst auf Grund der Wortgleichheit uns ein Bild von den Begriffen und Sachen zu machen suchen, die wir als gemeinsames Erbe ansehen dürfen. Wenn wir feststellen, daß das Wort mit dem Begriff „Joch“ in den meisten indogermanischen Sprachen mit derselben Form und Bedeutung wiederkehrt (Deutsch Joch, gotisch juk, lateinisch iugum, griechisch zügón, cymrisch iou, litauisch jungas, altflawisch igo, armenisch luc, neupersisch jug, altindisch yugám), dann ist der Schluß unabweisbar, daß die gemeinsame Sprache, also das „Indogermanische“, ein Wort von der Form jugóm mit dem Sinn „Joch“ gekannt haben muß; das aber bedeutet, daß die „Indogermanen“ selbst die Zugvorrichtung des Joches gekannt haben. Da auch ein Zeitwort formal dazu gehört (in lateinisch iungo, griechisch zeúgnymi, altindisch yunákti) mit dem Sinn „verbinden“, ergibt sich für dieses indogermanische Wort jugóm „Joch“ der ältere Sinn „Bindung, Anschirrung“; der Begriff ist also mit eigenen Sprachmitteln ausgedrückt, nicht entlehnt. Nun ist aber in derselben Weise auch ein Wort mit dem Sinn „Wagen“, „Achse“, „Deichsel“ nebst zugehörigem Zeitwort „ziehen“ und „Nabe“ erschließbar; daraus folgt, daß der Begriff jugóm „Joch“ nicht allein steht, sondern sich in einen ganzen weiteren sachlichen Zusammenhang, in ein ganzes Begriffsfeld einfügt: die „Indogermanen“ haben also den Wagen mit den einzelnen Teilen gekannt. Da sich in dieser Weise auch nachweisen läßt, daß sie das Pferd, den Stier und die Kuh besaßen, haben wir eine sachlich geschlossene Gruppe, die wir dem noch nicht aufgelösten Urvolk als Kulturbesitz zuerkennen müssen. Ob ein solches Wort im indogermanischen Sprachbereich selbst vielleicht schon Lehn- oder Wanderwort war, daher also auch in nichtindogermanischen Sprachen nachweisbar ist, oder ob es die Indogermanen mit eignen Sprachmitteln erst gebildet haben, ist für diese Erschließung ihrer Kultur gleichgültig, genug, daß sie das Wort mit dieser Bedeutung, also auch die Sache gehabt haben. In dieser Weise kann man in mühsamer Einzelarbeit mosaikartig wesentliche Züge der gemein-indogermanischen Kulturverhältnisse erschließen, und in Otto Schraders bewundernswertem „Realexikon der indogermanischen Altertumskunde“ (2. Aufl. bearbeitet von A. Nehring) haben wir unter den einzelnen Kenn-

worten die Zusammenfassung unseres heutigen Wissens auf diesem Gebiet. Natürlich kann man auf diesem Weg nur ein ungefähres, sehr skizzenhaftes Bild der indogermanischen Verhältnisse gewinnen, und es gilt, mögliche Fehlerquellen in den Schlüssen auszuschalten. Da kommen vor allem drei Schwierigkeiten in Betracht, die stets erwogen werden müssen: Zunächst ist eine der üblichsten Erscheinungen im Sprachleben, daß ein Wort ungewöhnlich wird, außer Mode kommt und schließlich ausstirbt. Mit Schlüssen *ex silentio* (d. h. wenn Gleichungen für einen Begriff fehlen) muß man also hier wie auch auf anderen Gebieten sehr vorsichtig sein; nur wenn sie sich auf ganze Begriffsfelder und -gruppen erstrecken, sind sie zulässig. Zweitens ändert sich, wie ebenso bekannt ist, der Begriffsinhalt eines Wortes sehr häufig langsam im Laufe der Entwicklung; es gilt also, besonders sorgfältig die Grundbedeutung verwandter Worte in ältester Zeit erst festzustellen, ehe sie zu Schlüssen über die Kultur gebraucht werden. Drittens ist ein Wort gelegentlich später von Volk zu Volk entlehnt worden, also in Zeiten nach der Auflösung der indogermanischen Sprachgemeinschaft, und es wäre in diesem Fall natürlich ein arger Trugschluß, dies jüngere „Wanderwort“ dem Urbesitz wegen der ähnlichen Form zuzuschreiben; indessen ist es auch hier dem Sprachforscher oft sehr leicht, aus sprachlichen und sachlichen Erwägungen den Fehler zu vermeiden: aus sprachlichen Gründen deshalb, weil ein solches Wanderwort im Sprachgefüge isoliert steht und meist schon an der äußeren Form als späterer Eindringling entlarvt werden kann, aus sachlichen Gründen, weil es oft möglich ist, den betreffenden späteren Kulturstrom historisch oder prähistorisch nachzuweisen. Denn mit dem Augenblick, wo die sprachlichen Aussagen kulturhistorische Ergebnisse behaupten, stehen andere Wissenschaften je nach dem Gegenstand zur Verfügung, um die Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit dieser sprachwissenschaftlichen Schlüsse nachzuprüfen; hier wird die überfachliche „Synthese“, die Zusammenfassung der Ergebnisse verschiedener Forschungsgebiete, zur wissenschaftlichen Pflicht. Endlich läßt sich ein erschlossenes indogermanisches Wort auch öfters noch historisch nachweisen, wenn es nämlich in „indogermanischer Zeit“ in andere Sprachen entlehnt worden ist, wie denn überhaupt die Frage erwogen werden muß, wie denn diese gemeinsame „indogermanische Grundsprache“ ihrerseits entstanden ist, und insbesondere, ob sie mit anderen Sprachstämmen der Menschheit irgendwelche Beziehungen besitzt.

Der Haupt Sinn der annähernden Erschließung indogermanischer Kulturverhältnisse liegt aber überhaupt nicht etwa in dem Re-

konstruieren eines vermuteten Urvolks mit erschlossener Kultur an sich, sondern dies kann nur die Vorarbeit dazu sein, um das Indogermanenvolk mit den vorgeschichtlich durch Bodensfunde bezeugten Völkern in engere Beziehung zu bringen und es in Bodensfunden historisch nachzuweisen. Dann nur, wenn man bestimmte vorgeschichtliche Funde und Gräber als „indogermanisch“ nachweisen könnte, erlangte das von der Sprache her gewonnene, künstlich gefügte Mosaikbild erst wirklich historisches Leben. Und das halte ich, wie wir sehen werden, für möglich und wissenschaftlich nachweisbar.

Das auf Grund der Wortgleichungen zusammengesetzte Mosaikbild der indogermanischen Kultur zeigt uns ein Volk von Viehzüchtern, deren eigentlicher Reichtum in den großen Herden bestand. Auch den Ackerbau kannte man; aber die Wortgleichungen für dieses Gebiet reichen, im Gegensatz zu den Ausdrücken für Viehzucht, nur selten zu den Indogermanen Asiens hinüber. Dieser Ackerbau wird in dem System der sog. wilden „Feldgraswirtschaft“ betrieben, so wie es Tacitus von den Germanen bezeugt, daß sie die Saatfelder von Jahr zu Jahr wechseln (Germ. c. 26). Bei den dauernden Wanderungen der indogermanischen Völker ist ja eine gründlichere Bodenausnützung nicht wohl denkbar. Einigkeit herrscht weiter über die Tatsache, daß wir das Indogermanenvolk in den Ausgang der jüngeren Steinzeit und Beginn der Metallzeit zu setzen haben. Die Indogermanen kannten Werkzeuge aus Stein (vgl. z. B. german. sahs „Messer“ = latein. saxum „Stein, Fels“), kannten aber auch schon ein Metall (gotisch aiz „Erz“, latein. aes, altindisch ayas, awestisch ayō „Metall“). Man wohnte in Sippendörfern und Gehöften, oft auch in Wohngruben, und wußte Verteidigungsanlagen auf Hügeln mit Wällen, Gräben und Pallisaden anzulegen. Daß man Handel trieb, beweisen Ausdrücke für „kaufen“ und für „Masse“. Der völkische Zusammenhalt gründete sich durchaus auf den Sippenverband und die Vaterfamilie; von „mutterrechtlichen“ Zuständen läßt sich nichts für die Urzeit der Indogermanen nachweisen. Aus den Rechtsverhältnissen ist die Blutrache mit ihren Pflichten als grundlegendes Gebot hervorzuheben, die vom Werte des Mannes und seiner Ehre zeugt.

Wenden wir uns nun der Frage nach den ältesten Wohnsitzen der Indogermanen zu, so stoßen wir auf ein heiß umstrittenes Gebiet; Einigkeit herrscht darin, daß Indien, Kleinasien, Balkan-, Apennin- und Pyrenäenhalbinsel sowie Westfrankreich ausschließ-

den müssen, weil hier nachweislich erst eine späte Einwanderung indogermanischer Stämme erfolgte. Wir finden im Dämmer der Frühgeschichte die indogermanischen Stämme in Mitteleuropa bis weit nach Asien hinein siedeln; Westeuropa kommt nicht als Ausgangspunkt der indogermanischen Bewegung in Betracht, weil hier bis weit in die geschichtliche Zeit hinein nichtindogermanische Stämme (Iberer, Aquitanier) wohnten und wir erst in geschichtlicher Zeit die Kelten von Osten her in dieses Gebiet vordringen sehen. Am dünnsten ist das Band indogermanischer Völker in Kleinasien, nach beiden Seiten breitet es sich fächerförmig aus: im Westen Griechen, Illyrier, Italiker, Kelten, Germanen, Balten, Slawen, Thraker, nach Osten Skythen, Saken, Iranier, Inder, Tocharer. Früher hielt man Asien, etwa die Hindukusch- und Pamirgegend, für die Wiege des Indogermanenvolks. Dann kam ein Rückschlag, und eine Reihe namhafter Forscher vertritt heute die Ansicht, die Ostseegegend und norddeutsche Tiefebene sei der Ursitz der Indogermanen gewesen, während Otto Schrader in mehr vermittelnder Weise die Gebiete der südrussischen Steppen bis in die Gegend des Kaspi und Uralsees als indogermanische Urheimat angab (s. seine endgültige Zusammenfassung im Reallex. d. idg. Altert. 2. Aufl. II, 1929, S. 575 ff.).

Es ist nun deutlich, daß Schraders Ansicht sich mit der Annahme asiatischer Herkunft des Urvolks leicht verbinden läßt, und so drängt unsere Grundfrage alsbald zu der Entscheidung: ist die Ostseegegend bzw. Mitteldeutschland die indogermanische Urheimat oder nicht? Ist es nicht der Fall, so muß das mittlere Westasien als die dann allein erwägenswerte Gegend indogermanischer Urkultur angesehen werden.

Nun sind aber die Ostseegegend, Südschweden und die dänischen Inseln unbestreitbar der älteste Ausgangspunkt der Germanen gewesen, wie von allen Seiten zugegeben wird. Soll hier oder doch in der nächsten Nähe auch die Heimat der Indogermanen sein, dann wären also die Germanen am längsten von allen indogermanischen Völkern sesshaft an ihrem Ursprungsgebiet geblieben oder doch nur unbedeutend gewandert, während alle anderen sprachverwandten Stämme weit abgezogen seien. Die Germanen wären dann die letzten Reste unvermischtester Indogermanen, die einzigen Indogermanen, die bis in historische Zeit keine nennenswerten Wanderungen unternommen hätten; alle für die Kultur, Sitte und Lebensweise der Indogermanen erschlossenen Ergebnisse müßten sich dann für die Ostseegegend in erster Linie bewähren.

Wie die Dinge liegen, heißt also die Frage nach der Herkunft der Germanen, die wir uns stellen, in die Frage umformen: kann die Ostseegegend, das älteste Wohnungsgebiet der Germanen, zugleich die Urheimat der Indogermanen gewesen sein oder nicht? Lassen sich die nach dieser Annahme sesshaft gebliebenen Germanen als den letzten Rest der sonst weithin abgewanderten Indogermanenstämme, demnach als die unvermischtesten und ursprünglichsten Indogermanen, nachweisen? Muß dies bejaht werden, ist unsere Frage nach dem Ursprung der Germanen damit ohne weiteres gelöst; ist sie zu verneinen, dann müßte die Geschichte der Entstehung des Germanenvolks mit den Schicksalen eines von Südosten kommenden Indogermanenstammes zusammenhängen, oder die zurückgebliebenen Indogermanen könnten sich in der Ostseeheimat selbst mit einem anderen Volk vermischt haben; anderes kommt nicht in Frage, weil der Westen, Nordosten und Süden Europas für die indogermanische Urheimat von vornherein ausscheiden. Da manche Forscher auch Mitteldeutschland bis zum Thüringer Wald als indogermanische Urheimat ansehen wollen, ein Gebiet, in dem von indogermanischen Völkern vor allem Kelten in älterer Zeit saßen, so werden wir auch diese Hypothese dauernd prüfen und berücksichtigen, obwohl es sich hier nicht, wie in der Ostseegegend, um einen rein „nordischen“ Kulturkreis handeln würde. Denn bei der „Ostsee-Theorie“ ist doch das eigentliche Hauptbeweisstück, daß die Indogermanen mit der sog. „nordischen Rasse“, ihre ältesten Wohnsitze mit dem „nordischen Kulturkreis“ gleichzusetzen seien, während sich bei der Annahme einer mitteldeutschen indogermanischen Urheimat für die Germanen von vornherein Mischung mit anderen Völkern ergäbe. Bei der Schwierigkeit und Wichtigkeit unserer Frage müssen wir sie von den verschiedensten Seiten her betrachten. Wir beginnen zunächst mit sprachwissenschaftlichen Erwägungen, um dann alle anderen in Betracht kommenden Wissenschaften zur Hilfeleistung heranzuziehen.

III. Die Eigenart der germanischen Sprache

Wäre die Ostseegegend oder auch Mitteldeutschland die indogermanische Urheimat, dann säßen die Germanen, deren älteste Siedlungen unbestritten in der westlichen Ostseegegend zu suchen sind, den Ursitzen am nächsten und hätten in vorhistorischer Zeit kaum nennenswerte Wanderungen hinter sich. Weil ihre Sprache

indogermanisch ist, so hätten nichtindogermanische Völker, falls sie in ihr Gebiet eingefallen wären, sich ihnen fügen und unterwerfen müssen. Da zugleich diese ihre Ursitze, die Ostseegegend, den uralten Kulturmittelpunkten im Süden am Mittelländischen Meer weit entrückt waren, jedenfalls weiter als bei irgendeinem anderen indogermanischen Stamm, also auch Kulturströmungen des Südens am spätesten und am abgeschwächtesten zu ihnen gekommen wären, so sollte man billig erwarten, daß ihre Sprache recht altertümlich sein müsse und dem indogermanischen Formenbestand noch ziemlich nahe stehe. Das Gegentheil ist der Fall: in der als gemein-germanisch zu erschließenden Zeit hatte das Germanische besonders im Zeitwort, aber auch im Hauptwort im Vergleich mit dem indogermanischen Zustand sehr starke Einbußen erlitten. Man hat demgegenüber bemerkt, daß das Germanische verhältnismäßig spät belegt sei gegenüber dem Indischen, Iranischen und Griechischen; aber dieser Einwand ist nicht stichhaltig; eine Sprache wie das Litauische, die wir erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts kennen, ist selbst in dem heutigen Zustand viel altertümlicher als das alte Germanische; auch die slawischen Sprachen haben weniger erneuert als die germanischen. Man könnte ferner einwenden, dies sei eine innersprachliche, selbständige Entwicklung, zwar schwer im einzelnen zu begründen, aber eben doch nicht undenkbar: zu manchen Zeiten änderten sich Sprachen eben schneller als gewöhnlich.

Daß auch dieses höchst bequeme Sichberufen auf die Unerklärbarkeit innersprachlicher Umwandlungen irrig und unfruchtbar ist, geht aus der Erwägung hervor, daß bereits das Urgermanische sehr deutlich den ganzen indogermanischen Sprachcharakter umgebildet hat und dabei eine Richtung einschlägt, die in der späteren Entwicklung bis zur Gegenwart beibehalten und weiter verfolgt worden ist. Wir dürfen nämlich in dem Formenverlust, den das Germanische im Vergleich zu seiner indogermanischen Grundlage erlitten hat, keineswegs einen bloßen Verfall oder eine Entartung erblicken, sondern ganz im Gegenteil sind hier neuschöpferische Kräfte mit bestimmtem Willen am Werk, die ererbte Sprache bewußt in anderer und neuer Richtung umzubilden.

Im Indogermanischen wurde insbesondere durch den Wortausgang die Funktion eines Worts im Satzganzen zum Ausdruck gebracht; wechselnde Endungen gaben an, in welcher Weise das Wort mit den anderen Satzgliedern in Beziehung zu bringen sei. Dies gilt für Haupt- und Zeitwort in gleicher Weise. Diese Endungen waren sehr zahlreich und verliehen der Grundbedeutung des Stammes eine Unmenge feiner und verschiedenster Färbungen. Nament-

lich das Zeitwort war reich entwickelt; es gab eine Fülle von klar unterschiedenen Formen, die vor allem durch den wechselnden Ausgang, durch die Endungen und Suffixe, bezeichnet und voneinander geschieden waren. Jede Abtönung in Bedeutung und Funktion wurde durch besondere Veränderungen vorzugsweise am Wortende ausgedrückt. Diese Variation des Wortausgangs brachte dem Satze einen geschlossenen Verband; über die Funktion seiner Teile konnte kein Zweifel bleiben, weil das Wortende gleich einem festen Steuer die Leistung des einzelnen Satzgliedes klar festlegte. Diesem straffen System der Endflexion ist jedes Wort unterworfen, jedes Satzglied erhält sein deutliches Kennzeichen angehängt, das seine Leistung und Aufgabe im Ganzen des Wortgefüges auf das bestimmteste angibt. Man sparte nicht mit diesen Mitteln der Funktionsangabe, und so haben wir ein äußerst reiches, verwickeltes, aber leistungsfähiges Ausdruckssystem, das um so reicher wird, je mehr wir uns dem zu erschließenden Stand der indogermanischen Gemeinsprache nähern. „Suppletivwesen“, d. h. Stamm-, Form- und Suffixvariation war besonders ausgeprägt und deutet auf eine noch wenig abstrahierende, scharf die Tatsachen beobachtende Geistesart. Denn je naturgebundener, urwüchsiger das Denken, um so verschwenderischer geht es mit den Sprachmitteln um; allzu großer Formenreichtum beweist stets eine primitive, naturnaher Denkungsart, die noch wenig durch Abstraktionen zusammenzufassen gelernt hat. Besonders wichtig ist die durchgehende aktive Betrachtungsweise, die auch Einwirkungen von außen stets als Tätigkeiten und Handlungen des Subjektes auffaßt und dabei zwei besondere Formengruppen sich schafft, um anzugeben, ob diese Handlungen und Tätigkeiten einfach nach außen und auf die Außenwelt wirken (Aktivum), oder ob sie dabei in den Interessenskreis des Subjektes fallen (Medium); ein eigentliches Formensystem zum Ausdruck der Einwirkungen von außen auf das Subjekt, also ein Passivum, hatte die Grundsprache nicht. Das bedeutet, daß man sich ein erduldenes, leidendes, sich fügendes Subjekt überhaupt nicht denken konnte, daß man vielmehr nur ein tätiges, handelndes, die Außenwelt gestaltendes und beherrschendes Subjekt anerkannte, dem selbst Unterliegen und Tod noch eigene Handlungen sind (z. B. ich sterbe, ich leide, also als Handlung, als aktive Tätigkeit des Subjektes hingestellt). Die Betonung wechselte in einem Wort und sprang oft auf verschiedene Silben und Ausgänge, weil diese offenbar noch besonders durch diese Akzentbetonung hervorgehoben werden sollten; wie durch einen beweglichen Scheinwerfer konnten nach Bedarf alle Silben eines Wortes in das hell-

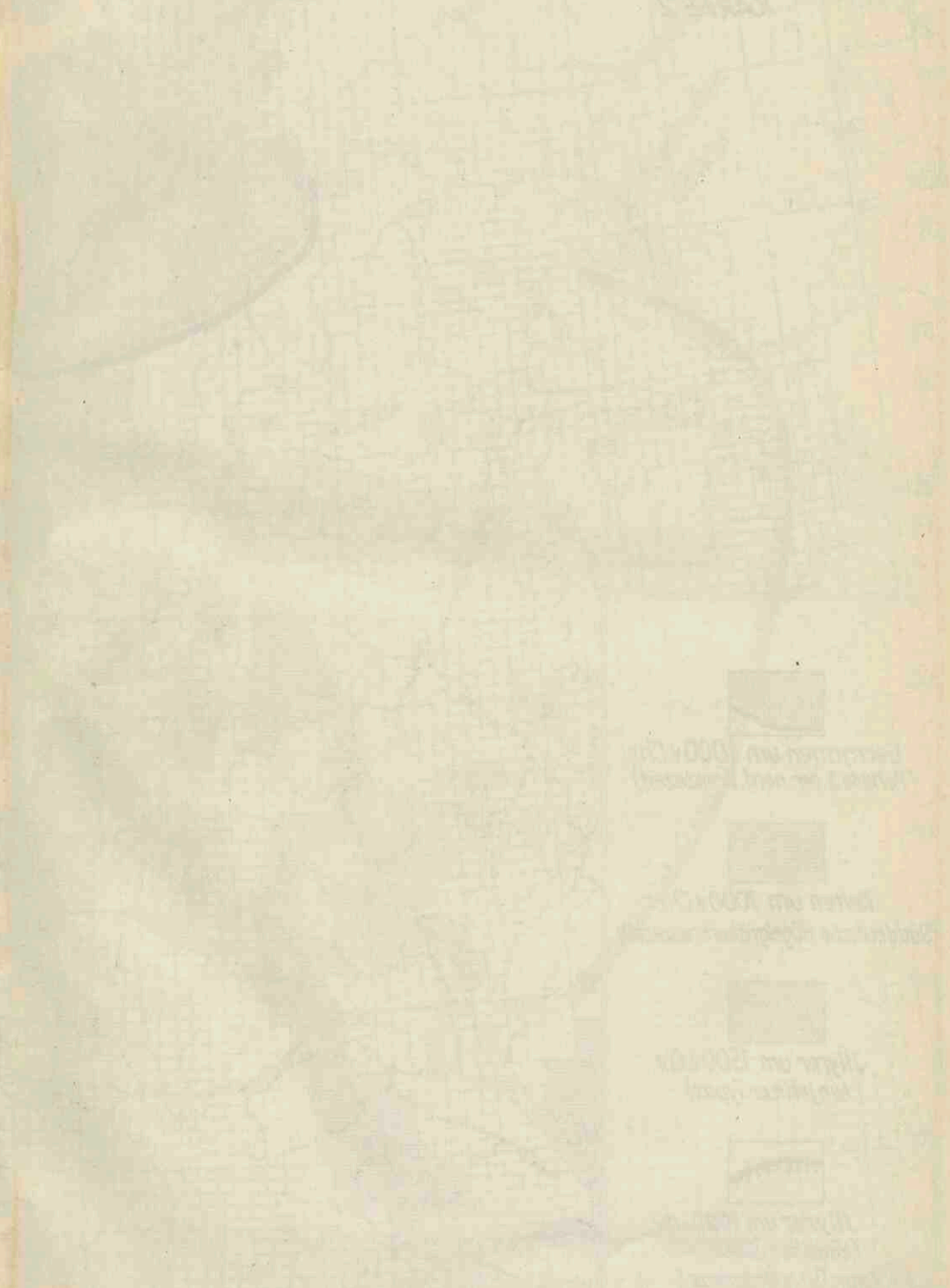
ste Licht durch diesen Akzent gesetzt werden. Im übrigen war das einzelne Wort ein selbständiges Glied; man liebte es nicht, im Satz die Wortgrenze allzusehr zu verwischen und die einzelnen Wörter etwa in ein größeres Satzwort einzuschmelzen: bei aller Unterordnung im Satzganzen wird doch die Selbständigkeit des Einzelworts gewahrt.


Vergleichen wir das Gemeingermanische mit diesem Zustand der Grundsprache, von der es stammt, so finden wir das ganze Sprachsystem von Grund aus geändert: es ist nicht etwa nur eine Vereinfachung weitgehendster Art, eine Auflockerung und eine sehr starke Rückbildung des Formenbestands eingetreten, sondern vielmehr ein prinzipieller Wechsel der Sprachmittel selbst. Der Wortausgang, der eigentliche Funktionsträger in indogermanischer Zeit, wird vernachlässigt, so daß hier Ausfall und Kürzungen der einst so wichtigen Endungen eintreten. Der alte freie, schwebende Akzent legt sich noch in gemeingermanischer Zeit starr und schwer auf die Stammsilbe, den eigentlichen Sinnträger, und statt jener straff organisierten Funktionsverteilung an jedes Wort, die seine Unterordnung unter den einheitlichen Satzsinne bedingte, finden wir locker aneinandergereihte, viel selbständiger behandelte Einzelwörter, und ihre Funktion wird ausgedrückt durch eine immer mehr aufkommende Wörtergruppe, die keine selbständige, in sich geschlossene Bedeutung besitzt, sondern die Funktion der anderen Wörter und ihre Form anzugeben hat, also durch „Formwörter“. Die Deklination wird im Laufe der Zeit durch den Artikel, die Verbalflexion durch das Subjektpronomen, die Verbalgruppen durch Umschreibung, d. h. durch Auflösung in Form- und Hilfsörter gelockert. Je funktionsloser die Endungen, um so unentbehrlicher werden diese neuen Formwörter. Die einst gleichwertigen Wörter gliedern sich in Rangstufen, und sie brauchen zum Ausdruck ihrer Satzfunktion die Dienste und Hilfe anderer Wörter, deren Aufgabe immer mehr nicht eine selbständige Sinnwiedergabe, sondern der Hinweis auf die syntaktische Verwendung der wichtigen Sinnwörter im Satzgefüge wird. Zugleich liegt darin eine Vereinfachung, ein früher nicht gekanntes Gefühl der zweckmäßigen Sparsamkeit mit Sprachmitteln, die aber allmählich den gesamten Sprachbau unter diesem Gesichtspunkt grundsätzlich umgestaltet. Die straff unterordnende Gliederung an sich gleichwertiger Wörter unter die Bedürfnisse des Satzganzen lockert sich zu einer sinnvollen Aneinanderreihung von herrschenden Sinnwörtern und ihnen beigegebenen dienenden Formwörtern. Man wird hausälterisch und prüft kühl und nüchtern das Spracherbe auf seine praktische


Zweckmäßigkeit, und dieser neue Gesichtspunkt führt zu einer völligen Revolution. Beim Hauptwort gibt man manche Kasus und Klassen auf, der Dualis wird als unnützer Ballast abgeworfen. Man wädhnte, rein lautlicher Zusammenfall genüge, um diese Vereinfachung der Kasus zu erklären; aber man vergißt dabei, daß diese Vernachlässigung des in indogermanischer Zeit so bedeutungswichtigen Wortausgangs selbst ja schon ein Wechsel der Mittel und des ganzen Systems bedeutet; solange der Wortausgang der besondere Träger der Funktion ist, kann er auch lautlich niemals verkümmern und vernachlässigt werden. Man wechselte vielmehr bewußt die Mittel und hielt den ererbten Funktionsausdruck für ungeeignet und unpraktisch. Beim Verbum sind die Umbildungen vollends revolutionär. Das Medium, im Gotischen nur im Präsens noch in Resten trümmerhaft erhalten, wird aufgegeben, ebenso der alte Konjunktiv; von den anderen Formgruppen erhielt sich von vielen Bildungen nur ein einziger Imperativ und ein Partizipium. Von dem reichen Tempusystem des Indogermanischen, vom Futurum, Aorist, Imperfektum, Plusquamperfektum blieb Praesens und Perfekt allein, und damit wurde bewußt verzichtet auf die Beziehung des Zeitverhältnisses der einzelnen Handlungen unter sich. Auch auf die feinen Abtönungen in den Verbalbildungen, insbesondere im Präsenssystem, ist verzichtet, ebenso auf alte Feinheiten in Form- und Suffirvariation; selbst wenn noch ein paar erstarrte Reste vorliegen, so sind das bedeutungslose Versteinerungen, keine noch in lebendiger Bewußtheit gebrauchte und angewandte lebendige Sprachmittel. Und noch in den beibehaltenen Formen wird weitgehend vereinfacht: für den Unterschied von Präsens und starkem Perfekt sucht man den ererbten Ablaut grundsätzlich durchzuführen, weil man nach der Funktionsarmut der Endungen eine Veränderung des Stammes begreiflicherweise für besonders geeignet zum Ausdruck einer Bedeutungsverschiedenheit halten mußte; das alte Prinzip, durch verschiedene Gestalt der Endung die verschiedene Funktion auszudrücken, ist hier sinngemäß bei der neuen Einstellung auf den Stamm übertragen, wobei einzelne Erbstücke Muster zu einem neuausgebauten System abgegeben haben (ich binde: ich band: die Binde: das Band: der Bund).


Ebenso führte die entschlossene Durchführung eines ererbten Bildungsmittels weit über die ursprünglichen Grenzen zur Bildung des schwachen Adjektivs. Denn schon in indogermanischer Zeit konnte man mittels eines *n*-Suffixes eine Einzelperson bezeichnen im Gegensatz zum gewöhnlichen, allgemeinen Beiwort.


MAP





 10000 feet
 (contour interval 1000 feet)


 20000 feet
 (contour interval 2000 feet)

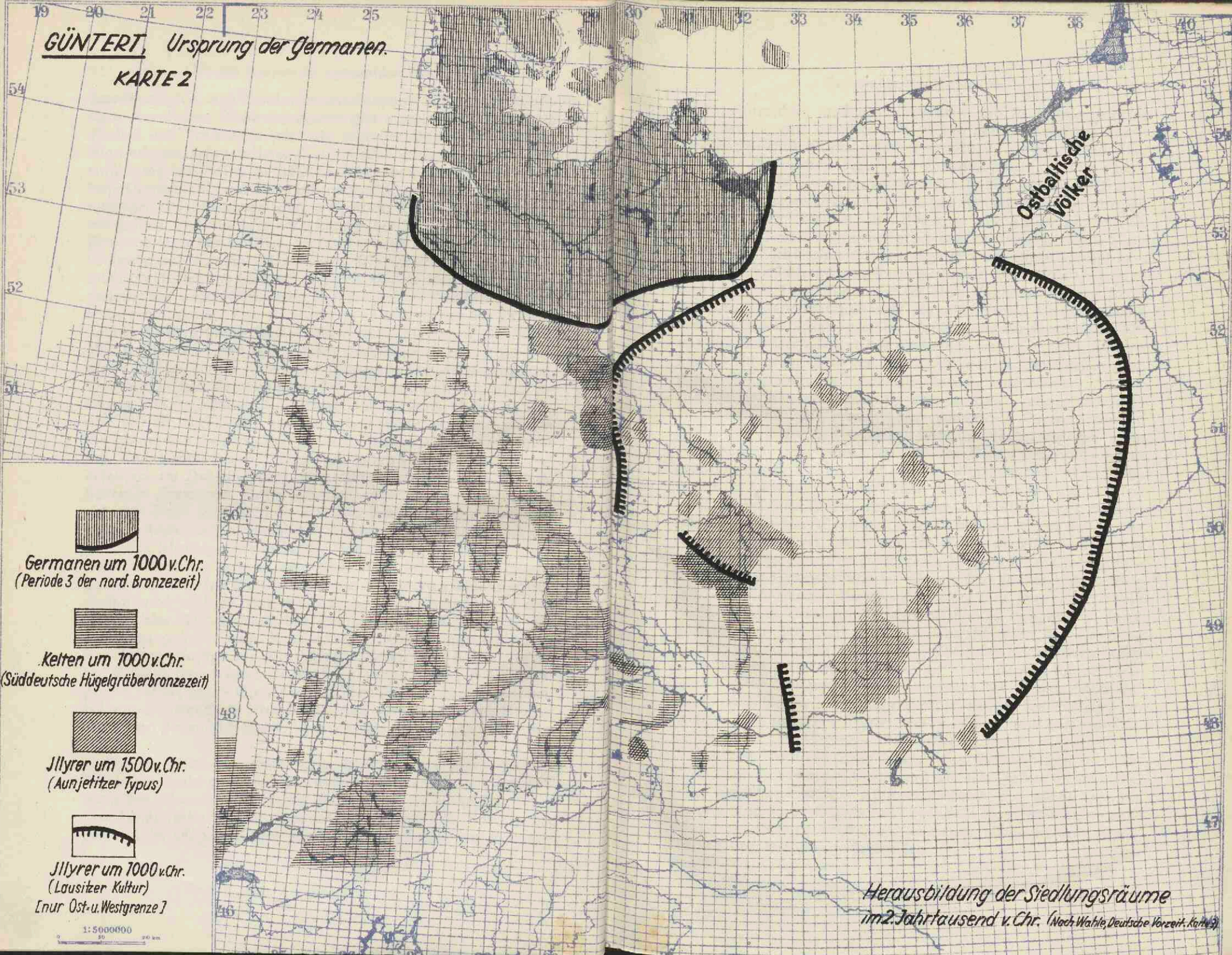

 30000 feet
 (contour interval 3000 feet)


 40000 feet
 (contour interval 4000 feet)


 50000 feet
 (contour interval 5000 feet)

GÜNTERT, Ursprung der Germanen.

KARTE 2



Germanen um 1000 v. Chr.
(Periode 3 der nord. Bronzezeit)

Kelten um 1000 v. Chr.
(Süddeutsche Hügelgräberbronzezeit)

Illyrer um 1500 v. Chr.
(Aunjetitzer Typus)

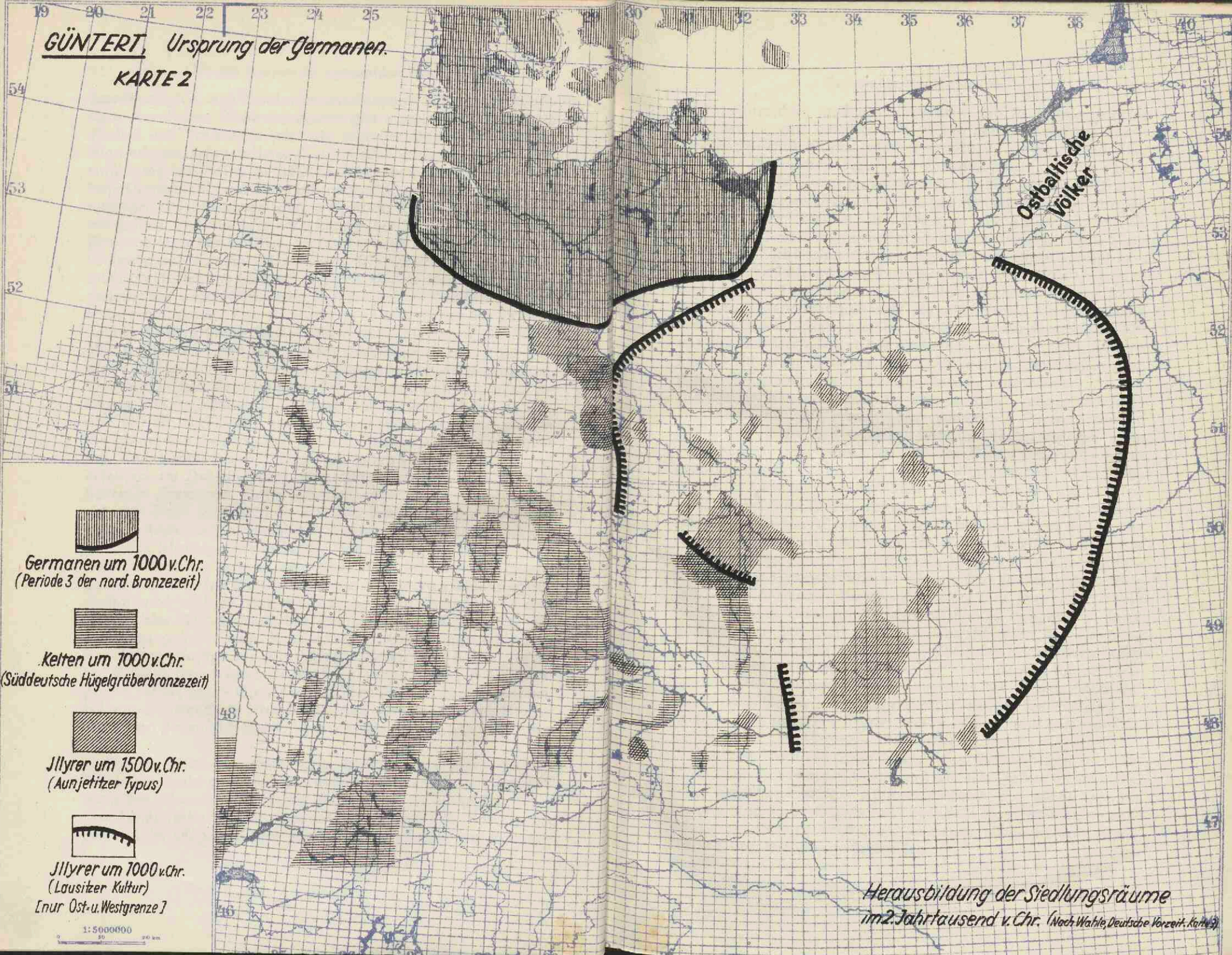
Illyrer um 1000 v. Chr.
(Lausitzer Kultur)
[nur Ost- u. Westgrenze]

1:5000000

Herausbildung der Siedlungsräume
im 2. Jahrtausend v. Chr. (Nach Wahle, Deutsche Vorzeit, Karte 2)

GÜNTERT, Ursprung der Germanen.

KARTE 2



Germanen um 1000 v. Chr.
(Periode 3 der nord. Bronzezeit)

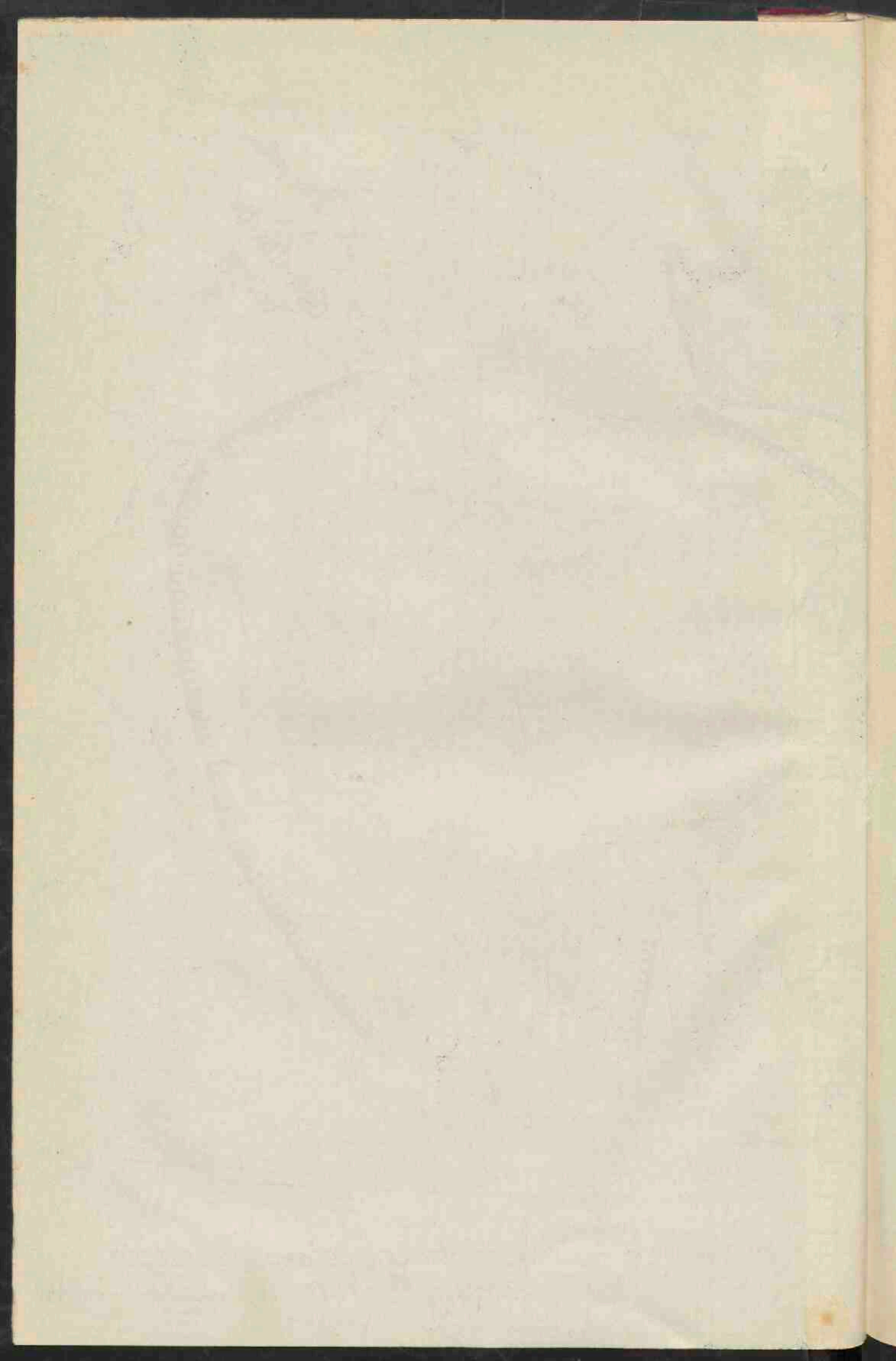
Kelten um 1000 v. Chr.
(Süddeutsche Hügelgräberbronzezeit)

Illyrer um 1500 v. Chr.
(Aunjetitzer Typus)

Illyrer um 1000 v. Chr.
(Lausitzer Kultur)
[nur Ost- u. Westgrenze]

1:5000000

Herausbildung der Siedlungsräume
im 2. Jahrtausend v. Chr. (Nach Wähle, Deutsche Vorzeit, Karte 2)



Dieser Unterschied muß den Germanen also so wichtig gewesen sein, daß sie eine doppelte Flexion des ganzen Adjektivs durchführten; so entstand eine geschlossene Gruppe zur Bezeichnung der mit einer Eigenschaft behafteten Einzelpersonen. Ähnlich schafft man sich unter Ausnutzung des alten to-Partizips oder Verbaladjektivs ein neues Verbalssystem im sog. schwachem Präteritum. Zu „Formwörtern“ dienten alte Adverbia und Präpositionen, die aber durch Neubildungen wesentlich erweitert wurden. Diese Neuerungen sind sehr folgerichtig durchgeführt und zeigen sämtlich denselben Geist nüchtern-klarer Zweckmäßigkeit ebenso wie die äußerst weitgehenden Vereinfachungen des alten Erbgutes. Daraus folgt, daß man das Germanische nicht als allmähliches Verfallsprodukt des Indogermanischen, als eine Erscheinung der sprachlichen Abnutzung, des Verfalls und der Entartung auffassen kann, sondern hier ist ein neuer Geist am Werk, mit vollem Bewußtsein nach neuen Gesichtspunkten die ererbte Sprache umzubilden.

Auch die Akzentverschiebung von der freien indogermanischen Wortbetonung zur germanischen wuchtigen Stammbetonung hängt mit dieser systematischen Richtungsänderung bei allen Sprachmitteln zusammen; da man das Mittel der Funktionsandeutung durch Veränderungen am Wortausgang nicht mehr schätzte und für unvorteilhaft hielt, verlegte man ihn auf die sinntragende Silbe im Worte, auf den auch allen Ableitungen gemeinsamen Wortstamm. Wenn man bedenkt, daß der Akzent und die Betonung einem Wort überhaupt erst Leben verleiht, so war das eine ganz außerordentlich eingreifende Neuerung. Es kommt hinzu, daß diese Hervorhebung der Stammsilbe schwer und wuchtig mit besonders starkem Atemdruck erfolgte (mit sog. „vorwiegend expiratorischer Betonung“), während man zu Ausgang der indogermanischen Zeit viel mehr den Unterschied in der Tonhöhe zwischen betonter und unbetonter Silbe hatte hervortreten lassen („vorwiegend musikalische Betonung“). Es handelt sich also tatsächlich gleich um zwei Neuordnungen in der germanischen Betonungsart, die für die lautliche Wortgestaltung, das Schicksal der schwach- oder unbetonten Vor- und Endsilben, und auch die Mittelsilben von grundlegender Wichtigkeit wurden.

Von den lautlichen Umbildungen des Germanischen im Vergleich zum Indogermanischen muß die seit Jakob Grimm sog. erste, gemeingermanische Lautverschiebung vor allem genannt werden. Auch sie veränderte den altererbten Konsonantismus vollständig und soweit gehend wie keine andere indogermanische Sprache es kennt. Die Gesetze lauten so:

1. Die indogermanischen stimmlosen einfachen und behauchten Verschlusslaute werden zu stimmlosen Reibelauten, die nur bei unmittelbar vorhergehendem idg. Akzent und im Anlaut blieben, sonst aber zu stimmhaften Reibelauten erweicht wurden.

2. Die seitherigen indogermanischen stimmhaften Verschlusslaute wurden stimmlos.

3. Die alten behauchten stimmhaften Verschlusslaute werden zu stimmhaften Reibelauten, die sich dann in historischer Zeit mehr oder weniger früh zu einfachen stimmhaften Verschlusslauten weiterentwickelten.

Setzen wir dafür die betroffenen Laute ein, so erhalten wir folgende Lautformeln:

1. indogerm. p, t, k und ph, th, kh werden zu
 - a) german. $_$ f, þ, h und im Anlaut, bei anderer Betonung zu
 - b) german. b, d, ð im Wortinlaut.
2. indogerm. b, d, g werden zu german. p, t, k.
3. indogerm. bh, dh, gh werden zu german. b, d, ð, die schließlich wie die nach 1 b entstandenen zu b, d, g sich wandeln.

Beispiele: zu 1 a) Statt vorgerman. patēr spricht der Germane fādar „Vater“, statt peku: german. fehu „Vieh“, statt tréies: german. þris „drei“, statt phal- (in lat. fallo, altind. sphal-): fall- in deutsch fallen.

zu 1 b) Da der indogermanische Akzent bald auf dem Stamm, bald auf dem Wortende lag, entsteht „grammatischer Wechsel“ von german. f: b (gotisch þarf „ich bedarf“: got. þarba „der Arme“), h: g (deutsch Reihe: Riege), þ: ð, woraus deutsch d: t (Tod: tot).

zu 2) Statt indogerman. pōd- spricht der Germane fōt- (in gotisch fotus, altsächf., angelsächf. fōt) „Fuß“, statt egó: german. ek „ich“.

zu 3) Statt indogerman. bhrátēr spricht der Germane brōþar „Bruder“, statt *medhios: german. midjis „mitte“, statt weghō: german. wega „bewege“.

Es sind tief einschneidende Änderungen in Betonung und Lauten; jene älteste germanische Inschrift vom Negauer Helm (spätestens 100 v. Chr.) Harigasti Teiva würde in indogermanischer Lautung etwa Korighostis Deivō(i) geflungen haben!

Prüfen wir die drei Gruppen von Lautübergängen kritisch, so ergeben sich unmittelbar eine Reihe wichtiger Schlüsse:

a) Es ist deshalb unwahrscheinlich, daß wir hier eine inner-sprachliche, selbständig-unge störte Entwicklung seit indogermanischer Zeit vor uns haben, weil wir die widersprechendsten Lauttendenzen wahrnehmen. Wenn man z. B. aus irgendeinem Grunde nicht mehr die Laute p, t, k liebte, wie sie ererbt waren, mochte man sie umbilden, wie das — phonetisch als Lockerung des Verschlusses gut begreiflich — auch sonst vorkommt, z. B. im Toskanischen, im Madagassischen, in Negersprachen usw.; warum aber schuf man sie sich dann (nach Gesetz 2) wieder neu? Warum dreht man sich gleichsam im Kreise, so daß nach Abschluß der ganzen Änderungen die Sprache nicht an Lautzahl gewonnen hat? Alle Gruppen haben untereinander die Artikulationsart, nicht aber die Artikulationsstelle vertauscht, als hätte man ein Wagenrad um ein Viertel des Umfanges gedreht, so daß die Speichen anders stehen.

b) Als neuartige Laute sind infolge der Lautverschiebung die Reibelaute entstanden, in stimmloser und stimmhafter Aussprache, also f, þ, h, þ, ð, ʒ; diese Laute aber kannte die indogermanische Grundsprache überhaupt nicht! Man muß dabei erwägen, daß zur Erlernung neuartiger Laute stets eine längere Übung gehört, sowohl beim Sprechenden in der besonderen Stellung der Sprachwerkzeuge bei der Aussprache, als auch beim Hörenden in der Schärfung des Ohrs für das bezeichnende Lautgeräusch. Mit diesen Reibelauten hat das Germanische also eine grundsätzliche Erweiterung, die Einführung einer seither unbekanntem Lautgruppe gegenüber dem Indogermanischen durchgeführt, an welche sich die Sprachorgane und das Gehör als an völlig neuartige, ungewohnte Laute erst gewöhnen mußten: das ererbte Lautsystem wurde angetastet, umgebildet und erweitert.

c) Dabei muß beachtet werden, daß zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Reibelaute nicht ertragen wurden; in diesem Fall wurde der alte Verschlusslaut beibehalten und nicht verschoben, z. B. Stern: latein. stella aus sterlā, Haft: latein. captus. In der Stellung nach s und an zweiter Stelle einer Doppelkonsonanz blieben die alten p, t, k unverschoben, ein Zeichen, daß die Spirantisierung nicht überwuchern durfte, aber zugleich auch Beweis dafür, daß man in diesem Sonderfall die alten p, t, k beibehielt, sie also sehr wohl weiter duldete und nicht überall aufgab und grundsätzlich ablehnte.

d) Besonders auffallend vom Standpunkt der modernen Dialektgeographie ist die fast völlige Ausnahmslosigkeit der germani-

sehen Lautverschiebung: sie erstreckt sich allgemein und ohne Abstufung über das gemeinermanische Gebiet. Dies deutet auf einen scharf umgrenzten, geschlossenen und in dieser Geschlossenheit lange Zeit bestehenden Kulturkreis der Sprachgemeinschaft.

Die einzelnen Übergänge der Lautverschiebung sind an sich und für sich allein betrachtet phonetisch durchaus verständlich und haben daher natürlich Entsprechungen und Parallelen in anderen indogermanischen und nichtindogermanischen Sprachen. Aber keine andere Sprache kennt ein so geschlossenes System, eine solche Revolution ohne Unordnung, wie es die Gesetze der germanischen Lautverschiebung als Ganzes darstellen. Es bleibt deshalb ganz an der Oberfläche, wenn man zu einzelnen der beschriebenen Lautübergänge anderssprachige Parallelen beibringt, um darzutun, daß diese einzelnen Übergänge nicht alleinstehen, sondern auch anderswo vorkommen. Das erklärt noch lange nicht das Wesen der Übergänge als geschlossenes System und übersteht die systematische Neuerung der ganzen Bewegungen in ihrem Verhältnis untereinander und die Einführung ganz neuer Laute, der Spiranten, in den ererbten Lautvorrat. Die einzelnen Übergänge, für sich betrachtet, sind gewiß kein „unerhörtes Meerwunder“; daß aber eine indogermanische Sprache so systematisch die Aussprache geändert hat, wobei alle einzelnen Konsonantengruppen sich ändern und sich doch nicht chaotisch verwirren, sondern im wesentlichen geschieden und noch in derselben Artikulationsstelle bleiben, das ist allerdings etwas sehr Auffallendes und Bezeichnendes: Das ist eine besonders germanische Revolution, eine Neuerung und Umwälzung in aller Ordnung und Folgerichtigkeit. Das ist nichts, was sich ohne weiteres von selbst versteht und als alltägliche Erscheinung im Sprachleben angesehen werden darf, sondern heischt eine besondere Erklärung. Auf jeden Fall aber hat auch auf diesem Gebiet des Lautbestandes das Germanische weitgehende Neuerungen und Änderungen im Vergleich zum Indogermanischen vorgenommen, mag man ihr Zustandekommen erklären, wie man will.

Fassen wir unsere erste kritische Prüfung der germanischen Sprache in ihrem Verhältnis zu der indogermanischen Vorform zusammen, so ergibt sich, daß das Germanische äußerst weitgehende Neuerungen durchgeführt hat, in den Lauten ebenso wie in den formalen Mitteln und der Wortbetonung. Aber überall ist diese Neuerung nicht als ein Verfall oder eine Abnutzung des Spracherbes anzusehen, sondern als eine bewusste Abkehr von der überlieferten Sprachform und ihren Mitteln; der ganze Sprachbau wird von der „synthetischen“ Unterordnung in gemeinindo-

germanischer Zeit durch Vereinfachung, weitgehende Abstoßung von überflüssig erscheinenden Formgruppen und zielklare Neuschöpfungen deutlich einem ganz anderen, mehr anreihend „analytischen“ Sprachtypus genähert, und diese Richtung ist bis zur Gegenwart beibehalten worden. Die Gesichtspunkte sparsamen Saushaltens und der Zweckmäßigkeit treten hervor, man bricht mit der Vergangenheit und ihrer Ausdrucksweise in voller Absicht. In der Sprachform schafft sich die Sprachgemeinschaft die ihr wesensgemäße Ausdrucksform; Sprachgeschichte ist also in dem Sinn Geistesgeschichte, als die Veränderungen in der Sprache nur beruhen können auf Veränderungen der geistigen Haltung in der Sprachgemeinschaft, auf deren Lippen sie allein wirklich lebt, die sie schöpferisch immer neu gestaltet und umformt. Die Geistesart einer Sprachgemeinschaft ihrerseits ist bedingt durch *Týchē* und *Anánkē*, d. h. durch ihre geschichtlichen Erlebnisse von außen und die biologisch zu erklärende Erbanlage im Innern. Ändert sich eine Sprache schnell oder wechselt sie gar grundsätzlich die Sprachmittel, dann müssen also die Sprecher selbst in ihrem Wesen und Denken sich stark geändert haben. Denn die Sprache ist kein selbständiger Organismus, der physiologischen Gesetzen unterliegt, sondern ihre Änderungen können nur von den Sprechern aus erklärt werden, die aus irgend welchen Gründen von dem ererbten Sprachbild abweichen; nicht in der Sprache selbst, sondern bei den Menschen, welche die Sprache vererben und beim Sprechen stets neu schöpferisch gestalten, sind die Gründe für die Sprachveränderungen zu suchen.

Es ergibt sich demnach aus unserer allgemeinen Prüfung der Eigenart germanischer Sprechweise im Vergleich zur indogermanischen Grundsprache, daß die Geistesart der Sprecher sich sehr gewandelt haben muß, und das wäre nicht verständlich, wenn bereits die Indogermanen an der Ostsee oder in Mitteldeutschland gesessen hätten, wenn also die Germanen den Ursitzen am nächsten geblieben wären als die letzten Reste nicht abgewanderter Indogermanen und hier ohne weitere Völkervermischung seit alters gesiedelt hätten: die germanische Spracheigenart ist also für die Theorie von der Urheimat der Indogermanen in der Ostseeregion oder in Mitteldeutschland bzw. für die unvermischte indogermanische Stammesart der Germanen keine Stütze; von ihrem Standpunkt aus bleiben diese Neuerungen und der grundsätzliche Wechsel der Sprachmittel unverständlich, unerklärbar und rätselhaft.

Anders ist es, wenn wir annehmen dürften, daß die Indogermanen von Südosten nach Mitteleuropa vordrangen; denn dann

tritt das Germanische an die Seite des Italischen und Keltischen, und es ist sehr beachtenswert, daß auch diese Sprachen im Vergleich zu den östlicheren indogermanischen Dialekten recht weitgehend geneuert haben. Daß das Keltische, insbesondere sein westlichster Zweig, das Gälische, den indogermanischen Sprachtypus stark umgebildet hat, ist allgemein zugegeben, und nach dem Vorgang S. Zimmers hat Pokorny es sehr wahrscheinlich gemacht, daß namentlich das Gälische starken Einfluß einer nicht-indogermanischen Sprache erfahren hat, und zwar einer Sprache eines ganz anderen Typus, wie er z. B. in den Berbersprachen Nordafrikas vorzuliegen scheint. Das Italische aber, Latein sowohl wie andere altitalische Dialekte, hat gleichfalls sehr auffallende und weitgehende Neuerungen im Vergleich zum indogermanischen Sprachzustand durchgeführt und andererseits sehr viel Altes aufgegeben. Namentlich im Verbalsystem ist im Italischen etwas ganz eigenartig Neues entstanden, indem mit ererbten Mitteln ein Neubau errichtet wurde. Gegenüber diesen westlichsten indogermanischen Sprachen erscheinen die östlicheren, Griechisch, Litauisch, Slawisch, Indo-iranisch viel konservativer und altertümlicher: eine leichtverständliche Tatsache, wenn wir uns die Indogermanen von Osten her in Europa einziehen denken, ein Rätsel, wenn diese drei Völker, Germanen, Kelten und Italiker, der indogermanischen Urheimat am nächsten gesiedelt hätten!

Man darf auch nicht etwa an den altertümlicheren Sprachzustand von Kolonialstämmen denken (z. B. an das Siebenbürgische, das viel Altertümliches bietet); denn wir wissen, daß die indogermanischen Einzelsämme nicht isoliert blieben, gleichsam auf einer Sprachinsel — wie die Siebenbürgen inmitten anderssprachiger Umgebung —, sondern sie vermischten sich überall mehr oder weniger mit den fremdsprachigen Urbewohnern der Länder, die sie überfluteten. Der Grad der Vermischung ist allerdings überall verschieden: Die Ariermassen, die lange zusammenblieben, sind in Vorderasien von sumerischer und babylonischer Kultur, die sie ablehnten, wenig beeinflusst worden, die Sethiter verfielen im Gegenteil früh der Überfremdung durch kaukasische Sprachen im Wortschatz. Die Behauptung, die unursprünglichste von allen indogermanischen Sprachen müsse die in der Urheimat gebliebene sein (Kretschmer, Wiener Prähistor. Zeitschr. 19, 1932, 271), weisen wir um so mehr ab, als das Ostseegebiet verhältnismäßig weit von den großen Kulturmittelpunkten des Südens am mittelländischen Meer entfernt ist. Zudem verwechselt man bei solchen Behauptungen die Veränderung des äußeren Sprachtypus und der

inneren Sprachform. Infolge von andauernden Vermischungen ist auch bei anderen indogermanischen Völkern bis zur Gegenwart der alte indogermanische Sprachtypus verändert worden, aber nicht in so geschlossener Art und früher Zeit: erst das Neupersische nähert sich z. B. dem Englischen in seinem Sprachbau. Aber für uns entsteht die Frage, warum heute das dem Germanischen benachbarte Litauische bei weitem die altertümlichste der gegenwärtig lebenden Sprachen ist. Die Antwort gewinnt man, wie wir sehen werden, leicht aus historischen Überlegungen, aber gewiß nicht aus rein sprachwissenschaftlichen Betrachtungen. Schließlich ist mit der Behauptung, eine Sprachänderung sei „*inersprachlich*“, gar nichts erklärt. Denn auch die sog. „*inneren*“ Sprachänderungen — also ohne Einfluß eines sogenannten „*Substrats*“ von außen — wollen erklärt sein! Die Sprache ändert sich doch nicht in Wahrheit von selbst, wie man so oft sagen hört, es „*geht nicht ein Laut in einen anderen über*“, die Betonung verlegt sich nicht, es „*fallen keine Endungen ab*“ usw.: nur die Sprachgemeinschaft ändert, auf deren Lippen allein die Sprache lebt. Es bleibt also stets die Frage nach dem Grunde einer Sprachänderung, und dieser ist nie in der Sprache an sich, sondern bei der Sprachgemeinschaft zu suchen. Wenn die Sprecher von dem überkommenen Erbe ihres sprachlichen Besitzes abweichen und Änderungen vornehmen, so muß sie dazu ein Grund veranlassen, der in einer Änderung des Gemeinschaftsgeistes der Sprechenden zu suchen ist. Denn im Sprachleben herrscht dieselbe Dynamik, die wir auch sonst in der Geistes- und Kulturgeschichte wahrnehmen, Kampf des einzelnen oder einzelner Gruppen mit der bequemen, am Ererbten hängenden Masse. Umschichtung in dem sozialen Aufbau der Sprachgemeinschaft, Auftauchen neuer oder Machtgewinnung anderer Stände, neue Geistesströmungen, Kultureinflüsse der verschiedensten Art: all das ändert die geistige und soziale Beschaffenheit einer Sprachgemeinschaft, und das alles spiegelt sich in der Sprache. So deutet eine solche Revolution wie Einführung des Anfangsakzents, Lautverschiebung, Änderung des Sprachtypus mit der Vernachlässigung der einst so wesentlichen Flexionsilben, Einführung ganz neuer Lautarten wie Reibelaute und stimmlose Lenes auf eine mächtige Änderung, ja Erschütterung der Sprachgemeinschaft, die mit der Behauptung, sie sei ein „*inersprachlicher Vorgang*“, gewiß nicht erklärt ist. Ob man den Anstoß zur Änderung von einem anderen Volk („*Substrat*“) oder von einer anderen sozialen Schicht des eigenen Volks („*inersprachlich*“) ausgehen läßt, das ist eine geschichtliche, keine grammatisch-formale oder

phonetische Frage, die also auch mit geschichtlichen Mitteln gelöst werden muß. Es hat aber noch keiner der Gegner der „Substrattheorie“ auch nur daran gedacht oder es für nötig gehalten, eine innervölkische Umschichtung geschichtlich nachzuweisen, welche diese Behauptung, die Lautverschiebung sei ein „innersprachlicher Vorgang“, überhaupt erst erörterungsfähig erscheinen ließe.

Es lohnt sich, wenigstens andeutungsweise auf einige der keltischen und italischen Neuerungen kurz einzugehen, weil dann auch die germanischen Verhältnisse verständlicher werden, und vor allem ist es nötig, uns die Gliederung dieser Sprachen klarzumachen. Denn es kann nicht genug davor gewarnt werden, die der Übersicht willen oben gegebene Gliederung der einzelnen indogermanischen Sprachen allzu wörtlich zu nehmen und sich also vorzustellen, daß das Italische erst eine gemeinsame Zeit („Uritalisch“) durchgemacht hätte nach Trennung von den anderen indogermanischen Sprachen, und sich dann in Lateinisch-saliskisch einerseits, in Sabellisch (Oskisch-umbrisch) andererseits gegabelt hätte, als hätte sich ein einheitlicher Heerhaufen wie bei einer Polonäse in einem Augenblick nach rechts und links auseinanderbewegt. Vielmehr sind viele zeitlich weit auseinanderliegende Wellen nach einander und übereinander mit verschiedener Stärke nach Italien hereingestutet; denn allerorten setzte sich den einzelnen Indogermanenstämmen verschiedener Widerstand entgegen. Da waren die nicht-indogermanischen Etrusker, die Ligurer und eine mit den Sikulern verwandte Urbevölkerung zu bewältigen, und auch an Rückflutungen und Gegenstößen kann es nicht gefehlt haben, so daß der linguistische Begriff „uritalisch“ sich vom geschichtlichen Standpunkt nicht halten läßt.

Auch das Keltische war schon in alter Zeit nicht einheitlich; namentlich zerriß die verschiedene Behandlung des indogermanischen q-Lautes das Gebiet in zwei Teile, in dem gälischen Dialekt ist der Laut durch q, c, in den britischen Sprachen aber durch p vertreten; derselbe Gegensatz waltet in diesem Punkt auch zwischen Lateinisch (qu) und Sabellisch (p), und dies kann kein Zufall sein. Das Gallische schon war hier nicht einheitlich; geht es meistens mit dem Britischen, so haben wir doch in den Fällen Sequana oder Equabona, Equos die q-Form des Gälischen bezeugt. Lateinisch und Irisch zeigen ferner eine neue Futurbildung mittels b (z. B. lat. amābo, irisch -rannub aus -ābō) bei abgeleiteten Zeitwörtern, die Britisch und Sabellisch nicht kennen. Wie sich das historisch erklärt, werden wir später zu erörtern haben.

Im übrigen gibt es noch weitere auffallende Übereinstimmungen zwischen Keltisch und Italisches, wie der Genetiv Singularis auf -i von o-Stämmen, Ersatz des Ausgangs -ōs im Nominativus Pluralis der o-Stämme, an dem aber Sabellisch nicht teilnimmt, und anderes. Unter diesen Umständen kann es auch kein Zufall sein, daß später im Irisch-Gälischen ein ausgesprochener Anfangsakkzent sich durchsetzt, den in viel älterer Zeit Lateinisch (und Germanisch) eingeführt haben: hier muß ein — freilich mittelbarer — gemeinsamer Grund vorliegen.

Andererseits zeigen Westkeltisch und Germanisch eine sehr beachtenswerte gemeinsame Tendenz in Neuentwicklungen, z. B. in den sog. Vokalbrechungen (altirisch i und u > e und o, wenn ein dunkler Vokal in der nächsten Silbe stand, umgekehrt e und o > i und u, wenn ein i oder u folgte). Langes ē und ō werden im Irischen wie im Althochdeutschen diphthongisiert; p und k werden vor Dental zu Spiranten: altirisch und germanisch recht: lateinisch rectus. Unter gewissen Verhältnissen, die hier genauer anzuführen nicht möglich ist, werden indogermanisch t, k > th, ch, und diese unter Umständen weiter zu stimmhaften ð und ʒ. Es fällt dabei auf, daß es besonders der „gälische“ Zweig des Keltischen ist, der solche Ähnlichkeiten bietet.

Aus diesen Tatsachen gewinnt man den Eindruck, daß Kelten, Italiker und nördlich von ihnen Germanen einmal in Süd- und Mitteldeutschland eine gewisse engere Berührung gehabt haben müssen; diese westlichsten Indogermanenstämme rückten wohl eine Weile Schulter an Schulter nach Mitteleuropa vor und erfuhren besonderen Widerstand eingeborener Völker, in deren Gebiete sie einrückten. Der Trupp der Kelten, der später das Gälische ausbildete, scheint dabei am weitesten westwärts gekommen zu sein, die Germanen siedelten anschließend nordwärts; die Italiker rückten aber in mehreren, mindestens in zwei zeitlich ganz verschiedenen Wellen von Nordwesten und Nordosten südwärts in die Apenninhalbinsel ein: bei Annahme solcher Lagerungsverhältnisse werden die eigenartig italo-keltischen Beziehungen verständlicher, zugleich erscheint uns als richtiger Kern jener Hypothese von der Indogermanenheimat in Mitteldeutschland die Annahme, daß die Westindogermanen, also insbesondere Kelten, Italiker, Germanen und Veneter-Illyrier, sich allerdings in Mitteleuropa, also in Mitteldeutschland und den oberen Donaugebieten, eine Weile gestaut und zusammengeballt haben, ehe sie in ihre spätere Heimat abrückten und sich damit trennten.

So kommen wir zusammenfassend zu dem Ergebnis: auch das Keltische und Italische ist also wegen der starken Neuerungen und Umbildungen im Vergleich zu dem indogermanischen Sprachzustand, dem vielmehr die östlichen Sprachen nahe stehen, der Theorie von der indogermanischen Ostseeheimat keineswegs günstig.

IV. Schlüsse aus der indogermanischen Pflanzen- und Tierwelt

Unter den Mitteln, mit denen man die Ursitze der Indogermanen enger zu umgrenzen suchte, stehen im Vordergrund Schlüsse aus den Namen von Bäumen, die in alter Zeit nur ein beschränktes Verbreitungsgebiet besaßen. Vor allem hat man die Buche den Indogermanen zuerkannt, und da in alter Zeit dieser Baum in Dänemark und Südschweden erst in der Bronzezeit bekannt wurde und nach Osten hin durch eine Linie Gothenburg—Kalmar—Königsberg—Krim—Kaukasus begrenzt sein soll, wäre in der Tat der Schluß zwingend, daß die Indogermanen diesseits dieser Buchengrenze gewohnt haben müßten. Aber es läßt sich nicht beweisen, daß die Indogermanen die Buche (*fagus silvatica* L.) wirklich gekannt haben; die tatsächlichen Verhältnisse, die wir bei der Wichtigkeit dieses Punktes nicht nur allgemein andeuten können, liegen so: Althochdeutsch buohha, angelsächsisch bōc-tréo, altnordisch bók „Buche“ ist lautlich dasselbe Wort wie lateinisch *fāgus*, griechisch φηγός „Eichenart mit essbaren Früchten“ (*quercus Negilops* L.); dazu gehören weiter als urverwandte Wörter kurdisch (Mukri-Dialekt) büz „Ulme“ und russisch buzina, boz „Sulunder“.

Das slawische buk „Buche“ ist nicht urverwandt, sondern aus dem Germanischen entlehnt (russisch, polnisch, sorbisch, tschechisch, serbo-kroatisch, bulgarisch buk, polabisch bāuk „Buche“ aus einem gotischen *bōks „Buche“ neben boka „Buchenstab“). Das kurdische Wort buz weist auf einen u-Stamm, den wir auch in neuisländisch beyki „Buchenwald, Buche“ (ey durch i-Umlaut aus au), und in mittelhochdeutsch hüchen, niederdeutsch hüken, neuhochdeutsch (dialektisch) hauchen, schwedisch byka, dänisch byge, böge, englisch buck „(mit Buchenlauge) waschen“ (ins Romanische entlehnt ist als italienisch bucare „waschen“, französisch buer „hauchen“) belegt haben; der Stamm hatte also einst einen Langdiphthongen (bhāug-: bhug-), und gerade dieser Ablaut deutet auf hohes Alter des Worts.

Wie man sieht, ist aber seine Bedeutung in den einzelnen Sprachen stets verschieden: das germanische Wort bedeutet „Buche“, das lateinische und griechische „eine Eichenart“, das kurdische

„eine Art Ulme ohne Früchte“, das slawische „Solunder“. Woher nimmt man bei diesen starken Bedeutungsunterschieden den Beweis, daß die alte Bedeutung des gemeinsamen indogermanischen Wortes *bhā(u)ǵ- botanisch eindeutig „Rotbuche“, *fagus silvatica*, gewesen ist? Man hat gemeint, auch das kurdische und slawische Wort hätte einmal „Buche“ bedeutet, aber beim Überschreiten der Buchengrenze im Osten sei das alte Wort auf andere Bäume übertragen worden. Die Slawen aber seien infolge späterer Rückwanderung in die Buchenzone wieder eingerückt und hätten dabei das germanische Wort entlehnt. Allein zum mindesten setzt diese Annahme doch voraus, daß wenigstens die westindogermanischen (d. h. westlich der „Buchengrenze“ siedelnden) Stämme, Germanen und Italiker (und Griechen) eine einheitliche Bedeutung für das Wort besäßen, und das ist nicht der Fall. Daß Baumwörter ihre Bedeutung ändern, ist in vielen Fällen sicher beobachtet, z. B. entspricht unser neuhochdeutsches Föhre, althochdeutsch *forha* „Kiefer“ lautlich dem lateinischen *quercus* „Eiche“, unser Linde dem griechischen Wort *elātē* „Sichte“, und um bei unserer Wortstippe zu bleiben, ist weißrussisch *buk* „Buche“ ins Litauische entlehnt, hat aber hier eine andere Bedeutung: lit. *bukas* „Solunder“! Zu alledem ist das Kaukasusgebiet noch innerhalb der Buchengrenze, so daß die Kurden sachlich zu einer Umbenennung gar keinen Anlaß hatten. Selbst im Germanischen scheint die Bedeutung „Buche“ nicht über allen Zweifel für die älteste Zeit sicher zu stehen; denn der Harz heißt bei Cäsar (*bell. Gallic. VI, 10*) *silva Bācenis*; dieses *bāc-* ist die Vorform der germanischen Wörter für „Buche“. Allein der düstere Harz mit seinen Nadelhölzern ist mindestens heute kein „Buchenwald“. Wir wollen daher gar kein weiteres Gewicht darauf legen, daß die angebliche Ostgrenze der Rotbuche noch prähistorisch keineswegs genau untersucht ist, daß hier also gegenüber dem heutigen Zustand sehr erhebliche Verschiebungen stattgefunden haben können: Die Schlüsse, die man aus dem germanischen Buchennamen hat ziehen wollen, sind unhaltbar; von hier aus läßt sich keinerlei Anhaltspunkt über die Wohnsitze der Indogermanen gewinnen, weil wir die einheitliche Bedeutung des Baumnamens in indogermanischer Zeit nicht mehr feststellen können.

Wohl ist dies aber in anderen Fällen möglich. So ist ein Baumname, der von Europa bis nach Asien in derselben Bedeutung mit dem gleichen Wort benannt wurde, die Birke¹. Altertümliche Ab-

¹ Altindisch *bhūrja-* „eine Art Birke“, ossetisch *bārz* „Birke“, litauisch *beržas*,

lautsverhältnisse bezeugen wieder das hohe Alter und die Möglichkeit der Anknüpfung an einen einheimischen Wortstamm (indogermanisch *bherēg* „weiß, hell“ in gotisch *bairhts*, althochdeutsch *beraht* „hell, leuchtend“, fymrisch *berth* „glänzend“, altindisch *bhrājā-* „glänzend“ usw.), die Bildung mit eigenen Sprachmitteln: nach der weißen Rinde wurde der Baum benannt. Die Weißbirke kommt nur in einem nördlichen Klima vor, von Osteuropa bis zum südlichen Sibirien, aber nur östlich der Weichsel in größeren Waldungen. Auch ein Harzbaum war den Indogermanen nach dem Zeugnis urverwandter Wörter bekannt: Sichten oder Kottannen aber sind in der Urheimat der Germanen, also in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Westpreußen und auf den dänischen Inseln, nicht urwüchsig. (Schrader-Nehring, *Reallex.*² 311.)

Das folgt aus den Formen altindisch *jatu-* „Lack“, angelsächsisch *ewidu*, althochdeutsch *chuti* „Leim, Kitt“, lateinisch *bitumen* „Erdpech“, gallisch *betulla* „Birke“; dazu mit Ablaut altisländisch *kvaða* „Harz“, schwedisch *kada* „Harz“, und zweitens aus griechisch *pissa*, attisch *pitta*, lateinisch *pix* „Pech, Teer“, litauisch *pikis*, albulgarisch *piklü* „Pech“; vom selben Stamm *pi-*, nur mit anderer Ableitung, kommt auch lateinisch *pituita* „reiche Feuchtigkeit, Schnupfen“ und altindisch *pitū-daru-* „eine Fichtenart“, wörtlich „Harz-Baum“, dazu pamirdialektisch (iranisch) *pit* „Fichte“ und griechisch *pitūs* „Fichte“, während latein. *pinus* „Fichte, Föhre, Kiefer“ wohl aus **pi-sno-s*, also mit anderem Suffix vom selben Stamm abgeleitet ist; vgl. auch albanisch *pisë* „Fichte, Kien(fackel)“. Daneben aber bedeutet *pi-* überhaupt eine fettige Flüssigkeit (vgl. altindisch *pitū-*, awestisch *pitū-* „Saft“, altindisch *piccha* „Schleim von Reisfrüchten“, mittelirisch *ith* „Talg“ usw.), so daß man den Eindruck hat, die noch ungetrennten Indogermanen hätten diese Harzbäume vielleicht erst auf ihren Wanderungen kennengelernt und neu benannt: die Bildung *pitū-daru-* sieht verhältnismäßig jung aus, muß aber doch noch gemeinindogermanisch sein, weil griechisch *pitūs* eine sog. „Kurzform“ zu dem Kompositum ist und das Wort *pitū-* in der Bedeutung „Harz, Baumsaft“ in dieser Sprache nicht mehr vorkommt. Ferner muß man mit *pitudarū-*, griech. *pitūs*, lat. *pinus* „Fichte“ auch finnisch *petäjä*, estnisch *pedaja*, liwisch *pedag* „Waldfichte“, sowie georgisch *pičvi* „Fichte“, armenisch *piči* „Fichtenart“ verbinden, s. Verf., „Deutsch-Fundliches“, 1930, S. 5 Fußnote 3.

Daß die Eiche bekannt war, läßt sich aus dem verbreiteten, alten Namen der „Eichel“ folgern; auch die Eiche kommt von Europa bis in das asiatische Steppengebiet hinein vor. Die Baumnamen für die „Eiche“ selbst aber weisen darauf hin, daß besonders den Westindogermanen die Eiche bekannt war.¹ Nun gehört der

lettisch *ber's*, preussisch *berse*, russisch *berēza*, serbo-kroatisch *breza*, altslawisch *brēza* „Birke“, althochdeutsch *birihha*, angelsächsisch *beorc*, birce, altnordisch *biork* „Birke.

¹ Vgl. lateinisch *quercus* „Eiche“, althochdeutsch *verch-eih*, langobardisch *fereha* „Eichenart“, venetisch *Querquetulani*, neuhochdeutsch *Föhre*, neuindisch *pargāi* „Steineiche“, während altindisch *parkatī* eine „Art Feigenbaum“ bedeutet.

litauische alte Nationalgott Perkunas als „Eichengott“ zu unserem Wortstamm; wir haben aus dem Jahr 1657 einen amtlichen Bericht, daß die Litauer einen Eichbaum mit vielen Geschenken behängt hätten, um den in dem Baum wirkenden Gott zu verehren. Man erinnere sich an die berühmte Donarseiche bei Geismar, die Bonifatius fällte, und an die Eichen des Zeus in Dodona; wie Zeus phēgōnaios ein alter Eichengott der Griechen war, so ist der Litauergott Perkunas nach seinem Namen und den geschichtlichen Quellen der „in der Eiche“ wohnende Gott gewesen. Mit diesem Götternamen ist aber weiter die nordische Göttin Fiorgyn zusammenzustellen, die nach einer Angabe der Edda (Sarb. 56) die Mutter Thors war. Daraus ergibt sich, daß man die Eiche besonders beachtete und sogar als Sitz des Donnergottes betrachtete; soll doch der Blitz besonders gern in Eichen einschlagen. Außerdem aber galt die Eiche schon den Indogermanen als Sinnbild der Stärke und kernhaften Festigkeit: denn von dem Namen des Eichbaums wurden Ableitungen geschaffen mit dem Sinn „fest, hart, beständig, treu.“ Wenn dann dieser indogermanische Stamm dereu- auch „Baum“ allgemein bedeutet (z. B. altindisch dru- „Baum, Ast“, gotisch triu „Holz, Baum“, u. a.), so ist dies eine Verallgemeinerung; die Eiche war „der“ Waldbaum schlechthin, und auch bis heute ist der Eichbaum gerade in der deutschen Volksüberlieferung ein besonderes Sinnbild der Treue und Standhaftigkeit geblieben.

Es gibt zudem noch eine Anzahl weiterer Eichennamen, die sich aber nur auf europäische Völker erstrecken.¹

Werden wir auf Grund dieser Tatsachen nicht leugnen, daß die Eiche und ihre Frucht den Indogermanen bekannt war, so ist doch für die Urheimatfrage damit wenig gewonnen, weil der Baum weit in nördlichen Gegenden verbreitet ist, von Europa bis nach Asien hinein.

Man wollte auch die Eibe, die eine ähnliche Ostgrenze hat wie die Buche zur Bestimmung der Sitze wenigstens der Westindogermanen heranziehen; allein das ist ganz unmöglich, weil das Wort für „Eibe“ auf einer älteren Bedeutung „Beere bzw. Beerenbaum“ zurückgeht. Daher ist es aussichtslos, den Wörtern einen Hinweis auf eine ganz bestimmte Beerenfrucht für die Urzeit abzugewinnen zu wollen.

Was aber immerhin beachtenswert bleibt, ist eben die Tatsache selbst, daß die Baumnamen so stark ihre Bedeutung gewechselt

¹ Unser Eiche gehört zu latein. aesculus „Wintereiche“, griechisch aigilops „Eichenart mit süßen Früchten“.

haben.¹ Es scheint daraus zu folgen, daß die Indogermanen nicht in einer Waldgegend wohnten, sonst müßten ihnen doch die einzelnen Bäume genauer bekannt gewesen sein. Dazu stimmt, daß der Begriff „Wald“ überhaupt noch nicht bekannt war; es gibt keine weiter verbreitete Wortgruppe dafür. Vielmehr ist der Wald oft als „die Grenze“ des bewohnten Gebietes bezeichnet worden, oder die Grenze zwischen verschiedenen Stämmen.² Die Heiligtümer der Götter lagen im Walde, der wie ein heiliger Ring die Götterstätte vom Menschenland abtrennte, im düsteren Wald hausen unheimliche Wesen, Geister und Dämonen. Der „Dunkelwald“ (altnordisch Myrkviðr) bildet noch in der Edda die Südgrenze des Germanenlandes, wie einst der Hercynische Wald die Grenze zwischen Kelten und Germanen war (Cäsar, bell. Gallic. VI 24). „Über den Bergen bei den sieben Zwergen“ ist eine bedeutungsvolle Märchenformel, die auch den Namen der Hyperboräer (zu griechisch *bore „Wald“ in bóreas „Nordwind“, eigentlich „Bergwind“), der Seligen „über dem Berg drüben“, erklärt.

Derartige Beobachtungen sprechen aufs bestimmteste gegen die Annahme, daß die Indogermanen in den alten Waldgebieten Mitteldeutschlands ihren Ursprung gehabt hätten, was auch schon an und für sich wenig glaubhaft ist; denn wie sollte ein solch mächtiger Völkerherd in damaligen Urwäldern denkbar sein? Die Begriffe für „Wald“, die Kenntnis einzelner Bäume müßten ihnen dann viel vertrauter gewesen und die ganze innere Einstellung zum Wald müßte dann völlig anders sein: der Schauer vor dem unheimlichen Waldesdunkel sitzt zu tief in ihrer Seele. Denken wir uns dagegen die Indogermanen aus einem östlichen Steppengebiet westwärts vorgedrungen, dann versteht man nicht nur die Bedeutungsverschiebungen bei Baumnamen und den oben besprochenen, allgemeinen Begriff „Waldbaum“ (ohne botanische Be-

¹ Zu den schon angeführten Belegen vergleiche man noch litauisch derva „Kienholz“, altnordisch tyrr „Föhre“, tyrve „Kienholz“ zu dereu- „Baum“, griechisch drüs „Eiche“; althochdeutsch felawa, hochdeutsch Felber „Weidenbaum“ zu ossetisch farwe, färw „Erle“; gallisch verno-, irisch fern „Erle“ zu albanisch verë „Weißpappel“.

² Z. B. altnordisch mork „Wald“ zu gotisch marka, awest. mərəzu-, latein. margo „Grenze, Rand“ oder lettisch meschs „Wald“, lit. medis „Baum“ zu slavisch mezda „Grenze“. Unser Wald ist sehr wahrscheinlich die „Wildnis“, das Wort gehört zu althochdeutsch wildi „wild, öde, ungebaut“, gotisch wilpeis „wild“, cymrisch gwyllt „wild, ungebaut, öde“. Lateinisch lucus „Hain“, althochdeutsch loh „bewachsene Lichtung“ ist die „Lichtung“ (zu lateinisch lucco „leuchte“), und die deutschen Ortsnamen auf -rode oder -reut (wie Wernigerode, Bayreuth) erzählen noch von der Rodung des Urwalds.

stimmtheit), sondern auch die recht zahlreichen, nur den europäischen und westlichen Stämmen gemeinsamen Baumnamen.

Solche sind z. B. griechisch *peúke*, althochdeutsch *fihta*, litauisch *pusis*, preußisch *peuse* „Fichte“, griechisch *ákastos* (*Hesych*), lateinisch *acer*, deutsch Ahorn, althochdeutsch *aspa*, lettisch *apsa*, russisch *osina* „Espe“, lateinisch *corulus*, irisch *coll*, althochdeutsch *hasal* „Hasel“, latein. *ornus*, cymrisch *onnen*, althochdeutsch *ask*, litauisch *uosis*, preußisch *woasis*, altflawisch *jaseni* „Esche“, latein. *alnus*, althochdeutsch *elira*, *erila*, litauisch *alksnis*, albulgarisch *jelicha*, „Erle“, lateinisch *ulmus*, gallisch *lemo-*, althochdeutsch *elmbaum*, angelsächsisch *ulmtréow* „Ulme“, griechisch *klethre*, neuhochdeutsch (dial.) *Ludere* „Erle“, russisch *klen*, altnordisch *hlynnr*, althochdeutsch *lenne*, litauisch *klevas*, makedonisch *kliino-* „Ahorn“ u. a.

Daß die ostindogermanischen, indoiranischen Stämme alle diese Namen aufgegeben haben sollten, was man bei der Annahme einer nordeuropäischen Urheimat annehmen müßte, ist doch sehr unwahrscheinlich: erst mit dem Einrücken in bewaldetere Gegenden Mittel- und Osteuropas wurden vielmehr diese Baumnamen von den westlichen Indogermanen teils neu geprägt, zum Teil auch entlehnt. Die Baumnamen gestatten mithin keine genaue Begrenzung der ältesten indogermanischen Wohnsitze, aber sie sprechen gegen die Ostseegegend, ja gegen das nordeuropäische Waldland im allgemeinen.

Wenden wir uns den Kulturpflanzen zu, so werden wir die Namen für Getreidearten später bei der Besprechung des indogermanischen Ackerbaus behandeln. Seltsam ist es, daß die Indogermanen eine Kürbisart gekannt haben.¹ Nun sind vorgeschichtliche, neolithische Gefäße teilweise nach dem Vorbild des Flaschenkürbis geformt; also sind offenbar durch den Handel früh Kürbisarten schon den ungetrennten Indogermanen bekannt geworden. Für die Urheimat läßt sich aus dieser Gleichung nichts Bestimmteres folgern.

Der Fall liegt ähnlich wie bei den Wörtern für Hanf, Lein, Mohn, Linse, Erbse, wo mehrsprachliche Gleichungen teils auf einem Wanderwort von Stamm zu Stamm, teils auf Entlehnungen aus nichtindogermanischem Sprachgut beruhen: es lohnt sich nicht für uns darauf einzugehen, weil sie keinerlei Beweiskraft für die Frage der Urheimat haben.

Sind somit die Anhaltspunkte für einen bestimmten Ausbreitungsherd der Indogermanen, soweit man sie aus Baumnamen oder Benennungen von Kulturpflanzen zu gewinnen suchte, recht

¹ Vgl. die Gleichungen lateinisch *cucurbita* „Kürbis“ zu altindisch *carbhatā-carbhātī* „Curke“ und angelsächsisch *hwerhwette* „Kürbis“ zu altindisch *karkatī* „Kürbisart“.

wenig sicher, so kann man viel weiter kommen mit Tiernamen. Hier muß zunächst die Honigbiene angeführt werden. Die Indogermanen kannten ein Honiggetränk, dessen alter Name in unserm Met fortlebt. Neben diesem Wort kommt eine sehr anklingende Form mit *-l-* in der Bedeutung „Honig“ vor (griechisch *méli*, lateinisch *mel*, gotisch *miliþ* usw.) Wir kommen so auf zwei als **medhu-* „Honig“ und „Honigtrank“ und **melit-* „Honig“ zu erschließende Formen der Ursprache. Kein Zweifel also, die Indogermanen haben den Honig gekannt und aus Honig sich einen berauschenden Trank hergestellt. Es ist nun von höchster Wichtigkeit, daß das erste Wort auch in den fenno-ugrischen Sprachen vorkommt.¹ Folglich haben die beiden Sprachstämme, das Indogermanische und Fenno-ugrische dieses Wort gemeinsam.

Da in dem zweiten Worte *mel-it-* die Laute *i* und *t* offenbar besondere Endung ist, die auch sonst als Bildungselement nachweisbar ist, möchte man bei der völligen Bedeutungsgleichheit von *medh-* und *mel-* „Honig“ gern eine Verwandtschaft der lautlich so ähnlichen Wortstämme selbst annehmen. Allein trotz der phonetischen Verwandtschaft von *dh* und *l* ist ein solcher Lautübergang in altindogermanischer Zeit kaum nachzuweisen, wohl aber scheint er auf dem Gebiet der finnisch-ugrischen Sprachen vorzukommen. Es liegt daher der Verdacht nahe, daß diese beiden Wörter ursprünglich im finnisch-ugrischen Sprachgebiet heimisch waren und von da erst ins Indogermanische entlehnt wurden; sogar in das Chinesische (*mí*⁴ „Honig“) ist das Wort später eingedrungen. Mindestens aber ergeben sich bei diesem Wort uralte Beziehungen des indogermanischen und finnisch-ugrischen Sprachstammes, wie man sie sich im einzelnen auch denken mag. Es kommt hinzu, daß auch ein finnisch-ugrisches Wort für „Biene“² in einem alten arischen Wort (altindisch *maksa-*, avestisch *maxši-* „Sliege, Mücke“; vgl. auch korean. *mokui* „Schnabe, Moskito“) wiedererkannt werden muß, aber mit vor-arischem *e* im Stammvokal anstatt des arischen *a*; auch hier also stoßen wir auf uralte Sprachbeziehungen. Die Bedeutung des arischen Wortes „Sliege“ (nicht Biene!) dürfte sich daraus erklären, daß die arischen Stämme in Gebiete kamen, wo die Honigbiene nicht vorkam; dafür spricht auch, daß sie den alten heiligen Honigtrank, den Met, in ihrem Götterkultus durch einen neuen Kauschtrank, den Sauma, ersetzt haben,

¹ Finnisch *mesi* (Stamm *mete*), ungarisch *méz*, mordwinisch *med*, lappisch *mietta*, tscheremissisch *my*, wogulisch *mau*, syrjänisch *ma*, ostjakisch *ma* „Honig“.

² Mordwinisch *meks*, tscheremissisch *müks*, wotjakisch *mus*, finnisch *mehiläinen*, ungarisch *méh*.

1:50,000

Legend



Quaternary deposits



Triassic



Carboniferous

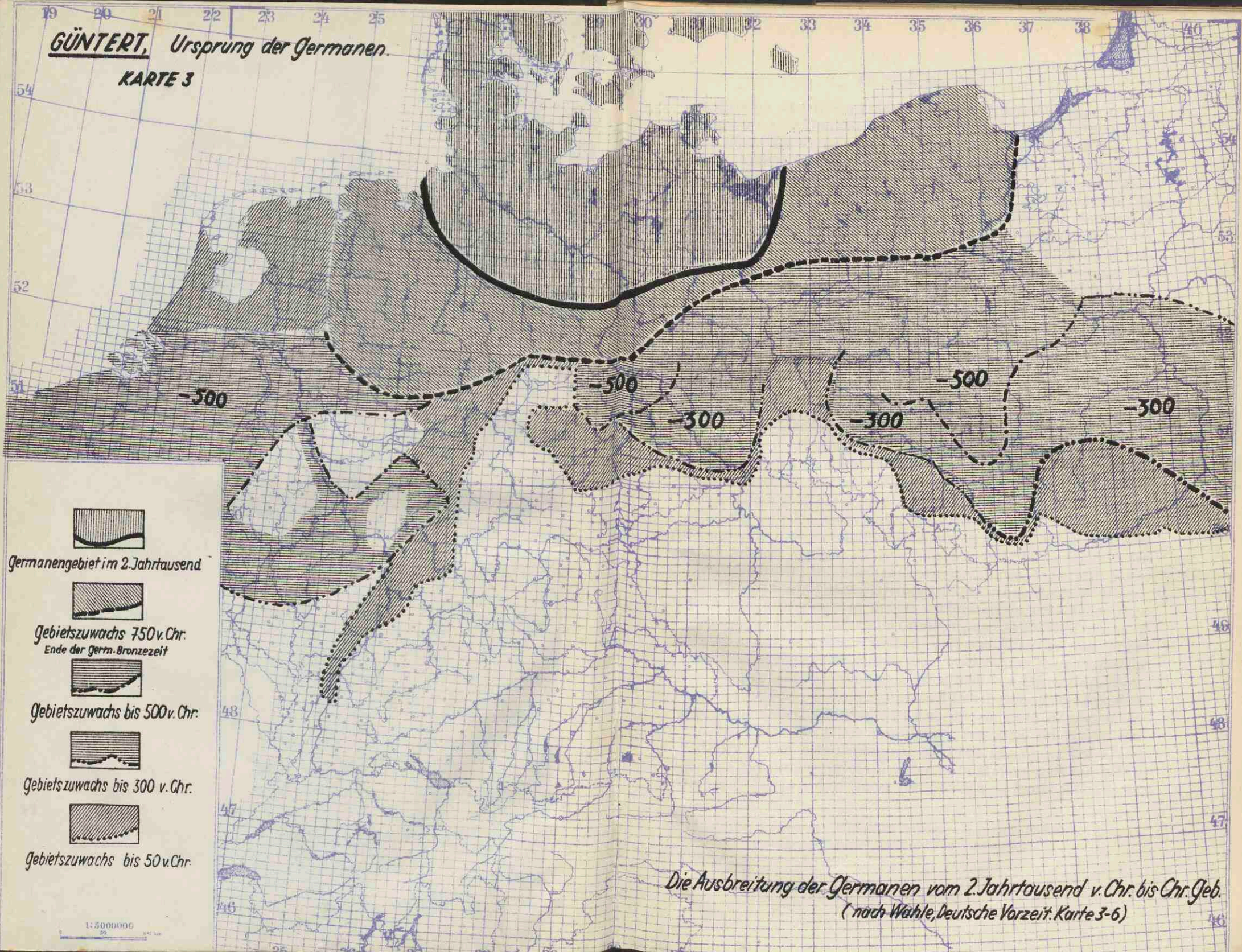


Permian



GÜNTERT, Ursprung der Germanen.

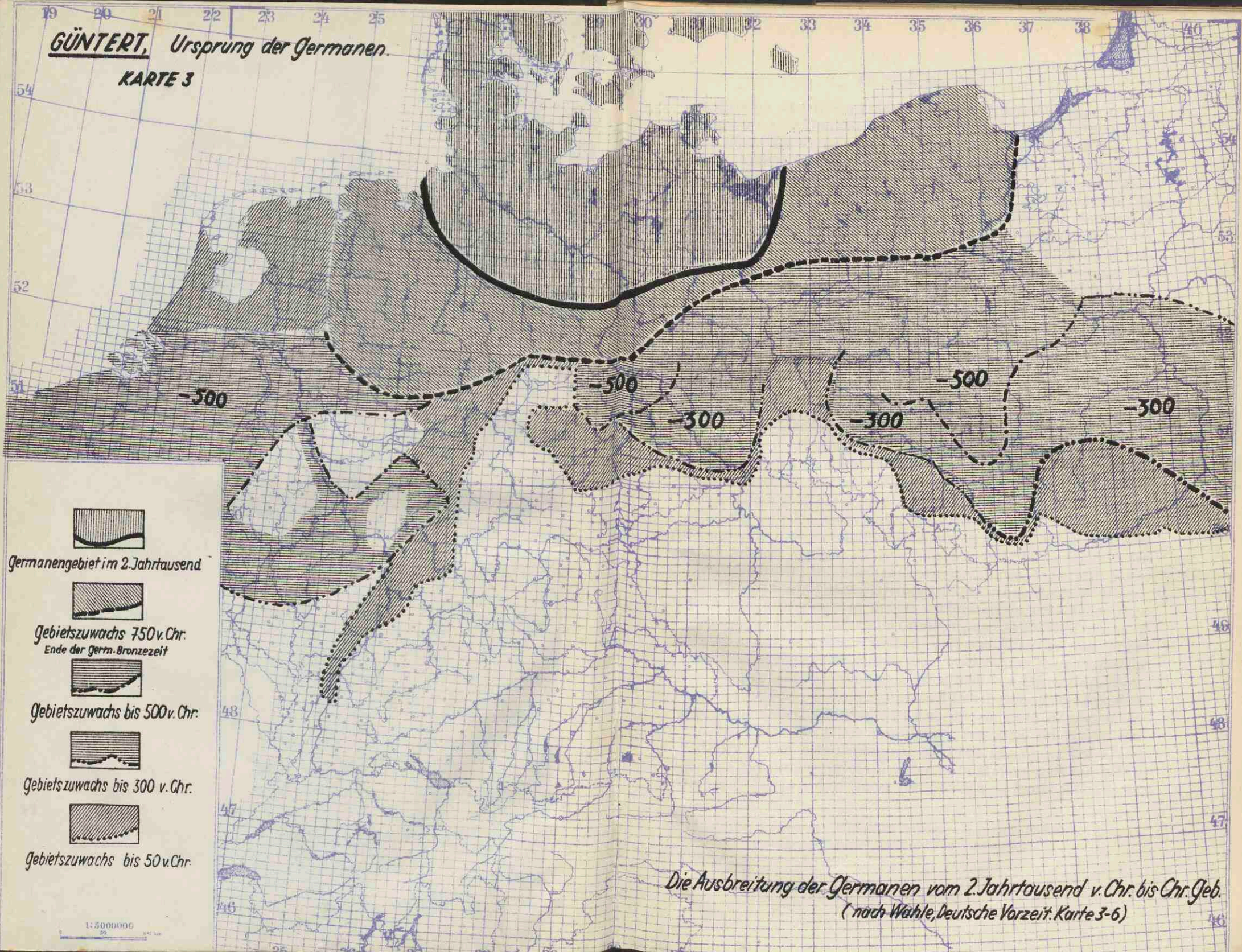
KARTE 3



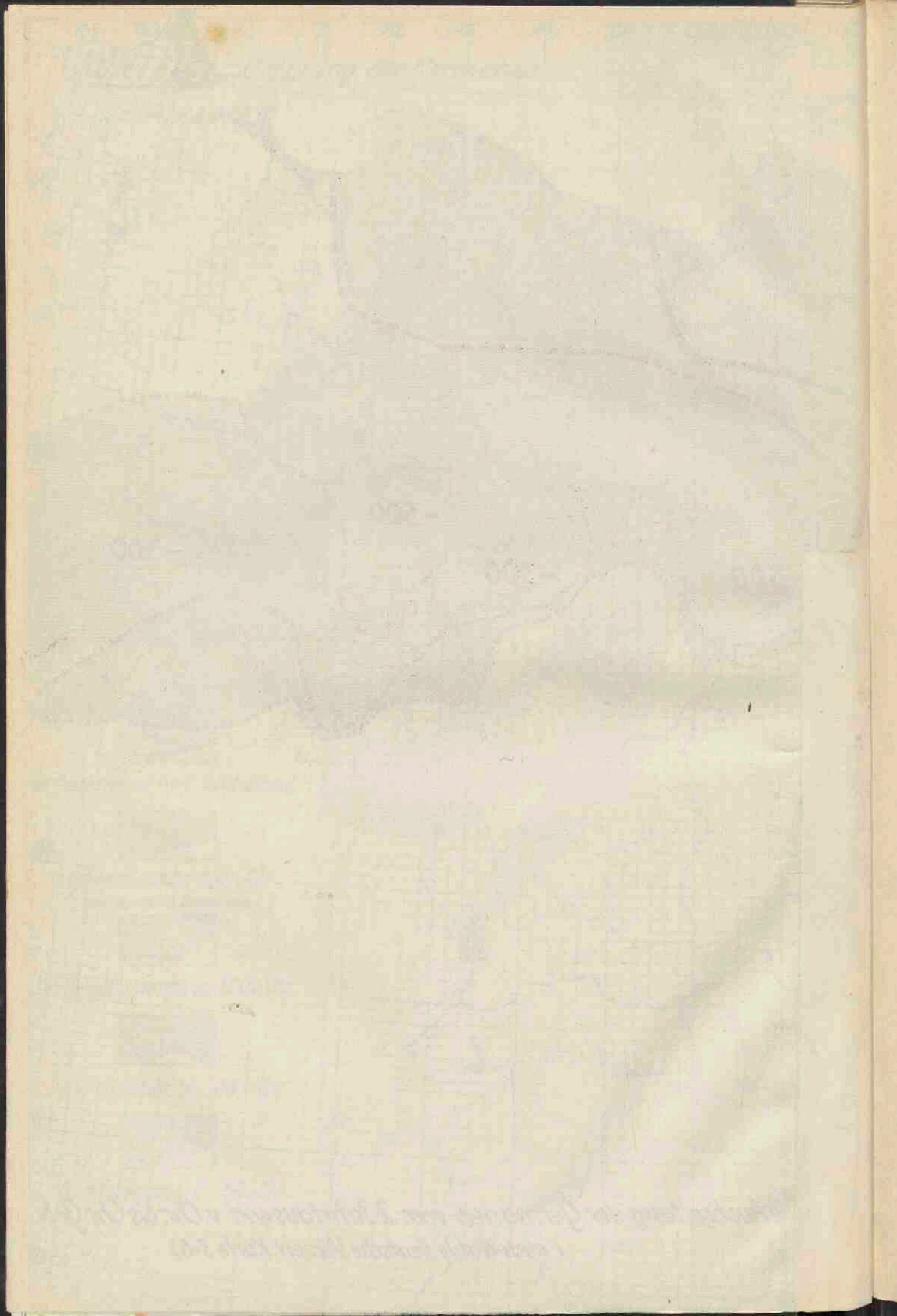
Die Ausbreitung der Germanen vom 2. Jahrtausend v. Chr. bis Chr. Geb.
(nach Wahle, Deutsche Vorzeit. Karte 3-6)

GÜNTERT, Ursprung der Germanen.

KARTE 3



Die Ausbreitung der Germanen vom 2. Jahrtausend v. Chr. bis Chr. Geb.
(nach Wahle, Deutsche Vorzeit. Karte 3-6)



ein Gemisch aus einem Pflanzensaft mit Milch. Aber eine genaue Begrenzung des Verbreitungsgebiets der Honigbiene in Westasien ist eine schwierige Sache; im Himalayagebiet, in Persien, Tibet und China kommt sie vor, während sie im Orus- und Tартарgebiet zu fehlen scheint. Aber die Natur dieser Länder, wie vor allem auch die Turkestans, hat sich im Verlauf der Zeiten sehr verändert, so daß hier kaum irgendwelche bindenden Schlüsse auf eine engere indogermanische Heimat gestattet sind, insbesondere angesichts des finnisch-ugrischen Worts. In einer Honiggegend müssen sich freilich Indogermanen und Fenno-ugrier nahegetreten sein: daß das die Ostseegegend oder Mitteldeutschland gewesen sei, ist eben wegen dieser finnisch-ugrischen Beziehungen gewiß nicht glaubhaft.

Während indogermanische Namen für „Aal“ und „Schildkröte“ viel zu unsicher bezeugt sind, um darauf irgendwelche Schlüsse zu ziehen, bringt uns die Tatsache weiter, daß das Pferd das für die Indogermanen besonders bezeichnende Haustier gewesen ist. Denn es herrscht Einigkeit darüber, daß es das Pferd als gezähmtes Haustier erst mit dem Auftreten der Indogermanen in Europa und Vorderasien gibt. In Babylonien und Ägypten wird das Pferd erst bekannt, seitdem die Indogermanen erschienen waren. Das Gesetz Hammurabis aus dem zwanzigsten Jahrhundert v. Chr., das alle möglichen Tiere erwähnt, kennt das Pferd nicht. Bei Semiten war der Esel das Lasttier, und es ist daher sehr bezeichnend, daß die Babylonier das Pferd „Esel des Berglands“ nennen, als indogermanische Stämme in Kleinasien sie mit dem Pferd bekannt machen. Wildpferde gab es in Europa schon in der älteren Steinzeit; aber das war ein andersrassiges Jagd-, kein Haustier. Die Zähmung unseres Pferdes erfolgte in den Steppen Asiens; neben den Indogermanen sind es turkotatarische und mongolische Stämme, die das edle Tier zum Haustier gemacht haben. Dabei muß besonders hervorgehoben werden, daß das Pferd bei den Indogermanen noch nicht Arbeitstier war; es dient zum Reiten und zieht den Wagen, aber nie den Pflug! Wie hoch das Pferd eingeschätzt wurde, zeigt seine Bedeutung bei der Namengebung: bei fast allen indogermanischen Einzelvölkern sind Eigennamen häufig, in denen das Wort für Pferd vorkommt¹, besonders bei Ariern und Griechen. Noch beweisender für die hohe Schätzung des Tieres ist seine Bedeutung für die Religion: das Rosopfer ist das größte Opferfest der vedischen Inder (asva-medha-), ferner sind Pferde-

¹ Altindisch Asvasena-, altpersisch Vistaspa-, griechisch Philippos, Hipponax, Hipparchos, gallisch Epo-pennus, angelsächsisch Eomær usw.

Güntert, Der Ursprung der Germanen

opfer bezeugt für Iranier, Griechen, Römer, Illyrier, Germanen, Balten und Slawen; auch als Orakeltier wurde das wiehernde Pferd bei Persern (Herod. III, 85), Germanen (Tac. Germ. 10) und Westslawen gebraucht. Auf den germanischen Runenschriften wird das Pferd als heiliges Tier genannt. Von den Namen des Pferdes geht das mit lateinisch equus verwandte Wort fast durch alle indogermanischen Sprachen; ebenso sind Wörter für „Stute“ und „Füllen“ bereits indogermanisch. Aber größte Bedeutung hat ein Wort für „Pferd“, das nur im Germanischen und Keltischen bezeugt ist: althochdeutsch marah, angelsächsisch mearh, englisch mare, altnordisch marr, gallisch marka, irisch marc, cymrisch, for-nisch, bretonisch march „Pferd“; dazu althochdeutsch marha, angelsächsisch myre, altnordisch merr „Stute“, neuhochdeutsch Mähre (neben Mar-schall). Dieses Wort führt auf *markos zurück. Bei der Prüfung seiner Bildungsweise muß als eigentlicher Stamm mar- abgelöst werden, weil -k- ein für Tiernamen bezeichnendes Suffix ist, dessen Geschichte erst kürzlich aufgeklärt wurde (Th. Baader, Die identifizierende Funktion der Ich-Deixis 1929). Zuerst hat der Sinologe A. Conrady (Verhandl. d. Sächs. Ak. d. Wissensch., Leipzig 77, 1925) auf chinesisch mā³ „Pferd“ hingewiesen, das nach ihm auf *mar beruht. Aber man hielt ihm das -k- in *marko- entgegen, so daß Conrady unsicher blieb. Demgegenüber ist mir gerade dieses erweiternde k-Suffix von höchstem Wert; denn es beweist, daß die ungetrennten Indogermanen in sehr alter Zeit das Wort übernommen haben müssen. Denn es ist hier nicht das Chinesische allein heranzuziehen, sondern, wie ich (Festschrift f. Fr. Panzer, „Deutschkundliches“, Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, hrsg. v. Waldberg, Heidelberg 1930, 8, S 10) zeigen konnte, ist das Wort mar-, mor- „Pferd“ in zahlreichen ostasiatischen Sprachen verbreitet (mongolisch, kalmükisch morin, burjätisch morin, tungusisch, mandschu morin „Pferd“, koreanisch mal, Stamm mar- „Pferd“; dazu Ableitungen wie mongolisch, mandschu morila „reiten“, moritsi „Pferdeknecht“). Durch Annahme von Handelsverkehr, also als altes Lehnwort, kann man das keltisch-germanische *markos unmöglich mit diesen ostasiatischen Entsprechungen erklären; andererseits beweist das bezeichnende k-Suffix, daß schon die Indogermanen eine Form mar- vorgefunden haben, die sie nach ihrer Art erweitert haben. Das muß deshalb in sehr alter Zeit geschehen sein, weil das k ja vor dem flektierenden Ausgang -os steht. Ist doch das grundsätzlich wichtige an Baaders Ausführungen über das k-Suffix, daß wir hier in Zeiten vor voll ausgebildeten, flektierenden Ausgängen im Indogermanischen geführt werden.

Da nun sachlich das Pferd ein Steppentier ist und in den Steppen Asiens gezähmt wurde, und da die Mongolen uralte Reitervölker sind, kann man hier nicht von Zufall reden, um so weniger als auch andere unserer Tiernamen in asiatischen Sprachen in sehr alter Lautform wiederkehren, wie z. B. Gans (indogermanisch ghan-s— in lateinisch (h)anser, germanisch gans usw. zu altchinesisch gan, tibetisch ngang-bha, siamesisch han, japanisch gan, birmanisch ngan „Gans“). Somit haben wir hier einen wichtigen Beweis dafür, daß die Indogermanen aus den Steppen Asiens gekommen und schon in sehr alter Zeit Nachbarn mongolischer Völker gewesen sind. Die Freude am Wettrennen ist gerade bei den ältesten Indogermanen ein ganz besonders auffälliger Zug; indische Sportwörter für Pferderennen sind in den Tafeln von Boghazköi bezeugt (z. B. varttanam „Runde“), zur Zeit des Rigveda ist dieser Sport ebenso beliebt wie bei den Griechen, Skythen, Thrakern, Kelten. Die Germanen aber sind kein Reitervolk gewesen, und in der historischen Zeit hören wir von Wettrennen mit Pferden nichts; bezeichnenderweise hat sich die Indogermanensitte des Wettrennens nur als kultischer Brauch bei den Germanen erhalten (s. Neckel, Germanien I, 1933, 7ff.). Daß die Heimat unseres Pferdes an der Ostsee oder in Mitteldeutschland zu suchen sei und insbesondere, daß hier das Wildpferd zum Haustier gezähmt worden sei, ist eine unhaltbare Annahme, gegen die jedes Wissen um die Zähmung des Pferdes und seine Verwendung als Haustier spricht. Damit haben wir ein weiteres, sehr wichtiges Beweisstück gegen die Lehre von der Heimat der Indogermanen an der Ostsee gewonnen.

V. Sprachliche Beziehungen der Indogermanen zu anderen Völkergruppen

Die Tatsache, daß indogermanische Tiernamen wie mar-k— „Pferd“ und ghan-s— „Gans“ in ostasiatischen Sprachen Entsprechungen haben, leitet über zu der schwierigen Frage, ob überhaupt die indogermanische Sprachgruppe völlig isoliert für sich dasteht, oder ob sich, von Entlehnung späterer „Wander“- oder Kulturwörter natürlich abgesehen, alte Verwandtschaftsverhältnisse oder engere Beziehungen der gesamten indogermanischen Spracheinheit zu anderen Sprachfamilien der Erde nachweisen lassen. Leider ist die Wissenschaft heute noch nicht so weit, eine bündige Antwort in dieser Frage geben zu können, vor allem des-

wegen, weil die Geschichte anderer Sprachgruppen innerhalb ihrer eigenen Entwicklung meistens noch nicht so weit erforscht ist, wie das für die indogermanischen Sprachen gelungen ist. Insbesondere ist uns die Geschichte der mongolischen, kaukasischen und ostasiatischen Sprachen noch sehr wenig bekannt; aber es ist natürlich eine Forderung der Methode, diese Sprachgruppen zunächst geschichtlich und vergleichend unter sich und für sich zu untersuchen, ehe man sich nach Beziehungen zu anderen Sprachfamilien umsieht. Aber andererseits ist doch auch jetzt schon mancherlei ermittelt und festgestellt, das wir für unsere besondere Aufgabe nicht übersehen können; ist doch auch an sich schon der Gedanke wenig wahrscheinlich, ja geradezu unhaltbar, daß die indogermanischen Sprachen völlig beziehungslos und isoliert dastehen sollten. Freilich solche Studien werden zur Zeit sehr mit Mißtrauen verfolgt, weil in der Tat bei den ganz ungeheuren Schwierigkeiten sich sehr leicht Irrtümer und Trugschlüsse einstellen können; trotzdem sind solche Untersuchungen, mag sie der auf seine Texte sich breitspurig hinstellende Einzelphilologe auch immerhin „glottogonische Spekulationen“ schelten, unbedingt nötige Aufgaben der vergleichenden Sprachwissenschaft, und hätte nicht ein Franz Bopp mit eben solchen „glottogonischen Spekulationen“ begonnen, so wüßten wir über Sprachverwandtschaft heute noch genau so wenig wie die ganze Antike und das Mittelalter trotz seinem Humanismus!

Solgende vier grundsätzlichen Vorbehalte müssen für alle derartigen Untersuchungen gelten: Der gefährlichste Feind ist auf diesem Forschungsgebiet der Wortanklang. Zweifellos gibt es in Sprachen, die sicher völlig unverwandt sind, ähnlich klingende Wörter mit ähnlicher oder derselben Bedeutung. Zufall täuscht da also einen Zusammenhang vor, der tatsächlich nicht besteht. Es muß also, um diesen Sirenenklängen nicht zum Opfer zu fallen, einerseits der lautliche Anklang durch Vergleichung der mit dem Wort sicher zusammenhängenden engersprachlichen Formen geprüft und andererseits die sachliche Bedeutung historisch auf irgendwelche Kulturbeziehungen zurückgeführt werden. Stehen dann solche Beziehungen sowohl hinsichtlich des Wortkörpers als auch in der geschichtlich zu erklärenden Bedeutung nicht allein, dann genügt die billige Bemühung des Zufalls oder die berechnete Berufung auf die überall gleiche menschliche Geistesbeschaffenheit mit seinen „Konvergenzen“ nicht mehr, die ermittelten Beziehungen wissenschaftlich zu deuten. Sprachwissenschaft ist Geistes- und Kulturwissenschaft; sie darf nie beim bloß Formalen des äußeren Lautgewands und seiner Geschichte stehen bleiben, sondern erst wenn

lautlich-formale Beziehungen sachlich verständlich werden, wenn die durch ähnliche Laute bezeichnenden Sinnbegriffe sich geschichtlich erklären lassen, ist der Beweis geliefert. Für jede rein formale Lautbeziehung ist also durch Sachforschung der geschichtliche Sintergrund für die Wortbedeutungen und ihr Verhältnis zu geben: Bloße Grammatik, auch vergleichende Grammatik, ist keine Sprachwissenschaft.

Zweitens finden sich besondere Wortgruppen, bei denen lautliche Ähnlichkeit bei gleicher Bedeutung nicht auf Verwandtschaft und Entlehnung zu beruhen braucht, nämlich die lautmalenden Wörter, wozu ich auch kofende Kinderwörter wie Mama, Papa, Tata usw. rechne. Es ist klar, daß hier tatsächlich ein allgemein menschlicher Trieb auf verschiedensten, völlig unzusammenhängenden Sprachgebieten dieselben Lautschöpfungen veranlaßt. Außer solchen kofenden Verwandtschaftsnamen, die aus der Kindersprache stammen, gehören alle eigentlich lautmalenden Bildungen hierher, Tiernamen wie Kuckuck, Uhu, Zeitwörter wie murmeln, klatschen, und Bezeichnungen für Gefühlseindrücke (beben, zucken, zappeln usw.) Ja darüber hinaus gibt es wohl manche Elementarsprachwurzeln der Menschheit; ohne in strengem Sinne lautmalend zu sein, gehören sie doch einer Art lautlichen Ursymbolik an; sie sind gleichsam allgemeine Gebilde der menschlichen, lautlichen Ausdrucksgebärde.

Als Beispiel nenne ich das Lautgebilde kap- „greifen, packen“ indogermanisch: lateinisch capio und Verwandte, türkisch kap-mak „ergreifen“, arabisch kabada „ergreift“, finnisch kappaa „greifen“, chinesisch kiap „festhalten“, Ägypter kap „haben“, Maori kapo „nehmen“, altägyptisch kf „nehmen“, papua hapo dso „greifen“, südamerikanisch (Fetschua) k'apiy „mit der Hand fassen“ usw. (s. W. Oehl, Innsbrucker Jahrbuch für Völkerkunde und Sprachwissenschaft I, 1926, 50 ff.). Ähnlich gibt tap-, tup- das Klopfen wieder (z. B. griechisch týptō „schlage“, tympanon „Trommel“, typás „Schlägel“, mordwinisch tapan „schlage“, estnisch tapma „schlagen, töten“) und daneben ebenso tak- (griechisch týkos „Meißel“, finnisch tako „hämmern, schmieden“, hebräisch tāqa „schlagen“), ker-, kar- malt das frachende Geräusch des Sägens, Hackens, Schneidens (vgl. griechisch keiro „scheere“, litauisch kirwis „Axt“, mordwinisch keret „Pflugmesser“, estnisch-finnisch kirwes „Axt“, tungusisch čerkan „Messer“, georgisch xerxeri „Säge“, tabaristanisch karkar „Messer“, aramäisch qardum „Axt“ usw.).

Drittens aber gibt es seit ältester, vorgeschichtlicher Zeit Wanderwörter (s. o. S. 25), die natürlich leicht den Trugschein der Urverwandtschaft erwecken können, z. B. das Wort für „Wein“. Trotz der „Gleichungen“ griechisch oinos, lateinisch vinum, irisch fin, albanisch vënë, armenisch gini, germanisch Wein, slawisch vino liegt kein altindogermanisches Wort für „Wein“ zugrunde, das man mit lateinisch vico „winde“, vitis „Rebe“ verbinden dürfte, auch

ist wegen der semitischen Entsprechungen (arabisch, äthiopisch wain, hebräisch jain „Wein“) keine indogermanisch-semitische Urverwandtschaft anzunehmen; denn auch in kaukasischen Sprachen kommt das Wort vor (georgisch gvino, mingrelisch gvini), sondern hier haben wir ein altes Kultur- und Wanderwort, über dessen Geschichte nur die Geschichte des Weinbaus, also Sachforschung, Aufschluß geben kann. Es stellt sich heraus, daß Kleinasien der Ausgangspunkt ist; von hier ist das Wort zu indogermanischen und westsemitischen Völkern mit dem Handel und der Kenntnis des Weinbaus gekommen.

Viertens müssen sog. „Substratwörter“ beachtet werden, worauf ich in meiner Abhandlung „Labyrinth“ (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1932/33, I. Abhandlung) aufmerksam gemacht habe. Vor der Indogermanisierung Europas herrschten im heutigen Süddeutschland und in Westeuropa Sprachen, die offenbar teilweise und in gewissem Grad miteinander verwandt waren, und auch Lehnwörter hatten sich damals im Gefolge von Kulturströmen schon verbreitet; so brachte das Bergwerkswesen und der Steinbau schon manche Fachwörter auf, die sich weit verbreiteten. Wenn nun indogermanische Völker solche Wörter aus ihnen fremden Kulturgebieten aus der Sprache der Unterworfenen später entlehnten, entsteht der Trugschein der Urverwandtschaft. So könnte man z. B. schließen, lateinisch carcer „Umfriedigung, Kerker“, griechisch kárkaron „Gefängnis“ sei mit irisch carn „Steinhaufe“, altnordisch hörgr „Steinhaufe“, althochdeutsch harug „Opferstätte“ stammverwandt als indogermanischem Spracherbe. Aber sachlich wußten die Indogermanen (und Germanen) nichts vom Steinbau, und sprachlich kommt der Wortstamm auch vor bei nichtindogermanischen Völkern (baskisch harri „Stein“, kaukasisch kark(h)a „Stein“, vorgriechisch kar- „Stein“, s. Genaueres „Labyrinth“ S. 31 § 42). Es ist eben völlig irrig gewesen, wenn man glaubte, die Indogermanen seien gleichsam in menschenarme Gebiete gekommen; vielmehr trafen sie bei ihrem Eindringen in Europa überall auf dicht siedelnde Völker, die teilweise eine sehr hohe Kultur besaßen.

Außer dem Wortschatz kommt natürlich der Formenbau der Sprache vor allem für Feststellung von Verwandtschaftsbeziehungen in Betracht. Freilich darf man hier nicht zu einseitig sein. Zwischen „anreihenden, isolierenden und flektierenden“ Sprachen gibt es viele Übergänge, und es ist nicht so, daß eine Sprachform sich nicht grundsätzlich ändern könnte. Das haben wir schon oben für das Germanische festgestellt. Mancherlei deutet darauf hin, daß

auch die ausgebildete Flexion des Indogermanischen sich erst entwickelte und nicht von Anfang an als starres System vorhanden war. Erscheinungen wie die drei grammatischen Geschlechter, die Heteroklise, Suffixvariation usw. weisen auf primitivere Vorstufen, und insbesondere dürften Einzeluntersuchungen der Suffixe, wie sie Th. Baader für das k-Suffix lieferte, noch weitere Einsichten bringen. Hermann Hirt hat zum Entsetzen vieler überängstlicher Forscher in seiner Indogermanischen Grammatik Band III eine Unmenge neuer, ebenso geistvoller wie kühner Hypothesen über die Entstehung des Formenbaus in den indogermanischen Sprachen vorgelegt. Bedarf hier gewiß vieles, sehr, sehr vieles noch weiterer genauerer Untersuchungen, so sehen wir doch schon jetzt in eine Entwicklung des Indogermanischen selbst hinein, und damit erst wird wieder die Bahn für Vergleichen mit anderen Sprachstämmen frei.

Nach dieser allgemeinen Erörterung haben wir die bis jetzt untersuchten Beziehungen des Indogermanischen zu anderen Sprachgruppen im Hinblick auf die Urheimatfrage kurz zu prüfen. Da bieten sich zunächst die semitischen Sprachen dar, deren Geschichte und gegenseitiges Verhältnis wohl bekannt ist. Auch nach den Einzeluntersuchungen Hermann Möllers scheint eine Urverwandtschaft zwischen Indogermanisch und Semitisch trotz manchen auffallenden Einzelheiten nicht nachgewiesen. Möller führt die semitischen Formen auf recht farblose, nur durch Konsonanten (wegen des semitischen dreikonsonantischen Wurzelbaus) vertretene Gebilde zurück, und bei dem außerordentlichen Wortreichtum einer Sprache wie des Arabischen können dann mehr oder weniger starke Anklänge bei bedeutungsähnlichen Formen nicht fehlen. Mir scheint auch der semitische Formenbau sich schwer mit der indogermanischen (und erschließbaren vorindogermanischen) Flexion verbinden zu lassen. Muß somit eine Urverwandtschaft nach dem heutigen Stand der Forschung abgelehnt werden, so sind andererseits uralte Entlehnungen aus dem Semitischen im Indogermanischen unbedingt erwiesen. So hat Johannes Schmidt (Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem 1890) den überzeugenden Nachweis erbracht, daß das indogermanische Zehnersystem bereits in gemeinindogermanischer Zeit durch das babylonische Zwölfersystem durchkreuzt worden ist: ein Einschnitt in der Bildungsweise der Zahlwörter nach 12 und 60, ebenso die Bedeutung von 100 als GroÙhundert (d. h. 120) im Germanischen ist so zu erklären. Starke Handelsbeziehungen in sehr alter Zeit müssen diese Bildungseigenheiten des indogermanischen Zahlworts

erklären. Den Anklang der indogermanischen Zahlwörter für 6 und 7 an die entsprechenden semitischen,¹ der unmöglich Zufall sein kann, möchte ich mit der Annahme alter Entlehnung erklären, weil die indogermanischen Zahlwörter für 6 und 7 selbst rein lautlich allerlei Auffälligkeiten aufweisen. Dazu kommen Lehnwörter, wie indogermanisch *ster, aster „Stern“² (aus akkadisch istar „Venus“) oder *tauros „Stier“,³ das mit assyrisch šuru, aramäisch tōra', hebräisch šōr „Stier“ zusammenhängt.

Altindisch paraśu-, griechisch pélekys „Axt“ sind nicht urverwandt, sondern gehen beide unabhängig auf akkadisch pilakku- „Beil“ zurück. Auffällig ist auch der Anklang des indogermanischen Worts für „Horn“ (lateinisch cornu, griechisch kēras, deutsch Horn, irisch corn usw.) mit assyrisch qarn-ati, hebräisch qōran-ōd „Hörner“; aber auch in anderen Sprachstämmen kommen ähnliche Formen vor (ungarisch sarv, finnisch sarve „Horn“, georgisch surna „Kriegshorn“, Iesgibisch karc „Horn“ u. a.), so daß dieses doch wohl ein uraltes Wanderwort ist.

Damit wird man sehr alte Lehnwortbeziehungen aus dem Semitischen in das Indogermanische nicht leugnen können, so daß sich jener Einfluß in den Zahlwörtern verstärkt. Aber diese Beziehungen lassen sich hinlänglich aus dem alten Handelsverkehr semitischer Stämme mit den Indogermanen verstehen; denkt man sich freilich die Indogermanenheimat an der Ostsee, dann sind so weitgehende Einflüsse schwer begreiflich, mag man dem semitischen Händler seit ältesten Zeiten auch noch so weite Reisen zutrauen.

Während aus dem Ägyptischen und Baskischen sich keinerlei Beziehungen zu dem Gemeinindogermanischen nachweisen lassen, bestehen dagegen sicher sehr alte Nachbarbeziehungen zu dem finnisch-ugrischen Sprachstamm. Es gibt eine Reihe von Wörtern, die Indogermanen und Fenno-Ugrier gemeinsam haben, wie z. B. das Wort für „Sonig“ (finnisch mete- usw., s. o. S. 48), für „Name“,⁴ für „Wasser“,⁵ für „Salz“,⁶ für „führen“⁷ und

¹ Assyrisch šissi, hebräisch šeš, äthiopisch sessu „sechs“ und assyrisch siba, hebräisch šeba', äthiopisch sab'u „sieben“.

² In lateinischen stella aus *ster-la, griechisch aster, germanisch ster- in got. stairno usw.

³ In griechisch tauros, lateinisch taurus, gotisch stiuur, altbulgarisch turū, zigeunerisch šturno „Stier“, awestisch staora- „Großvieh“).

⁴ Finnisch nime-, lappisch namma, wotjakisch nim, wogulisch nām: indogermanisch lat. nomen, griechisch ónoma, altindisch naman, deutsch Namen usw.

⁵ Finnisch wete-, ungarisch víz: phrygisch bēdū s. h. vēdu, griechisch hydor, gotisch wato usw.

⁶ Finnisch suola, syrjänisch sol: lateinisch sal, griechisch hals usw.

⁷ Finnisch vetä- „ziehen“, ungarisch vázát- „führen“, vázér „Führer“: litauisch vedū, altbulgarisch veda „ich führe“, irisch fedim dasf. usw.

andere mehr. Es sind keine Kulturbegriffe, bei denen von vornherein die Annahme von Entlehnung und Wanderung wahrscheinlich ist. Dazu kommen auch seltsame Übereinstimmungen in Suffixen (z. B. Akkusativendung -m, Ablativendung -t, -ta), was ganz an das Indogermanische erinnert. Von hervorragenden Forschern ist daher behauptet worden, die fenno-ugrischen und indogermanischen Sprachen seien urverwandt. Aber selbst wenn wir dies noch als vorläufig nicht völlig sicher dahingestellt sein lassen, uralte Lehnbeziehungen zwischen den beiden Sprachstämmen können nicht geleugnet werden. Nun ist die Heimat der finnisch-ugrischen Völker im heutigen Rußland am Ural zu suchen, jedenfalls sicher nicht an der Ostsee, wohin Finnen, Esten, Liven nachweisbar erst später einwanderten: wieder steht das mit der Annahme der indogermanischen Urheimat an der Ostsee oder in Mitteldeutschland in unvereinbarem Widerspruch.

Noch fast ganz unerforscht sind Beziehungen des Indogermanischen zum Mongolischen und zu den Türkischen Sprachen. Von Urverwandtschaft wird kaum gesprochen werden dürfen, aber manche alten Lehnwort-Beziehungen lassen sich schwerlich bestreiten. Und zwar sind es vor allem einige Tiernamen, die sich aufdrängen. Mit der Sippe von neuhochdeutsch Ochse (gotisch usw. auhsa, altindisch uksan usw.) hängt zweifellos zusammen: mongolisch khal-ka üxer „Kuh“, kalmükisch üküür „Kuh“, altmongolisch ok'ar, osmanisch öküz „Kuh“, jakutisch oyus „Ochs“, kirgisisch ögüz. Ferner stellt sich ein indogermanisches Wort neuhochdeutsch Bock, altnordisch bukk, arvestisch būza— „Ziegenbock“, zigeunerisch buzni „Ziege“ an die Seite von mandschu buka „Sammel“, mongolisch buya „Bulle“, kalmükisch buya, tungusisch būka, türkisch boya „Stier“. Der Wechsel der Bedeutung in diesen Worten steht der Vergleichung nicht im Wege: armenisch buc bedeutet „Lamm“! Litauisch kumė „Stute“, baluci khumėd das., altrussisch komoni „Pferd“ findet sich in kirgisisch qumai „zahmes Pferd“ wieder. Auch wird man schwer einen Zusammenklang von mandschu mini „meiner“ (Genetiv), sini „deiner“, finnisch minä „ich“, sinä „du“, mongolisch mini, mino (Gen. sing.) „meiner“, chini „deiner“, usw. (s. Brunzel, Vgl. Gr. d. altaischen Sprachen 1895, 56) als „Zufall“ abtun können; ferner vgl. man beispielsweise ostmongolisch, kalmükisch ide „essen“: indogermanisch ed- (in lateinisch edo usw.) „essen“, mongolisch tokši „schlagen“, mandschu tokši „klopfen“: indogermanisch tekþ- (in griechisch τέκτων, altindisch takšan— „Schmied“, s. Verf., Kalyppo 1919 S. 45 Fußnote 4, Deutschkundliches 1930 passim, s. Wortverzeichnis).

Von indogermanischen Wörtern, die im Chinesischen und anderen ostasiatischen Sprachen begegnen, fügen wir zu mā³ „Pferd“ und altchinesisch ngan, g'an „Gans“ (s. o. S. 50 f.) noch die Wörter für „Hund“ und „Kind“: dem indogermanischen Stamm *kuen-, kun- „Hund“ (in griechisch kýōn, lat. canis, altind. śvā usw.) antwortet chinesisch k'üan³ „Hund“, wie dem Wort *gōus „Kind“ (in lateinisch hōs, griechisch hūs, deutsch Kuh, arisch gauš usw.) altchinesisch (n)gu, siamesisch wu, annamitisch bo „Ochs“, tibetisch g(o)-lang „Stier“. Hier handelt es sich offenbar um sehr alte Lehnbeziehungen mit dem Chinesischen; von Urverwandtschaft kann keine Rede sein.

Besonders überraschend sind nun aber seltsame indogermanische Einschläge im Koreanischen. Zuerst hat Koppelman (Anthropos 23, 1928, 199) eine Verwandtschaft des Indogermanischen mit dem Koreanischen behauptet, und eine genauere Nachprüfung und Weiterführung seiner Ergebnisse hat mich selbst in der Überzeugung gefestigt, daß tatsächlich im Koreanischen indogermanische Einschläge anzuerkennen sind. Die Sprache steht bisher völlig isoliert; sie ist ziemlich konservativ, so daß das Fehlen älterer Texte, die bisher nicht zutage kamen, nicht allzuschwer ins Gewicht fällt. Jedenfalls ist methodisch gar nichts anderes möglich, als das Koreanische für sich allein mit indogermanischen Formen zu vergleichen, trotz des großen zeitlichen Abstandes der Formen auf beiden Seiten. An anderer Stelle (Deutschkundliches, Festschrift für Sr. Panzer, Heidelberg 1930, 14 ff.) habe ich versucht, die Entsprechungen lautgesetzlich zu ordnen und die koreanische Deklination als Fortsetzung der indogermanischen Pronominalflexion zu verstehen, was auch Koppelman bereits behauptet hat. Es ist unmöglich, an dieser Stelle auf Einzelheiten zurückzukommen, und so kann ich nur das Ergebnis dieser Arbeit dahin zusammenfassen, daß im Koreanischen ein sehr altertümlicher indogermanischer Einschlag meiner Ansicht anzuerkennen ist; er kann nicht etwa durch jüngere Lehnbeziehungen, etwa aus dem Arischen, erklärt werden, sondern setzt indogermanische, teilweise vorindogermanische (d. h. als Vorform des Indogermanischen zu erschließende) Bildungen voraus. (Einige Belege für diese sehr wichtige, seither unbekanntete Tatsache s. im Anhang). So gewiß diese Beziehungen weiter erforscht und im einzelnen gesichert werden müssen, mir scheinen sie als solche schon jetzt Tatsache. Wie aber könnte dies der Fall sein, wenn die Indogermanen an der Ostsee zu Hause wären? Wie könnten bei dieser Annahme sich die Beziehungen zu jenen anderen ostasiatischen Sprachen, zu dem Mongolischen und Chinesischen, er-

klären, da ja auch hier nicht etwa die besonders arischen oder tocharischen Sonderformen, sondern die gemeinindogermanische Grundform allein bei der Entlehnung in Betracht kommt? Daß andererseits solche Berührungen indogermanischer Sprachen mit dem Chinesischen und Koreanischen nicht mehr an sich und vom historischen Standpunkt aus überraschen können, wo wir durch die Turfanfunde, durch Auffindung indogermanischer Sprachtexte an der chinesischen Mauer wissen, wie weit ostwärts indogermanische Sprachen in Asien einst erklangen, ist vielleicht nicht unnötig, noch besonders hervorzuheben; darüber ist ein Zweifel gar nicht mehr möglich. Für die Annahme, daß im Koreanischen, das begreiflicherweise sehr viel chinesische Einflüsse erfuhr und namentlich im Verbum ganz eigene Wege geht, nur ein indogermanischer starker Einschlag vorliege, ohne daß es geradezu eine selbständige indogermanische Sprache zu sein braucht, sprechen zur Vorsicht mahnende Erfahrungen, die uns namentlich das Sinitische lehrte.

Sogar mit den Eskimosprachen scheinen entfernte indogermanische Beziehungen zu bestehen; dies überrascht kaum, weil es erst recht uralische Anklänge im Eskimo gibt (s. Uhlenbeck *DMG* 59, 1905, 757 ff.; 60, 1906, 112 ff.; 61, 1907, 435 ff.).

So wird grönländisch *nagga* „nein“, *nama* „auch nicht“, alaskisch *-na-* im Prohibitiv, labradorisch *-na-* „nicht“ schwerlich von indogermanisch *ne-* „nicht“ zu trennen sein; das Pronomen *ta-* „dieser“ erinnert an indogermanisch *to das-*, grönländisch *ki-* „wer“ an indogermanisch *qui-* (in lateinisch *quis, quid*, griechisch *tis, ti* usw.). Auch an seltsamen Wortgleichungen fehlt es nicht, wie z. B. grönländisch *i(n)gneq* „Feuer“: altindisch *agni-*, lateinisch *ignis*, litauisch *ugnis* „Feuer“; grönländisch *sermeq* „Eis, Reif“: litauisch *šarmà* „Reif“, armenisch *sain* „Eis“; grönländisch *kaupa* „behämmert“, *kautaq* „Hammer“: deutsch *hauen*, albulgarisch *kovati* „schmieden“; grönländisch *anore* „Wind“, *anerneq* „Altem“, *anepoq* „atmet“: lat. *animus*, griechisch *ánemos*, altindisch *ánila-* „Wind“, *ániti* „atmet“ u. a. mehr (s. Uhlenbeck *DMG* 61, 1907, 436 f.).

Endlich sei mit besonderem Nachdruck auf solche Wortgleichungen hingewiesen, die sich über indogermanisch-fenno-ugrisch-koreanisches Sprachgebiet erstrecken, wie z. B. indogermanisch *kel-* (in Höhle, verhüllen, lateinisch *celäre*, griechisch *kalýptein* „verbergen“ usw.): lappisch *kälme* „Grab“, finnisch *kalma*, mordwinisch *kalmo* „Grab“ usw.: koreanisch *kul* „Höhle“, oder Wels, Wal, altnordisch *hvalr* „Walfisch“: lappisch *kuölle* „Fisch“, finnisch *kala*, ungarisch *hal*, tungusisch *kala* „Fisch“, samojedisch (foibalisch) *kola*, jurakisch *hálea* „Fisch“: koreanisch *korai* „Walfisch“ oder griechisch *geranos*, litauisch *gervė* „Kranich“ usw.: finnisch *kurki* „Kranich“, mordwinisch *karga das-*, samojedisch *háro, haru* „Kranich“; alt-

japanisch kari „Wildgans“: koreanisch kiroiki „Wildgans“ (vgl. Verf., Deutschkundliches S. 22 f.). Auf sie möchte ich ganz besonderen Wert legen; man hat diese Beziehungen für die Indogermanenfrage seither längst nicht genügend beachtet.

Es stellte sich uns also heraus, daß Berührungen und Lehnsbeziehungen des Gesamtindogermanischen (nicht etwa einzelner indogermanischer Sprachen!) sehr weit nach Osten reichen, während in der Nord-Südrichtung sich solche Beziehungen nicht nachweisen lassen. Mit dem Baskischen, Ägyptischen, den Berber- und Kaukasus-sprachen sowie dem Sumerischen scheint, soweit wir heute sehen, das Indogermanische keinerlei Berührungspunkte zu besitzen. Auch das viel umstrittene Etruskische steht abseits, und einzelne Anklänge können sehr wohl aus der späteren Nachbarschaft von Etruskern mit indogermanischen Stämmen entstanden sein; oder weshalb sollten die Etrusker, deren Sprache später dem indogermanischen Latein wich, nicht auch schon früh einzelne Wörter aus der Sprache ihrer indogermanischen Nachbarn entlehnt haben? Da nun in den Alpenländern dem Etruskischen nahe-stehende Sprachen gesprochen wurden, was schon Livius V 33, II bezeugt und Ortsnamenforschung bestätigt,¹ wäre dies um so auffallender, wenn wirklich die Indogermanen ursprünglich in Mit-teldeutschland und an der Ostsee gesessen hätten. Denn bei den allerersten Wanderungen wären sie auf solche, dem Etruskischen vergleichbare Sprachen gestoßen, die in ihrer weiteren Nachbarschaft gesprochen wurden. Auch diese Überlegung spricht gegen die Ostsee-Theorie.

Nun aber will auf das schärfste beachtet sein, daß zwar nicht das Indogermanische, wohl aber das Germanische mit dem etruskischen Sprachcharakter in Akzent und phonologischer Hinsicht gewisse Ähnlichkeiten zeigt. Wir sahen, daß das Germanische, das einst nach Ausweis des Verner'schen Gesetzes (das den sog. „grammatischen Wechsel“ bewirkte) selbst noch in ältester Zeit den freien Akzent des Indogermanischen hatte, dann zur starren Stammesbetonung überging (s. o. S. 33). Nun hat das Etruskische (wie auch das Finnische) ausgeprägten Stammakzent, genau wie das Germanische. Wer sich klarmacht, welche ungeheure Bedeutung der Akzent für eine Sprache besitzt, der ihr erst wahrhaftes Leben gibt, kann diese Tatsache nicht für bedeutungslos halten. Es kommen lautliche Eigenheiten dazu: genau wie im Germanischen im

¹ Seltsame Tiroler Ortsnamen, soweit sie nicht deutsch oder romanisch sind, haben eine dem etruskischen Sprachcharakter verwandte Form.

Vergleich zu den ererbten indogermanischen Wörtern, so ersetzt das Etruskische in Lehnwörtern aus dem Griechischen oft p, t, k durch f, ð, ch (z. B. Persephoneia > etruskisch fersipna, Perseus > ferse; Atropos > adropa, Orestes > urusde, Arkas > archaze, Hektor > echtur, Herakles > herchle). Und ebenso ersetzt der Etrusker, wie der Germane im Vergleich zu ererbten indogermanischen Formen, die d, b, g der entlehnten Wörter durch t, p, k (z. B. Leda > latva, Tydeus > tute, Admetos > atmite, Ganymedes > Catmite). Das Etruskische kennt keine bh, dh, gh, keine aspirierten Verschlusslaute, wohl aber dafür Reibelaute f, ð, ch, wie das Germanische, im Gegensatz zum Indogermanischen, und wir haben uns oben (S. 35) klargemacht, was es grundsätzlich bedeutet, ganz neu zu artikulierende Laute in eine Sprache aufzunehmen! Alles zusammengenommen mit besonderer Hervorhebung des etruskischen Stammesakzents ergibt eine solche Ähnlichkeit des germanischen phonologischen Systems mit dem des Etruskischen im Gegensatz zu dem indogermanischen Zustand, daß hier Zusammenhänge walten müssen. Es ist interessant, daß auch das Altlatein einmal eine Anfangsbetonung gehabt hat, und daß das Irisch-gälische sie ebenfalls besitzt gegenüber der gallischen und britischen Akzentuation (s. o. S. 41); trotz zeitlicher Verschiedenheit in dem Aufkommen der Stammbetonung im Germanischen, Altlatein und Irisch-Gälischen ist der gemeinsame tiefere Grund derselbe: Beeinflussung durch Sprachen, die phonologisch dem Etruskischen nahestehen.

Aber damit sind wir bereits bis zur letzten Grenze der nur lautgeschichtlichen Betrachtungen gekommen; sollen diese Beobachtungen wirklich Leben und damit durchschlagende Beweiskraft bekommen, so müssen sie jetzt aus der nebelhaften, gleichsam zeitlosen Sphäre befreit und auf den Boden geschichtlicher Vorgänge gestellt werden; mit anderen Worten: die rein lautlichen Erwägungen wollen durch Sachforschung verstanden, gefestigt und erklärt sein. Dazu brauchen wir in erster Linie die Hilfe der Vorgeschichte und haben zu prüfen, ob sich sowohl die Indogermanen als ganzes Volk wie ihre europäischen Einzelstämme, die uns besonders interessieren, in vorgeschichtlichen Denkmälern nachweisen lassen. Ohne diese erdhaften Beziehungen müßten die meisten der bisher vorgebrachten, nur sprachlichen Ergebnisse in leerer Luft schweben bleiben: das Geistervolk der Indogermanen, zunächst nur aus sprachlichen Tatsachen und Beziehungen hypothetisch erschlossen, muß nun Körper, Knochen und Blut erhalten.

VI. Deutschland vor viertausend Jahren

Es ist nötig, sich von vornherein klarzumachen, daß die Frage nach der Herkunft der „Indogermanen“ nicht das mindeste zu tun hat mit der Frage nach der Entstehung und ältesten Ausbreitung der Menschheit überhaupt. Denn es handelt sich hier um verhältnismäßig junge Zeiten vom Standpunkt der Anthropologie und Geologie: die Indogermanen haben mit „Urmenschen“ nichts zu schaffen. Vielmehr herrscht Einigkeit unter den Forschern darüber, daß die Auflösung der indogermanischen Sprachgemeinschaft in die ausgehende jüngere Steinzeit zu setzen ist; denn Sonderarten der Metalle werden mit Fremdwörtern aus südöstlichen Kulturgebieten bezeichnet; Sachwörter für Bronze- und Eisenwerkzeuge waren noch nicht vorhanden (s. o. S. 26). Damit ist die Aufgabe gestellt, uns über die Zustände in Nordeuropa, insbesondere in Deutschland, nach den letzten Ergebnissen der Vorgeschichte um diese Zeit zu unterrichten, um dann den Versuch zu machen, sprachwissenschaftliche und vorgeschichtlich-typologische Ergebnisse zu einem wirklich geschichtlichen Bild zu verschmelzen. Wir dürfen hoffen, hier über die seitherigen Forschungen hinauszukommen, da der Heidelberger Prähistoriker Ernst Wahle (in seinen Artikeln „Germanen III“ im Sachwörterbuch der Deutschkunde, hrsg. v. Hofftaetter und Peters, I 1929, 418 ff. und seinem Buch „Deutsche Vorzeit“, Leipzig 1932) zu viel schärferen, vorgeschichtlichen Ergebnissen gekommen ist, als das seither gelungen war. Auf Einzelfragen kann es uns dabei nicht ankommen, und die vorgeschichtlichen Tatsachen werden hier, was ausdrücklich betont sei, nur insoweit von uns herangezogen, als es für unsere Frage nach der Herkunft der Germanen und damit der Indogermanen unbedingt nötig ist. Indem ich also nachdrücklichst auf Wahles prähistorische Forschungsergebnisse hinweise und in seinem Buch die genaueren Beweise und Belege für die einzelnen, neuen Ergebnisse vom vorgeschichtlichen Standpunkt aus nachzusehen bitte, ist es jetzt unsere Aufgabe, diese vorgeschichtlichen Tatsachen für unsere Frage auszuwerten.

Noch in der Zeit zwischen älterer und jüngerer Steinzeit, im sog. „Mesolithikum“, finden wir im Norden eine Kultur von Jäger- und Fischervölkern, von denen u. a. auch die Muschelhaufen, die „Koffenmööddinger“, Zeugnis ablegen. Diese Völker, die auf der Stufe „höherer Sammler“ standen, haben eine sehr

lange Geschichte, die bereits mit den Leuten des sog. „Aurignacien“ beginnt. Aber ihre Entwicklung, Gliederung und Rassenmischung ist hier für unsere Frage ohne jeden Belang; sie werden wohl, mindestens teilweise, von Asien gekommen sein, mögen sogar nach Amerika reichen, wo Eskimos und viele Indianer auf derselben Kulturstufe standen und sehr lange verharrten. Auch rassistisch waren diese Stämme, von denen man drei Gruppen unterscheiden kann, verschieden. Dann kam der Ackerbau, die „Pflugkultur“, nach dem Norden und schob die höheren Sammler immer mehr nach Norden und Nordosten hinweg. Diese „Pflugkultur“, gekennzeichnet durch den vom Rind gezogenen Pflug, durch den Wagen und durch das Halten von Schwein, Schaf und Ziege, stammt letztlich von Vorderasien. Von da dehnte sie sich zunächst im östlichen Südeuropa, dann in Mittelmeergebieten, aber auch nach dem nordöstlichen Asien aus. Pflug und Wagen ist eine einmalige Erfindung gewesen. Um 4000 v. Chr. ist die Pflugkultur im Mittelmeergebiet, um 3000 v. Chr. in Frankreich durchgedrungen, um 2000 kommt sie nach dem heutigen Deutschland, und zwar auf zwei Wegen, nicht als Kulturwelle von Volk zu Volk, sondern von kolonisierenden Bauernvölkern gebracht:

erstens längs der Küsten des mittelländischen Meeres über Spanien, Portugal, Frankreich und die britischen Inseln durch seefahrende Volksstämme von ausgesprochen aristokratischer Art;

zweitens im Binnenland die Donau aufwärts, durch ein mehr demokratisches Bauernvolk, das besonders fruchtbare Lössgebiete sich für seine Niederlassungen aussuchte.

Soweit die eingeseffenen Sammlerstämme bleiben, werden sie zu Untergebenen dieser Ackerbau-Völker und verrichten unter den neuen Herrn die Feldarbeit. Vorgeschichtlich sind nun die ersten, seefahrenden Stämme bezeichnet durch ihre mächtigen Steinbauten, die sie für ihre Toten errichteten: es sind die Träger der westeuropäischen „Megalithkultur“; die Ackerbauern im Donaugebiet aber sind die sog. „Bandkeramiker“.

Die europäische Megalithkultur erreichte in Spanien und Westfrankreich eine besondere Blüte, wahrscheinlich, weil einmal die Fruchtbarkeit des Landes außerordentlich günstig war, dann weil hier schon in der älteren Steinzeit eine durch ihre Höhlenmalereien besonders bekannte, eigenartige Kultur vorhanden war; hier ließ sich offenbar gut anknüpfen und weiterbauen. Auch wurde seit alters in Spanien und Portugal Bergbau betrieben, schon auf Feuerstein, später auf Metalle. Von Spanien und Westfrankreich wurde diese Kultur nach der Bretagne getragen und den britischen

Inseln. Kunde Steinbauten, Türme und Kuppelgräber mit überfragenden Decksteinen sind kennzeichnend für diese europäische Megalithkultur, ganz gleich, ob wir solche Denkmäler in Tiryns, Mykene und Midea, in Malta oder Sardinien (sog. „Nuragen“) oder in den „Carnacs“ der Bretagne und den Steingrabern (Cairns) oder Steinmälern in England und Irland (New Grange) vorfinden. Diese Steingrab-Anlagen zeugen von einem ausgeprägten Totenkult; denn man errichtete den Gestorbenen ein viel festeres Haus, als es damals die Lebenden hatten. Argleich beweisen diese Steingräber, daß wir ein stark aristokratisches Volk hier antreffen, da es sich um Mausoleen für ganze Familien und Geschlechter handelt. Zu den Grabanlagen gehören auch öfter Steinsäulen, sog. „Menhirs“, die als Seelensitze aufzufassen sind: man dachte sich, die Seele nehme bei religiösen Feiern, insbesondere in Vogelgestalt, hier Platz, wie uns u. a. das Sarkophagbild von Sagia Triada in Kreta zeigt. Aber es gab auch Feststraßen und Festplätze zu den Mausoleen: lange von Steinen flankierte Straßen führen zu runden oder halbrunden Kultbühnen („Cromlechs“), die von Steinzäunen umgeben waren. Hier wurden Tänze und Wettspiele aller Art aufgeführt zu Ehren der Verstorbenen. Man ist sich heute wohl kaum noch völlig klar über die weltgeschichtliche Bedeutung dieser europäischen Megalithkultur. Aber es ist gar kein Zweifel, daß ägyptische Obeliskten und griechische Grabstelen von den Menhirs stammen, daß mit jenen Steinstraßen zum Grabplatz die ägyptischen Prozessionsstraßen, und daß mit dem runden oder halbrunden Festplatz das griechische Theater und Stadion geschichtlich zusammenhängen. Ebenso läuft von Megalithanlagen eine unmittelbare Verbindungslinie zu den antiken Kuppelgräbern und sogar zu den christlichen Kirchen!

Man versteht aber diese mächtigen steinernen Grabbauten dann erst, wenn man beachtet, daß ihre Erbauer die ersten Träger und Verbreiter der Pflugkultur und des Ackerbaus gewesen sind; das betonen Wahle und Rydbeck mit Recht; bei einem solchen Volke steht die Vegetation und ihr Wechsel im Mittelpunkt des Interesses, und die Ahnen werden deshalb so besonders verehrt, weil aus ihrem Reich unter der Erde der Segen und die Fruchtbarkeit erwartet wird. Somit handelt es sich hier keineswegs um bloße Totenbräuche und Bestattungsriten, sondern die megalithische Religion hing als Ganzes engstens mit der Ahnenverehrung zusammen: daher wurden ihre Grabstätten zu allgemeinen Heiligtümern, zu der geweihten Stätte, wo alle religiösen Handlungen vorgenommen wurden. Die Ahnen müssen dauernd ihren leben-

den Nachkommen helfen und werden deshalb verehrt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß von hier der antike Heroenkultus und die Reliquienverehrung stammen. Und wenn bis zum heutigen Tag die Kirchen sich oft über dem Heiligtum einer Krypta erheben, wenn in ihr sich viele Gräber bedeutender, vornehmer oder geweihter Menschen finden und um die Kirche draußen der „Gottesacker“, der Friedhof, liegt, so finden wir hier volkstümliche Vorstellungen in veredelter Form wieder, die schon in der jüngeren Steinzeit die Megalithvölker zum Aufstürmen ihrer mächtigen Grabsteinbauten veranlaßt haben: Tempel und Kirche haben sich aus steinernen Gruft- und Grabbauten entwickelt, die zunächst nicht zu einer Götterverehrung, sondern zum Ahnenkultus dienten. Erst nachträglich wandelten sich diese Ahnengrüfte zu der Behausung von Göttern. Ebenso ist der Glaube an Seelenwanderung und Wiedergeburt, wie ihn die gallischen Druiden lehrten, der aber auch bei Germanen und Thrafern bekannt war, aus der megalithischen Vegetationsreligion verständlich und ableitbar. Und in den kleinasiatisch-griechischen Mysterienkulten, die ebenfalls gerne Gewölbe und unterirdische Räume als Kultstätten benutzten, sind volkstümliche Fortbildungen dieser Megalithkultur das Entscheidende; aus den Tiefen unterworfener Volksschichten drängten solche Urgedanken immer wieder nach oben. Da aus diesen Mysterien wieder der christliche Kultus sehr vieles übernahm, finden wir Gedanken und Vorstellungen dieser megalithischen Vegetationsreligion, natürlich vertieft und umgebildet, bis zum heutigen Tag: nichts ist zäher als Volksbrauch und bäuerliches Denken; durch Jahrtausende beharrt es bei seinen grundlegenden Vorstellungen, unbeirrt durch die sich wandelnden religiösen Gedanken einer Herrenschicht. Weil aber die Megalithleute Pflugkultur und Ackerbau brachten und dieser früher in Kleinasien als in Nordeuropa bekannt war, ist die Ansicht unhaltbar, die Megalithbauern kämen vom Norden oder Nordwesten nach Süden und Südosten.

Von Nordfrankreich und den britischen Inseln gelangten nun aber Träger dieser westeuropäischen Megalithkultur auch nach dem südlichen Skandinavien; ihre Anwesenheit ist hier vorgeschichtlich bezeugt durch die sog. „kleinen Stuben“ mit Deckstein. In Schonen, Bohuslän, aber auch an der Ostküste von Jütland und dem dänischen Inselgebiet finden wir sie vor: so entsteht die Keimzelle des nordischen Kulturkreises. Nicht um Kulturwellen von Volk zu Volk handelt es sich, sondern um echte Kolonisation einzelner Stämme. Es bildet sich ein Bauernadel als Herrenschicht über den

höheren Sammlerstämmen, und dieser nordische Bauernadel entstand aus Kolonisten Westeuropas.

Die kleine „Stube“ erweitert sich mit bald wachsendem Wohlstand zu den sog. „Riesenstuben“ und „Hünengräbern“; von der Keimzelle in Südschweden und Dänemark aus wird das norddeutsche Tiefland von einem megalithischen Bauernadel kolonisiert. Mächtige steinerne Mausoleen finden sich von der Zuidersee bis zur Oder, besonders in der Lüneburger Heide und auf Rügen.

Nach diesen Tatsachen ist es völlig ausgeschlossen, in den Trägern der europäischen Megalithkultur Indogermanen zu sehen: wurde doch Westfrankreich und Spanien nachweislich erst spät von indogermanischen Stämmen betreten; an den vorgeschichtlichen Zusammenhang der kleinen Stuben mit den Hünengräbern, und von beiden mit der Megalithkultur Westeuropas ist nicht zu deuten und zu rütteln. Damit ergibt sich uns eine Grundauffassung für die Entstehung des nordischen Kulturkreises und des germanischen Volkes, die in ihren weiteren Folgerungen zu völlig neuen und umstürzenden Ergebnissen führt. Denn dem Einfluß und Anteil des megalithischen Bauernadels ursprünglich westeuropäischer Herkunft hat die germanische Altertumskunde tatsächlich seither so gut wie keine Beachtung geschenkt.

Vom westeuropäischen jungsteinzeitlichen Kulturkreis sind aber auch zu Lande nach der Rheingegend zu Angriffe gerichtet worden; in Kurhessen und an der Saale, andererseits längs des nördlichen Alpenrands führt dieser Vorstoß von Westen zu dem sog. „Michelsberger Kreis“. Auch Belgien hatten die Megalithleute von Nordwesten her gewonnen.

Noch auf einem anderen Weg, nämlich von Osten her, die Donau aufwärts, hatte sich eine Bauernkultur bis nach Süddeutschland ausgebreitet: Die sog. „Bandkeramiker“, deren Kerngebiet in der mittleren Donaugegend zu suchen ist. Sie reicht nach Schlesien und Polen, stößt vor über Baiern, Süddeutschland bis zum Rhein, macht aber an Hunsrück, Eifel, Harz und Vogesen halt. Hier gibt es überall guten Lössboden, auf den es diese Leute der Donaukultur abgesehen haben. Der Nordrand der Alpen wird von ihnen gemieden. Natürlich stießen diese „Bandkeramiker“ bei ihrem Vordringen nach Westen auf die Vortruppen des westeuropäischen Kulturkreises, so auf die „Michelsberger“ Leute, die sich trotz ihrer unwallten Fluchtburgen nicht halten konnten und sich nach dem Alpenrand zu zurückzogen: von diesen zurückgedrängten Michelsberger Leuten stammen die Pfahlbauten in Oberschwaben und der Schweiz.

Auch mit dem nordischen Kulturkreis, der im Süden bis in heute Anhaltisches Gebiet und den Unterlauf der Saale reichte, mußte die Donaukultur zusammenstoßen. Das Ergebnis ist eine Mischkultur, der „Kössener Stil“ am Harz. Im Saalegebiet aber bildet sich der sog. „Walternienburger“ und daraus der „Bernburger“ Kreis. Die Donauleute verhindern eine weitere Ausdehnung der nordischen Kultur nach Süden hin. Auch von Westen her erfolgten noch neue, mannigfache Einstrahlungen; so in Lothringen, der Moselgegend und der Schweiz von einem westeuropäischen Bauernstamm, für den Steinringe bezeichnend sind. Wichtiger für unsere Zwecke ist ein Andrängen der adligen „Steinkistenleute“, die von Belgien sich in die Fuge zwischen Nord- und Donaukreis einzwängen und die Lippe entlang bis zum Harz und der Saalegegend kamen; sie kannten Steinsäulen, die dem Norden unbekannt blieben und eine runde Öffnung in der Grababschlußplatte, das sog. „Seelenloch“. Diese westeuropäischen Stämme setzen sich mit dem „Walternienburg-Bernburger“ Kreis auseinander; ihre Neigung zu megalithischen Bauten ist besonders beachtenswert. Als offenbar zwischen nordischem Kreis und der Donaukultur schon eine gewisse Gleichgewichtslage entstanden war und der Siedlungsdrang zur Ruhe kam, drangen am Ausgang der jüngeren Steinzeit aus dem westeuropäischen Kulturherd neue Stämme über Mittel- und Süddeutschland vor nach Schlesien, Böhmen, Mähren bis nach Ungarn: es sind die „Glockenbecherleute“, so benannt nach einer für sie bezeichnenden Gefäßform, die sich überall in ihren Hockergräbern unter ebener Erde findet. Bemerkenswert ist, daß dieser westliche Stamm im Gegensatz zu den Michelsberger und Steinkisten-Stämmen kurzköpfig gewesen ist. Die Glockenbecherleute sind nicht über den Niederrhein und in das norddeutsche Megalithgebiet gekommen.

Mit der Ausbreitung über weite Flächen mußte sich der Verband der Bauernvölker in Nord- und Süddeutschland immer mehr lockern, mit der Ergreifung des Bodens ließen die kriegerischen Tugenden nach; es kam zu einer gewissen Müdigkeit und einem friedlichen Ausgleich. Schon der schnelle Vorstoß der „Glockenbecherleute“ nach Osten scheint ein Anzeichen für die sinkende Wehrkraft der Donaukultur. Das Ergebnis war eine Lösung und Zerbröckelung in einzelne Teile und im ganzen eine ziemlich ausgeglichene Bauernkultur. Nur im Baltengebiet hielten sich noch die höheren Sammler, da weder vom nordischen, noch vom Donaukreis her jemand in diese Gebiete vorstieß: sie bleiben kulturell zurück und bewahren länger als sonst die Kulturstufe einer älteren Zeit.

Jetzt zu Ausgang der jüngeren Steinzeit, wo die Bauernvölker verschiedener Herkunft immer mehr mit ihrer Scholle verwachsen, ändert sich plötzlich das Bild: Eine neue Bestattungsweise kommt auf, nämlich einfaches Grab, mit der steinernen Streitart und dem geschweiften Tonbecher! Die Dolmen, die Megalithgrabstätten, erscheinen, „wie hinweggefegt“. An Stelle der erreichten Gleichförmigkeit tritt plötzlich in den Bodenfunden eine große Mannigfaltigkeit auf, Sonderkulturen entstehen. Aber überall tauchen von Osten her diese „Streitartleute“ auf, für die teilweise die schnurverzierte Keramik bezeichnend ist: nicht nur an der Ostsee, sondern auch in großen Gebieten Mittel- und Osteuropas, auch in England. Dann wird die Poebene und die Balkanhalbinsel besetzt. Überall verbreiten die Streitartleute das gezähmte Pferd. Und gerade dem Pferd in seiner neuen Verwendung vor dem Streitwagen und als Reittier werden die Streitartleute ihren schnellen Sieg zum guten Teil zu danken haben.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß wir hier die Indogermanen vor uns haben, die wie ein Sturm von Osten sich über die müde gewordene Bauernkultur in Mitteleuropa ergossen hat: die „Streitartleute“, von denen die „Schnurkeramiker“ der Vorgeschichte nur einen Teil bilden, sind die von der Sprachwissenschaft erschlossenen Indogermanen. Oder welches andere Volk sollte hier von Osten her plötzlich so siegreich hereingeströmt sein? So treten wir auf festen, geschichtlichen Boden. Auch scheidet damit die Möglichkeit aus, die Germanen seien erst nach dem Abzug der anderen Indogermanen von einem anderen Volk stark umgebildet worden: denn die Megalithkultur im nordischen Kreis ist älter als das Auftreten der „Streitartleute“. Das große Rätsel, weshalb die einzelnen indogermanischen Völker so schnell auseinanderfielen und sich selbst bald ganz entfremdet wurden, löst sich damit wie mit einem Schlag. Denn dieser Volksstrom ergießt sich gleichsam in eine Gußform, aus der dann die einzelnen Volksstämme indogermanischer Zunge hervorgehen: In den nordischen Kulturkreis, in dem seither ein megalithischer Bauernadel über älteren Jäger- und Fischerstämmen herrschte, dringt ein indogermanischer Nordstamm ein und macht sich zum Herrn. Es kommt zu einer engen Verschmelzung, und so ist das Volk der „Germanen“ entstanden. Im Gebiet der oberen Donau, also in Süddeutschland, verschmelzen Westindogermanen mit den „Bandkeramikern“: es entstehen die „Kelten“, die durch die burgundische Pforte nach dem östlichen Frankreich drängen. Zwischen Böhmerwald und Oder bis zur Wiener Gegend bilden sich aus schnell zur Einheit gezwunge-

nen Nord- und Donauleuten die „Illyrier“ heraus. Im Baltikum müssen Indogermanen den Ackerbau bei der dünnen Bevölkerung von höheren Sammlern, die von der Megalithkultur Westeuropas nicht erreicht worden waren, erst neu einführen: dies Volk der „Balten“ hinkt daher kulturell den andern um eine ganze Kultur-epoche nach.

Der Ausbreitung der „Schnurkeramiker“, die nur einen Teil der „Streitaptleute“ darstellen, entspricht sprachlich die Auflösung westindogermanischer Völker, insbesondere Kelten, Italiker, Germanen, Illyrier. Diese Stämme waren noch in Zusammenhang geblieben, als im Osten längst sich Arier, Skythen, Sethiter abgetrennt hatten. Man muß auch beachten, daß es nicht an Rückflutungen infolge der gewaltigen Menschenstauung gefehlt haben kann; Analogien aus der späteren Völkerwanderung legen das ebenso nahe, wie die Tatsache, daß im Abstand von vielen hundert Jahren in Italien (verbrennende und bestattende Italiker), Griechenland (achäische und dorische Wanderung), Kleinasien (Sethiter, Arier, andrerseits Phryger, Armenier) zweimal große indogermanische Einfälle erfolgten. So läßt sich auch tatsächlich an vorgegeschichtlichem Material eine solche Rückströmung von Mitteldeutschland über Schlesien, Galizien bis nach Südrußland typologisch aufzeigen. Mit der Grundbewegungsrichtung Südost-Nordwest der „Streitaptleute“ hat aber eine solche teilweise und örtlich beschränkte Rückflutung nichts zu tun, die eben auch aus den wiederholten, durch starke zeitliche Zwischenräume getrennten Indogermaneneinfällen in Italien, Griechenland und Vorderasien erschlossen werden muß. Übrigens mag gern eingeräumt sein, daß die Verhältnisse in Wirklichkeit sicher noch viel verwickelter waren, als sie hier dargestellt werden können, wie die einzelnen typologischen Unterschiede der Funde zeigen; aber hier kann es sich für uns nur um die großen Linien der Entwicklung handeln, denen gegenüber kleinere Rück- und Gegenströmungen für unser Ziel unwesentlich bleiben müssen.

In der Schweiz finden die Indogermanen an den Pfahlbauern Widerstand, denen die Landesnatur beisteht. Doch schließlich kommt es auch hier zu einer Verschmelzung. Aber das Gebiet wird zu eng, denn die Kelten versperren die Ausdehnung nach Norden und Nordwesten. So wandern diese Stämme, also indogermanisierte Pfahlbauern, über die Alpen und bringen ihre bezeichnende Siedlungsart, den Pfahlbau, mit, der in den Terremaren Oberitaliens fortgesetzt ist: die ältesten „Italiker“. Die „Glockenbecherleute“ werden bei diesen Volksneubildungen völlig aufgesaugt.

Überall werden die Indogermanen die Herren und nötigen den unterworfenen Stämmen ihre Sprache auf; überall aber bildet sich diese Sprache im Munde der neuen Sprachgenossen anders um und beeinflusst bei der enger werdenden Verschmelzung ihrerseits wieder die altererbte Sprechweise der Herrenschicht: So sind die europäischen indogermanischen Völker und Sprachen entstanden.

Wie man sieht, erweist auch die vorgeschichtliche Sachlage die Unmöglichkeit, sich die Heimat der Indogermanen an der Ostsee oder in Mitteldeutschland zu denken, so sehr auf diesem Gebiet bedeutende Prähistoriker geirrt haben.

Die Prähistoriker sind sich immer noch nicht einig in der geschichtlichen Deutung ihrer typologischen Feststellungen. Kossinna hat stark geschwankt, ein Zeichen, daß ihn seine Theorien selbst nicht ganz befriedigten. Der Historiker Kern erkennt richtig in den Streitaxtleuten der ausgehenden Steinzeit Indogermanen; aber er irrt, wenn er sie von Jütland kommen läßt, was ja schon wegen des geringen Raums unwahrscheinlich und auch typologisch unhaltbar ist. Schuchhardt und Sprockhoff glauben in Thüringen die indogermanische Keimzelle erkennen zu können; aber diese thüringischen Schnurkeramiker sind nur ein Teil der Westindogermanen, nämlich die Gruppe, aus der dann Germanen, Kelten, Italiker und vielleicht Illyrier hervorgehen. Gegenüber allen diesen und ähnlichen Ansichten, z. B. Menghins, hat m. A. n. E. Wahle jetzt die richtige Lösung gegeben; ich verweise auch auf seine treffende Kritik der genannten Ansichten (Deutsche Vorzeit 1932, 248 ff., Fußnote 61.): Seine Beweisstücke erfahren durch unsere sprachwissenschaftlichen und kulturhistorischen Beobachtungen ihre volle Bestätigung.

Denn prähistorisch ist das Indogermanenproblem allein, d. h. nur auf Grund typologischer Feststellungen, gar nicht zu lösen, da es natürlich bald zu örtlich verschiedenen Sonderkulturen gekommen ist. So ist das wichtigste Ergebnis der prähistorischen Beobachtungen, daß die Streitaxtleute die Indogermanen waren, die der nordischen Megalithkultur ein jähes Ende bereitet haben. Aber auch rein typologisch ist der Unterschied der nordischen Megalithkultur einerseits und der Kultur der Streitaxtleute und Schnurkeramiker andererseits nicht zu verkennen und zu verwischen; daher muß selbst derjenige, der über die letzte Herkunft dieser beiden Bestandteile des nordischen Kulturkreises anders urteilt als wir, zugestehen, daß die Germanen völkisch eine enge Vermischung zwischen Megalithbauern und Streitaxtleuten sein müssen. Denn das historische Volk der Germanen siedelt genau auf demselben Gebiet, wo einst die nordischen Megalithleute wohnten! Die Keramik dieser nordischen Sünengräberleute ist zwar verschieden von derjenigen in Westeuropa, was bei der örtlichen Sonderentwicklung selbstverständlich erscheint; aber die nordische Megalithkeramik ist erst recht verschieden von derjenigen, welche

Die Einzelgräber der Streitartleute bieten: kurz, die verbreitete Lehre, die Germanen seien völlig unvermischte Indogermanen, ist wissenschaftlich unhaltbar, ganz gleich, wo man die letzte Urheimat der Indogermanen selbst ansetzt.

Das muß der zur Zeit herrschenden Ansicht mit aller Schärfe entgegengehalten werden; insbesondere unhaltbar ist es, sich Megalithleute, den jungsteinzeitlichen Bauernadel, der den nordischen Kulturkreis erst geschaffen hat, bereits als Indogermanen zu denken! Das kann nicht nachdrücklich genug betont werden, weil diese Tatsache für die Geschichte der Germanen die größten, seither völlig übersehenen Folgen hat. Andererseits ist man sich einig, daß die „Schnurkeramiker“, in deren Kultur das gezähmte Pferd auftritt, Indogermanen sind. Diese machen aber nur einen Teil der „Streitartleute“ aus. Nur besteht noch Meinungsverschiedenheit, woher diese Schnurkeramiker gekommen sind. Wir glauben an ihre östliche Herkunft, sie sind nur ein Teil der „Streitartleute“, aber jedenfalls sind sie schon deshalb nicht an der Ostsee entstanden, weil hier die „Streitartleute“ keine prähistorische nachweisbare Vergangenheit haben. Damit halten wir den Nachweis für erbracht, daß die Indogermanen nicht an der Ostsee sich gebildet haben, sondern in zahlreichen Wellen von Süden und Osten her, letztlich aus den Steppen Asiens, gekommen sind. Hier haben sie das Pferd gezähmt und sind in Berührung mit fenno-ugrischen und mongolischen Hirtenkulturen gekommen; hier in den weiten Steppen des Ostens haben sie ihre Herden gezüchtet, auf denen ihr Wohlstand beruhte. Nur ihre westliche Abteilung lernte beim Vordringen nach Europa den Ackerbau gründlicher kennen, aber richtige Bauern sind auch die Westindogermanen niemals gewesen. Sie lassen lieber die Unterworfenen ihre Äcker weiter bestellen und verstehen dabei doch soviel von Landwirtschaft, um die richtige Bebauung und die Abgaben nachprüfen zu können. Ihre Herden aber, die weit über den Fleischbedarf gehalten wurden, gaben ihnen Reichtum und Mittel zum Tauschhandel. In den Steppen hatte die Indogermanen ein gefahrvolles Leben zum willensstarken Kämpfer voll gemacht. Hier tummelte man das Pferd, die steten Wanderungen waren ein dauernder Kriegszustand. Den Indogermanen band keine Scholle; er streifte beweglich umher und war gewohnt, sich zu nehmen, was ihm gefiel. Sohe Kulturen, besseres, fruchtbareres Land lockte im Westen, wovon man durch Kaufleute gehört hatte; so drängte man nach Westen, und fast alle alten Kulturen wurden dort indogermanisiert. Das Sethiterreich Kleinasiens, das Nieder- und Perserreich beruhte auf Auseinander-

setzung indogermanischer Stämme mit vorderasiatischen Kulturen, die vedischen Inder stießen auf Sumerer, in Griechenland machten die Indogermanen der kretisch-ägäischen Kultur ein Ende, und auch in Italien siegten in dem langen Ringen mit den Etruskern schließlich die indogermanischen Stämme. Dasselbe Bild treffen wir nun auch in Nordeuropa, und für die germanische Kultur ist die Indogermanisierung eines neolithischen Bauernadels ursprünglich westeuropäischer Herkunft nördlich des deutschen Mittelgebirges der grundlegende Vorgang. Und selbst wer an die Heimat der „Streitartleute“ in Mitteldeutschland glaubt, müsste einräumen, daß die Germanen aus Vermischung der nördlich vordringenden „Schnurkeramiker“ mit dem steinzeitlichen Bauernadel entstanden sind.

Wenn so nach dem Ausweis der vorgeschichtlichen Kunde in Nord- und Mitteldeutschland die stärksten Völker- und Rassenmischungen stattgefunden haben, dann muß sich dies auch in der germanischen Sprache äußern, so gut wir im Griechischen oder Lateinischen schon längst solche Wirkungen vorindogermanischer Sprechgewohnheiten erkennen. Das mögen diejenigen Sprachforscher beachten, die von ihrer einseitig theoretischen Formalbetrachtung nicht loskommen und die Frage nach der Ursache der Lautverschiebung anstatt auf historischem Hintergrund nur vom einseitigen Standpunkt einer rein phonetischen oder phonologischen Angelegenheit aburteilen. Denn unsere Ausführungen dürften das hinreichend erwiesen haben: Die sog. „Substrattheorie“ ist vorgeschichtlich gestützt, ja sie wird von der Vorgeschichte gefordert.

Nun sei am Ende dieses Abschnittes noch ein weiteres wichtiges Beweisstück gegen die nördliche Herkunft der Indogermanen gleich angefügt. Nach dem Zeugnis der Vorgeschichte sind die „Streitartleute“, von denen die „Schnurkeramiker“ nur ein Teil sind, die Indogermanen; diese sind im Norden gegen Ende der jüngeren Steinzeit mit einem mal nachweisbar und bringen einen Riß in das seitherige prähistorische Bild. Dies war frühestens um 2000 v. Chr. Bezeichnend für die Kultur dieses Streitartvolkes ist das gezähmte Pferd, dessen Verwendung im Krieg ihren schnellen Sieg und ihre Beweglichkeit und Ausdehnung über weite Länderstrecken vor allem erklärt. Nun zeigt aber neueste Forschung, daß das gezähmte Pferd am Rand des vorderen Orients schon um 2300 v. Chr. auftritt (s. Oppenheim, der Tell Halaf, 1931, 139). Das wäre zeitlich unmöglich, wenn eben die Indogermanen, d. h. die prähistorischen Streitartleute, vom Norden des Ostseegebiets sich nach Südosten ausgedehnt hätten: man sieht, diese Theorie ist

unhaltbar, von welchem Standpunkt man sie auch kritisch prüft und in ihrer Folgerung ernstlich und folgerichtig ganz zu Ende denkt!

VII. Rasse und Sprache

Neuerdings hat die wissenschaftliche Erforschung der menschlichen Rassen einen großen Aufschwung genommen, und auch weitere Kreise legen großen Anteil an solchen Forschungen zutage. Aber für unsere Frage nach dem Ursprung der Germanen müssen wir sehr vorsichtig sein, wenn wir solche Ergebnisse neuer Rassenforschung verwerten wollen. Zunächst weisen wir die häufig gebrauchten Ausdrücke, wie „indogermanische“, „arische“, „germanische“ Rasse ganz ab; denn die Wörter „indogermanisch“, „arisch“, „germanisch“ usw. sind sprachwissenschaftliche Ausdrücke und bezeichnen die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft. „Rasse“ dagegen, ein naturwissenschaftlicher Ausdruck, geht zunächst auf körperliche Eigenschaften des Menschen. Sprach- und Rassen-gemeinschaft decken sich aber ganz und garnicht, und man kann bestimmt sagen: eine völlig einheitliche germanische Rasse hat es niemals gegeben. Man braucht nur das in Umrissen gegebene Bild von den Völkerbewegungen um 2000 v. Chr. zu prüfen, das wir im vorigen Abschnitt kennenlernten, um den geschichtlichen Grund dafür einzusehen. Dabei haben wir die „höheren Sammler“ in ihrer vielseitigen, auch rassischen Zusammensetzung gar nicht weiter zerlegt! Und auch die Indogermanen selbst können, schon weil sie dauernd wanderten und sich mit anderen Völkern durchsetzten, nicht reinrassig gewesen sein. Wie vorsichtig man mit Werturteilen über Rassen sein muß, beweisen Kelten und Germanen. Diese beiden Völker sahen in ihrer körperlichen Erscheinung so ähnlich aus, daß erst Cäsar sie unterschied: beide waren groß, blauäugig, blond: und doch welcher Unterschied klappt in der Sprache und Geistesart zwischen diesen Völkern, obwohl doch beide Indogermanen waren! Ein Vergleich der mittelirischen mit germanischen Heldensagen muß jedem den Unterschied klarmachen. Das genügt, um zu begründen, weshalb ich es für ausgeschlossen halte, die Indogermanen- oder Germanenfrage vom Standpunkt der sog. Reinrassigkeit aus zu lösen. Man bedenke, wie oft ein Volk seine Sprache im Lauf der Geschichte aufgegeben hat: Iberer und Etrusker, ebenso die Gallier in Frankreich lernten Latein

statt ihrer ererbten Sprache, die Herrschicht der Bulgaren redete einst eine türkische Sprache, die Lappen übernahmen eine finnische Sprache, viele Neger Amerikas sprechen englisch usw.: Sprachgemeinschaft und Rasseneinheit decken sich nicht: „Indogermanen“ und „Germanen“ aber bezeichnen zunächst Sprachgemeinschaften, wie immer wieder eingeschränkt werden muß.

Auch ein andres Vorurteil mag gleich berichtigt werden: man meint öfter, Rassenmischung müsse stets unheilvoll sein und den Niedergang der Mischlinge bewirken. Das ist so ohne weiteres sicher nicht richtig. Es gibt freilich Rassen, die sich abstoßen und nicht legieren lassen. Aber andererseits ist schon oft durch günstige Blutmischung ein Volk wie eine Einzelpersönlichkeit sogar besonders gefördert worden. Was die „Indogermanen“ anlangt, so scheint mir ihre weltgeschichtliche Machtstellung gerade auf solchen günstigen Mischungen und anderer Blutzufuhr zu beruhen: Bei demjenigen Volksstamm der Griechen, der am frühesten kleinasiatisch-orientalischen Einflüssen ausgesetzt war, den Joniern, ist zuerst und nachhaltigst die hellenische Geistesart entstanden, während die „reinrassigeren“ Dorer zurückstanden. Eine günstige Rassenmischung ist wie eine Neuzugung und kann sehr förderlich sein.

So sind alle indogermanischen Einzelmassen durch Befragung sprachfremder Völker, d. h. aus solchen Neuzugungen durch Rassenmischung hervorgegangen: das väterliche Erbe ist bei den „indogermanischen“ Völkern im großen und ganzen dasselbe, aber der mütterliche Anteil überall sehr verschieden.

So steht es übrigens auch mit den Einzelpersönlichkeiten bis zum heutigen Tag. Es ist bekannt, daß Friesen verhältnismäßig „rein germanisch“ sind, wie man gern sagt: haben aber Friesen die bedeutenden Persönlichkeiten Deutschlands hervorgebracht? Im Gegenteil, man wird gerade bei „deuthesten“ Männern, die Hervorragendes auf irgendeinem Gebiet geleistet haben, oft keine typischen, „rein nordischen“ Rassenzüge finden, sondern Einschläge aus anderen Rassen: gerade die Spannung infolge der Blutmischung kann zu besonderen Leistungen begaben. Man muß also in der Verwertung der Rassenforschung für unsere Frage sehr vorsichtig und zurückhaltend sein.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, daran ein Wort über sog. „Reinrassigkeit“ zu reihen, weil auch mit diesem Begriff sich viel Unklarheit verbindet. Wie schon beim Einzelwesen väterliche und mütterliche Anlagen im Kind sich mischen, so ist auch bei geschlossenen Völkern eine gewisse Rassenmischung naturnotwendig, soll das Volk lebensfähig bleiben. Man weiß, daß Inzucht zur Ent-

artung führt. Der Mensch ist als Naturgeschöpf, mag er sich dagegen noch so sträuben, den Naturgesetzen unterworfen. Jeder Tierzüchter weiß, daß allzustarke Inzucht degeneriert, „überzüchtete“ Geschöpfe zeitigt. Man kann z. B. weiße Mäuse oder edle Rassehunde nicht unbegrenzt aus demselben Blut fortzueugen lassen. Dasselbe zeigt sich bei Fürstenthümern oder Adelsfamilien, wo zu nahe stehende Blutmischung zur Entartung führt; so hat es seinen guten Grund, daß Geschwisterehen verboten sind. Die „Rassereinheit“ im Sinne von Inzucht ist also nicht nur historisch unhaltbar, sondern auch naturwissenschaftlich keineswegs ein Ideal; sie würde, wenn sie tatsächlich vorkäme, ein Volk sehr schnell schwächen und im Lebenskampf widerstandslos machen. Das pflegen solche zu übersehen, die von „unbedingter Rassereinheit“ schwärmen. Aber gewiß soll andererseits der Rassegegensatz auch nicht zu weit gehen; wenn die elterlichen Anlagen sich nicht verschmelzen lassen, so tritt ebenfalls Degeneration ein: es ist eine bekannte Tatsache, daß Mischlinge von Weißen und Negern oder Indianern meist die schlechten Eigenschaften der Eltern erben! Folglich kommt es nicht auf absolute Unvermischtheit (im Sinne von Inzucht), sondern auf relative Reinrassigkeit an (im Sinn von guter Verschmelzung nahe stehender Arten). Vom Standpunkt der Rassenfrage ergibt sich aber auch die Unhaltbarkeit des sog. „allgemeinmenschlichen Ideals“; denn jedes rassisch starke Volk entwickelt eigene, blutbedingte Eigenschaften, und diese Verschiedenheit in der Psychologie der Völker, die ganz verschiedenen Zielen nachleben, bedeutet einen Reichtum, der erhalten werden muß. Denn er ist ebenso naturbedingt und naturgewollt wie der Artunterschied im Tier- und Pflanzenreich. Allgemeine Menschengleichheit ist ein volks- und naturfeindliches Pöbelideal, geboren aus dem Widergefühl der Knechtsgesinnung und bestimmt vom Haß gegen persönlichen Führer- und Herrtentum.

Also nicht auf unbedingte Reinrassigkeit, sondern auf den Grad und die Art sich gut bindender elterlicher Blutbeschaffenheit, auf günstige Mischung kommt es an; ihre Gesetze und Bedingungen sucht eine eigene Wissenschaft, die Eugenik, zu ermitteln. Vielleicht wird man später auch die sehr beachtenswerten Ergebnisse der Blutgruppenforschung für die Verhältnisse der indogermanischen Rassenmischungen heranziehen können; für die Ursprungsfrage aber, die uns hier beschäftigt, wäre es verfrüht, aus dieser Wissenschaft schon jetzt Hinweise zu entnehmen. (Vgl. für das Germanische T. E. Karsten, Die Germanen, 1928, S. 68 ff. mit der Abbildung 4 im Anhang.)

Die Ansicht, die Germanen seien eine „ungemischte Urrasse“, ist ebenso romantisch naiv und unhaltbar wie die frühere Anschauung, das Indogermanische sei eine Ursprache, die Indogermanen Urmenschen, oder wie die Behauptung der Zigeuner, das „älteste“ Volk mit der „ältesten“ Sprache zu sein.

Im übrigen ist über jeden Zweifel erhaben, daß sich die menschlichen Rasseeigenschaften unter dem Einfluß der Umwelt, des Klimas und der Landesnatur ändern: wie schnell nehmen z. B. Deutsche, die in Amerika leben, den bezeichnenden, amerikanischen Gesichtstypus an.

So soll keineswegs das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und die Bedeutung der Rassenkunde für unsere Frage völlig gelehnet werden. Es läßt sich immerhin vertreten, daß die Indogermanen bei Vergleichung ihrer äußeren, körperlichen Erscheinung hochgewachsen, blauäugig, blond und langschädlig gewesen sind, wie die übereinstimmende Schilderung der ältesten Einzelmölker indogermanischer Sprache beweist. Nun ist wesentlich, daß auch die nichtindogermanischen Megalithbauern Norddeutschlands extrem langschädlig gewesen sind: Das mag eine gute Völkerehe gegeben haben.

Die neuere Wissenschaft pflegt für Deutschland folgende sechs Hauptrassen zu unterscheiden:

1. Die nordische Rasse, hochgewachsen, langköpfig, helles Haar, ausgebildetes Kinn, schmale Nase, helle Augen. Ausgeprägte Unternehmungslust, Gefühl für Abstand, Herrenart, Pflichtbewußtsein, Organisationsgabe.

2. Die dinarische Rasse, hochgewachsen, kurzköpfig, braunes oder dunkles Haar, steiles Hinterhaupt, starke Adlernase, braune Augen. Mischung von Leistungs- und Erlösertypus, sehr musikalisch, Gemüt, Derbheit, Urwüchsigkeit, Tapferkeit, Selbstbewußtsein.

3. Die westische Rasse, fleingewachsen, langköpfig, braunes oder schwarzes Haar, schmale Nase, dunkle Augen. Darbietungstypus, die Welt ist die Bühne, um anmutig darauf Theater zu spielen. Leidenschaftlichkeit, Genießerfreude.

4. Die dalische (oder fälische) Rasse, sehr hochgewachsen, breitgesichtig, breiter Unterkiefer, mittelbreite Nase, helles Haar, helle Augen. Beharrungstypus.

5. Die ostische Rasse, kurzgewachsen, kurzköpfig, breitgesichtig, kurze stumpfe Nase, hartes dunkles Haar, braune Augen. Nähebedürfnis, geborene Diener, Vertraulichkeit, innere Unsicherheit, Erwerbssamkeit, Kleinlichkeit.

6. Davon mag man noch die ostbaltische Rasse abtrennen, mit hellem Haar, etwas schiefen hellen Augen und heller Haut, sonst wie die ostische Rasse. Gefügigkeit, Verslossenheit, Mißtrauen, Neigung zum Nihilismus, wechselnde, ins Gegentheil umschlagende Stimmungen.

Man wird zugeben dürfen, daß die körperliche Schilderung der Indogermanen den Eigenschaften der nordischen Rasse am nächsten kommen; denn in Schädeln, Bildnereien und Schilderungen der adligen Herrenschichten der indogermanischen Einzelvölker tritt uns ein der nordischen Rasse mehr oder weniger ähnliches Bild entgegen. Wird doch selbst Indra, der Hauptgott der vedischen Inder, mit einem rötlichen Bart, ähnlich dem nordischen Thor, geschildert. Nicht nur Germanen und Kelten, sondern auch Thraker und Skythen schildern uns die alten Schriftsteller bis weit in die historische Zeit sehr ähnlich; und sogar die Tocharer in Ostasien fallen inmitten einer mongolischen Bevölkerung durch ihre blauen Augen und hellere Haarfarbe auf.

Wo und wie die nordische Rasse freilich — naturwissenschaftlich betrachtet — entstanden ist, darüber gehen die Ansichten noch weit auseinander; für unsere Zwecke brauchen wir darauf hier nicht einzugehen. Wohl aber ist von großer Bedeutung, daß für das alte Germanengebiet im engeren eine zweite Rasse sehr große Bedeutung hatte, die dalische (oder fälische). Diese Rasse hat sich in der Hauptsache aus der vorgeschichtlichen Crômagnon-Rasse entwickelt. Wie die obige Schilderung zeigt, sind auch die Leute dalischer Rasse hochgewachsen, noch größer als die nordischen Typen. Breitknochig, quadratschädlig, wuchtig, breitgesichtig, vierschrittig, massig und breit wirkt dieser dalische Menschenschlag. Im Gegensatz zum Unternehmungsgeist nordischer Menschen ist diese biedere und schwerfällige Menschenart schwerblütig, beharrend, gediegen, zuverlässig, gutmütig, herzlich, wenn auch äußerlich rauh, starkköpfig und verschlossen.

Es mag sein, daß Crômagnon- und Chanceladerasse, auf die in der Hauptsache die dalischen und nordischen Menschen zurückgehen, anthropologisch im allerletzten Grunde verwandt sind; aber wie dem auch sein mag, die dalischen und nordrassischen Menschen sind dann geradezu Gegensätze geworden: hier schwerfällige, derbe, beharrende Leute und dort gewandte, unternehmungslustige, zierliche Menschen, hier ein konservativer Menschenschlag, dort ein ausgesprochener Bewegungstypus. Es ist ferner unbestreitbar, daß die nordische Rasse vorwiegend aus Binnenländern bestand, die dalische dagegen größtenteils aus Seeanwohnern (s. Günther,

Rassenkunde des deutschen Volks¹² 1928, 295). Die dalische Rasse kommt von Westen, findet sich in Südschweden, namentlich aber in Westmitteldeutschland. Das mag genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß ich die Crömagnon-Rasse mit nordisch-westeuropäischen Megalithleuten zusammenbringe, die ja nicht nur zur See, in weiten Bogen von Norden her, sondern auch von Westen her ihre Vorstöße nach Mitteldeutschland unternommen haben (s. o. S. 67 über die Steinkistenleute). Denn die Crömagnon-Rasse bildete sich im Westen und Südwesten Europas. Hier haben wir einen neuen Hinweis auf die westliche Herkunft des steinzeitlichen Bauernadels, der trefflich zu den anderen Erwägungen stimmt: Das Bild von der Entstehung der Germanen aus einer engen Vermischung megalithischen Bauernadels mit einem indogermanischen, von Südosten kommenden Nordstamm findet also, vom Standpunkt der Rasse gesehen, seine Entsprechung in der Verschmelzung der Angehörigen von dalischer und nordischer Rasse. Denn daß die dalische Rasse für weite Gebiete noch heute bezeichnend ist für deutsches Wesen, ist unbestreitbar: beide Rassen, die nordische und dalische, sind hochgewachsen und langschädlig. Damit ist auch rassengeschichtlich die Germanenfrage im großen und ganzen befriedigend beantwortet.

Die „westische“ (oder mediterrane) Rasse, kleinwüchsige, dunkelhaarige Leute, wird vertreten durch Bewohner Westfrankreichs, Spaniens, Italiens, westhamitische Völker, durch Angehörige ägäisch-kretischer Kultur, ja sie reicht ostwärts bis nach Ungarn und Galizien: es ist der Typus, den man volkstümlich gern als „romanisch“, „südländisch“ bezeichnet.

Die „dinarische“ Rasse hat heute besonders im Balkan ihr Hauptausbreitungsgebiet; da sie aber in vorrömischer Zeit sich hier kaum noch nachweisen läßt, scheint es sich um eine verhältnismäßig junge Mischrasse zu handeln. Körperlich hängen die Dinarier mit den Vorderasiaten zusammen; aber ihre Körperformen scheinen diesen gegenüber verfeinert und veredelt. Sie sind sehr hochgewachsen, die Nase ist viel schärfer gezeichnet, nicht so fleischig wie bei den Vorderasiaten. Denken wir an die Hethiter, die nach bildlichen Darstellungen typische Vorderasiaten sind, und ihre sprachlichen Verhältnisse, so ergibt sich eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Behauptung, daß die Dinarier eine junge Mischrasse darstellen aus Angehörigen der vorderasiatischen und der nordischen Rasse: Vorderasiatische Stämme hatten sich offenbar dem indogermanischen Wanderstrom angeschlossen und sind daher bis nach Süddeutschland gekommen. Denn es ist wohl

anzunehmen, daß die Dinarier vorwiegend von Südosten her in Deutschland eindrangen. Wir werden später sehen, daß es wohl hauptsächlich die illyrischen Wanderungen gewesen sind, die das dinarische Element nach Deutschland brachten. Über die Herkunft der ostischen Rasse wissen wir wenig; sie hat für unsere Fragen kaum Bedeutung. Es sind die Rundköpfe mit plumper, breitwurzlicher Nase, braunen Augen und mittelgroßer Körpergestalt, wie wir sie vornehmlich in der Westschweiz und in Frankreich finden; man hat daher gern von „alpiner“ Bevölkerung gesprochen: indogermanisch war sie gewiß nicht.

Daß bereits die Megalithkultur Westeuropas von rassisch gemischten Völkern getragen wurde, ist an sich von vornherein anzunehmen, wird auch durch den oben S. 67 erwähnten Vorstoß der rundköpfigen „Glockenbecherleute“ noch besonders bestätigt. Aber da die Megalithleute vom Mittelmeer kamen, werden ihre ersten Grundträger Völker der westischen, der mediterranen Rasse gewesen sein. Aber auch die Angehörigen der dalischen Rasse standen unter dem Einfluß der Megalithkultur in Westeuropa und führten diese dem Norden zu. Somit tragen westische und dalische Völker unter der Herrschaft nordrassischer Indogermanenstämme zur Gesittung und Kultur der Germanen wesentlich bei. Sehr unschöpferisch ist offenbar die ostische Rasse gewesen und hat wenig für die europäische alte Kultur beigetragen.

Als Süddeutschland germanische Kolonie wurde, mischten sich erst recht neue Rassen; daher ist völlig begreiflich, daß der „nordische“ Typus in Süddeutschland und am Rhein einem brünetteren weicht, bei dem sich wieder einzelne Spielarten unterscheiden lassen.¹ Muß man also von „Reinrassigkeit“ schon für die Germanen in alter Zeit absehen, so trifft das in viel gesteigertem Grad für die Deutschen zu.

Auf weitere Einzelheiten rassenkundlicher Art hier einzugehen, ist nicht geboten; nur mag noch die ernste Wahrheit betont sein, daß überall, wo die — vorwiegend nordrassische — Herrschaft bei den einzelnen Völkern indogermanischer Sprache durch starkes Hochkommen andersrassiger Volkschichten ausstarb oder zurückgedrängt wurde, die Blütezeit und Machtstellung des Volkes vorbei ist: dem Nieder- oder Untergang indogermanischer Stämme geht in sehr vielen Fällen Enttöndung der Führer- und Herrschaft voran. In diesem Sinne, als kostbarstes Serment, als wert-

¹ Vgl. dazu auch die physiognomischen Studien W. Zellpachs, zuletzt Forsch. u. Fortschr., 1933, Nr. 20/21, 299 ff.

vollster Blutbestandteil, aber nicht als Ideal ausschließlicher Keimzucht, ist das norddrassische Blut für indogermanische Völker von größter, schicksalhafter Bedeutung. Auch scheint es, daß die nordische Rasse auf die Dauer südlich warmem oder gar heißem Klima nicht gewachsen ist: indogermanische Stämme sind in solchen Zonen nur zu bald völkisch verwelkt, abgestorben und schließlich entartet. Die Geschichte beweist eindeutig die Richtigkeit dieser Behauptung. Aber die Rasse hat für uns noch eine ganz andere Bedeutung: es fragt sich, ob es Zusammenhänge zwischen Rasseeigenschaften und dem sog. „inneren Sprachbau“ gibt. Diese Frage ist nach meiner Ansicht grundsätzlich zu bejahen; denn da eine Sprachgemeinschaft sich die Sprache im Verlauf ihrer Geschichte formt und umbildet, müssen sich Volksart und Sprachbau in Beziehung bringen lassen. Daß aber ein Angehöriger beispielsweise westlicher Rasse anders fühlt, anderes schätzt und die ganze Welt anders auffaßt und empfindet als ein nordischer Mensch, ist unbestreitbar: trotz aller Gegenbehauptungen gibt es eine „Völkerpsychologie“! Die Völker sind durchaus verschieden veranlagt, und deshalb sind auch ihre Sprachen, an denen ihr Geist formt, so ganz verschieden geartet. Gäbe es nur „einen“ menschlichen Geist, dann gäbe es auch nur eine einzige Sprache, die sich dieses einheitliche Sprachdenken geschaffen hätte!

Wir sahen früher, bei der Betrachtung der germanischen Sprache im Vergleich zu der indogermanischen Grundlage, daß es sich bei den Umbildungen zum Germanischen keineswegs um eine Verfallerscheinung handelt, sondern um bewusste Änderung sprachlicher Ausdrucksmittel. Statt des straffen Einordnungsprinzips der Wörter in den Satzzusammenhang durch reichste Flexionsendungen finden wir die Richtung zu lockerer Anreihung eingeschlagen. Bedienende Formwörter kommen immer zahlreicher auf, und vor allem tritt unter dem Gesichtspunkt praktisch-fühler Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit eine große Vereinfachung des Formenbestands ein. Wir stellten den Geist nüchtern klarer Zweckmäßigkeit fest, der der besonders germanischen Entwicklung eine besondere, neue Richtung gab.

Wir sind jetzt imstande, diese früheren rein sprachwissenschaftlichen Beobachtungen und Feststellungen soziologisch zu begründen. Es ist, kurz gesagt, die Geistesart der dalischen Rasse, die hier sich geltend macht, und die geradezu im Gegensatz zu der nordisch-indogermanischen Art steht. Die dalische Rasse ist behäbig, schwerfällig, schwerblütig; jede Angriffslust und Neigung zu Führerleistungen fehlen ihr. Ihr eignet unbedingte Zuverlässigkeit, aber

fast starrköpfig beharrend und unbeweglich, so ganz im Gegensatz zu dem abenteuerlustigen, beweglichen, unrastrigen, unternehmenden, dem Neuen und Fremden viel zugänglicheren nordischen Menschen. Nach dem Charakter ist der Dale als ein „Gemütsstypus“ zu bezeichnen, der nordische Mensch aber gehört dem „Bewegungstypus an“. Der dalische Mensch ist geborener Bauer, insbesondere Großgrundbesitzer, in der nordischen Rasse aber wirkt immer noch die Unrast des Wanderhirten nach. Somit ist die Umgestaltung der indogermanischen Sprache unter dem Gesichtspunkt der Lockerung allzu straffer Gliederung und nüchterner Zweckmäßigkeit, wie wir das oben ausführten, auf den Anteil des megalithischen, dalischen Bauernadels zu setzen, dessen Rassenanlage sich hier durchsetzen konnte.

Aber noch nach einer anderen Seite hin äußert sich der Anteil der verschiedenen Rassen auf die Sprache. Der Mensch verwendet für sprachliche Ausdrucksmittel verhältnismäßig nur ganz wenig Laute aus der Unmenge an sich möglicher Sprechsymbole. Es werden also in einer Sprache nur wenig Laute ausgewählt zur Wortbildung, und die Art dieser Lautauswahl bleibt bezeichnend für eine Sprachgemeinschaft; sie zu beschreiben ist die Aufgabe der Phonetik. Dabei ist das Wesentliche, daß nur auf diese ausgewählten Laute die Sprachwerkzeuge für die Hervorbringung und das Ohr für die Aufnahme eingeübt sind. Also weniger, weil die Biologie hier (etwa im besonderen Bau der Sprachwerkzeuge, der breite oder schmale Kiefer usw.) vieles erklärt, sondern wegen der Einübung der Sprachwerkzeuge auf besonders ausgewählte Laute und wegen der darauf bezogenen Gehörseinstellung ist die Lautauswahl in den einzelnen Sprachen von grundlegender Bedeutung. Während z. B. die gemischten Vokale ö und ü in asiatischen und südamerikanischen Sprachen fest und alteingebürgert sind, kannten ursprünglich weder Indogermanen noch Semiten und Hamiten diese Vokale; und es ist sehr bezeichnend, daß die neuhochdeutschen Dialekte wieder dazu neigen, diese ö und ü zu e und i zu entrunden. Es macht dem Anfänger im Englischen stets Mühe, ein th richtig und mühelos auszusprechen, nur weil die Sprachwerkzeuge dafür nicht eingeübt sind. Das Irotesische kennt keine Labialen, also kein b, p, m; das Altindische, das Sanskrit, kennt den Laut nicht, der im Deutschen am häufigsten vorkommt, das kurze e. Mit Recht wendet man in letzter Zeit der Prüfung des ausgewählten Lautsystems einer Sprache, also der sog. „Phonetik“, besondere Aufmerksamkeit zu.

Bei Völkermischungen ist häufig auch ein Sprachwechsel oder doch eine Änderung seitheriger Sprechweise zu beobachten; wenn

ein Volk die Sprache eines anderen übernimmt, so spricht es die neuen Wörter und Formen zunächst notwendigerweise mit seiner gewohnten Aussprachsweise aus, so wie jeder Anfänger Englisch, Französisch oder irgendeine andere Fremdsprache zunächst unwillkürlich so ausspricht, wie seine Muttersprache. Daher verrät sich so leicht der Ausländer, auch wenn er rein grammatisch fehlerlos redet; er hat, wie man sagt, noch „fremden Akzent“. Ist nun ein Teil der Unterworfenen selbst seither Herrenschicht über einer größeren Masse dienenden Standes gewesen, wie das für den megalithischen Bauernadel zutrifft, so wird sein Anteil an einer langsamen, allgemeinen Sprachumformung größer sein.

Eine auf Grund solcher Tatsachen leicht erklärbare Erscheinung ist es, daß gewisse Lautwandlungen an geographisch begrenzbaren Räumen haften: einerlei welche Sprache auch geredet wird, die Eigentümlichkeit dringt durch. So tritt in den westlichen Alpenländern und in gewissen süddeutschen Gebieten ein dauernder Wechsel von stimmhaften und stimmlosen Verschlusslauten ein; t und d, p und b, k und g können nicht scharf geschieden werden, wobei wohlgemerkt die d, b, g ohne Stimmton (also als stimmlose Lenes) gesprochen werden: dialektisch Babbe für Papa, Dag für Tag, Grans für Kranz usw. Diese Eigenheit findet man schon in früheren Jahrhunderten; z. B. wechseln in lateinischen Urkunden rätoromanisch ibidem: ipidem, tubla = dubla (s. Kauffmann, *ZfdPh.* 46, 355 ff.). Ob hier Keltisch, Lateinisch oder Deutsch gesprochen wird, ist ganz gleichgültig: verschiedene Herren kamen und gingen, die Urbewohner blieben und beharrten zäh bei ihrer Aussprachsgewohnheit, wie es der Chor in Schillers „Braut von Messina“ ausspricht (I 3):

„Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen!“

Solche Lauteigentümlichkeiten lassen sich geradezu in Karten aufzeichnen, und so kam man zu dem grundlegenden Begriff der Sprachlandschaft. So gibt es z. B. einen südöstlichen Raum in Deutschland, wo man a verdumpft, nach offenem o hin, ausspricht; und alle a werden so ausgesprochen, ob es sich um Wörter der deutschen, slawischen, ungarischen oder rumänischen Sprache handelt (vgl. bairisch-österreichisch Vota „Vater“, ungar. szambat, gróf „Graf“, rumänisch ä). Umgekehrt nähert sich oi dem ai, z. B. daitš „deutsch“ statt doits.

Solche Sprachlandschaften gab es schon im Altertum, und es ist eine dringende Aufgabe sprachwissenschaftlicher Forschung, sie

genauer zu untersuchen und zu beschreiben, insbesondere auch für ältere Zeiten. So wandelt sich im Lykischen \bar{a} zu \bar{a} ; wenn derselbe Wandel auch im Ionischen vorkommt, wo man statt altem $m\bar{e}t\bar{e}r$ „Mutter“ spricht, so dürfte diese überoffene Aussprache des \bar{a} als \bar{a} kleinasiatische Gewohnheit sein (Kretschmer, Glotta I 32, Einl. in die Altertumsw. 1923, 76). Dagegen scheint \bar{e} in Osteuropa enge (d. h. nach \bar{i} hinneigend) gesprochen worden zu sein. Ein anderes Beispiel ist eine Westlandschaft, in der man u als \bar{u} zu sprechen neigt, im Französischen, Cymrischen, Scländischen und in oberitalienischen Mundarten.

In Osteuropa gibt es Gebiete, wo ein stimmloses dentales s sich nicht halten kann; es wird entweder erweicht wie im Thracischen oder Illyrischen oder geradezu zum Sauchlaut, zu h , verflüchtigt: so im Iranischen, Armenischen und Griechischen; wenn auch das Cymrische in viel späterer Zeit $s > h$ wandelt, so scheint hier nach Jahrhunderten sich eine Erbneigung der Unterschicht Durchbruch verschafft, „durchgemendelt“ zu haben, um einen biologischen Sachausdruck zu gebrauchen. Ebenfalls in gewissen Gebieten Osteuropas scheint die zweitletzte Silbe für den Akzent wichtig gewesen zu sein, eine Eigenart, die im Griechischen, Albanischen, Latein, Britischen, Vor-Armenischen Einfluß gewann.

Kleinasiatisch-ägäisch-etruskisch-iberische Sprachen haben die Neigung, ein p zu lockern zu f oder gar zu h : das Lydische kennt kein p (persisch $Isparda$: lydisch $\acute{s}fard$: $S\acute{a}rdis$), armenisch wird $p > h$ ($hair$ „Vater“ aus $p\acute{a}t\acute{e}r$); im Etruskischen wird $p > f$ (Perseus: etruskisch $\phi\acute{e}rse$), und es wechseln f und h (Hercle: $F\acute{e}rcele$); auch im Latein finden wir diesen gelegentlichen Wechsel von f und h , der sicherlich nichtindogermanischen Ursprungs ist. Das Iberische kennt kein p , f , v in einheimischen Wörtern, und im Spanischen (und Gaskognischen) wird aus lateinisch f seit dem 6. Jahrh. n. Chr. h : $hacer$ „facere“. Sogar im Punischen wird p durch f ersetzt (z. B. ägyptisch $p\acute{e}st$, assyrisch $p\acute{i}st\acute{u}$: aber punisch $foist$ in $z\acute{e}pha\text{-}phoist$ „Flachs“.) Im Keltischen fällt ein altes p —im Anlaut ab (irisch $athir$ „Vater“ aus $p\acute{a}t\acute{e}r$); die Zwischenstufe h scheint in Namen wie $Hercynia\ silva$ (aus $perk\text{-}un\text{-}$ zu lat. $quercus$ „Eiche“ aus $*perquos$, althochdeutsch $feraha$ „Föhre“) bewahrt zu sein. Selbst in einer so spät in diese Sprachlandschaft eingetretenen Sprache wie dem Ungarischen wird p zu f verschoben, wobei das Ostjakische die Zwischenstufe bewahrt hat.

Angesichts solcher Tatsachen wird man kaum leugnen können, daß auch das Germanische mit seinem oben S. 34 beschriebenen Wechsel von $p > f$ (lateinisch $p\acute{a}t\acute{e}r$: germanisch $f\acute{a}d\acute{a}r$) hier einzureihen ist.

Damit kommen wir zu dem Grunde der germanischen Lautverschiebung, der meiner Ansicht in der Einwirkung der Sprachgewohnheiten nichtindogermanischer Stämme zu sehen ist. Nur eine rein grammatisch und formal gerichtete Sprachwissenschaft konnte sich mit allgemeinen Analogien und rein phonetischen Entsprechungen begnügen angesichts dieser tiefgreifenden, aber geschlossenen Veränderungen des germanischen Lautsystems im Vergleich zum indogermanischen Erbe. Nur das unhaltbare Trugbild von der Heimat der Indogermanen an der Ostsee und der Auffassung der Germanen als der übriggebliebenen, „urraffigen“, nichtabgewanderten Reste der alten Indogermanen gestattete kaum, diese Beziehungen in wirklich geschichtlichem Zusammenhang zu sehen. Das blieb eine gleichsam isolierte, rein sprachwissenschaftlich-phonetische Angelegenheit, unerklärbar und einfach hinzunehmen!

Wir halten diese grammatische Isolierung der Lautverschiebung als bloß phonetische und formale Angelegenheit für einen schweren Fehler, und hier wie überhaupt bringt erst die Sachforschung Blut und Leben in die rein formalen grammatischen Probleme. Damit aber erhalten auch die „trockensten“, rein grammatischen Arbeiten erst ihre allgemein geistesgeschichtliche Bedeutung und machen sie aus lautchieberischen, theoretischen Fachsimpeleien zu Dingen von allgemein wissenschaftlichem Wert und sichern zugleich ihre tiefere Berechtigung; solange die Ergebnisse nicht über bloße Feststellung lautlicher Übergänge hinausreichten, mußte die Sprachwissenschaft sich selbst isolieren und büßte allmählich die grundlegende Bedeutung ein, die ihr in Wahrheit bei ihrer Bedeutung für das ganze Geistesleben der Menschheit zukommt. Aber daß einmal ein *p* zu einem *f* oder ein *ē* zu einem *ā* geworden ist, kann wirklich der allgemeinen Geistesgeschichte solange höchst gleichgültig sein, als solche Dinge nicht tiefer erklärt und nicht in ihren geschichtlichen Zusammenhang eingefügt sind! Denn diese Änderungen gehen von den Sprechenden Menschen aus, die aus irgendeinem Grund das seitherige Vorbild verlassen, nicht von „der Sprache“ selbst!

In den lautlichen Tatsachen der germanischen Lautverschiebung und ihrer Durchführung spiegelt sich die Umbildung und Beeinflussung nordisch-germanischer Art durch den steinzeitlichen Megalith-Adel; zugleich aber berichtet sie von dem Wandern der Nordindogermanen von Südosten her nach dem Norden und bildet geradezu ein neues Beweisstück für unsere Auffassung von der Entstehung des germanischen Volkes. Wir müssen daher trotz

der Schwierigkeit des Gegenstands hier genauer auf die Ursachen dieser für die germanische Sprache so bezeichnenden Lautvorgänge eingehen und können dem Leser diesen sprachwissenschaftlichen Dornenpfad leider nicht ersparen. Denn eine vergleichende phonologische Betrachtung der germanischen Lautverschiebung muß beachten 1. die inneren Zusammenhänge der einzelnen Lautverschiebungsvorgänge, 2. ähnliche Erscheinungen in anderen altindogermanischen Sprachen, und 3. ähnliche Erscheinungen bei Nachbarsprachen des Germanischen in Alteuropa.

Dagegen sind rein phonetische Erwägungen oder allgemeine Parallelen zu einzelnen Lautübergängen aus ganz abgelegenen Sprachen (wie etwa dem Japanischen oder in Negersprachen) für unsere Zwecke wertlos, weil wir in der rein lautphysiologischen Seite und der phonetischen Möglichkeit der einzelnen, für sich betrachteten Lautwandlungen von vornherein gar kein Problem sehen: da die einzelnen Akte der germanischen Lautverschiebung, jeder für sich genommen, phonetisch leicht begreiflich sind, können, ja müssen sie an sich selbstverständlich auch anderwärts begegnen; die Frage ist aber, wie das ganze System von Lautveränderungen, das sonst nirgends in dieser Geschlossenheit vorkommt, nicht phonetisch, sondern geschichtlich zu verstehen ist. Es handelt sich also darum, den geschichtlichen Hintergrund für diese Lautveränderungen zu finden, und nicht um ein rein lautphysiologisches, theoretisch-grammatisches Problem, nicht um eine nur sprachwissenschaftlich-lautgeschichtliche Angelegenheit.

Das ist jedenfalls durch die geschilderten vorgeschichtlichen Verhältnisse für uns von vornherein feststehend, daß in den Urstüben der Germanen, also im Ostseegebiet, deshalb eine nichtindogermanische Bevölkerung angenommen werden muß, weil dieses selbe Gebiet der Germanenheimat sich deckt mit der Verbreitung der Megalithgräber des nordischen Kreises. Diese Megalithgräber aber weisen auf eine nordische Keimzelle, die von dem westlichen, nichtindogermanischen Mittelpunkt der Megalithkultur über Britannien und Nordfrankreich zusammenhängt. Da aber die Megalithleute zugleich den Ackerbau im Norden eingeführt haben, kann es sich hier nicht um eine Kulturwelle handeln, die von Volk zu Volk weitergetragen wurde, sondern um echte Kolonisation. Gewiß ist im Norden eine eigene Sonderentwicklung als letzter Ableger westeuropäischer Megalithkultur anzuerkennen, weshalb sich ja auch die Keramik der nordischen steinzeitlichen Bauernkultur unterscheidet von der westlichen, soweit uns diese bisher überhaupt bekannt ist. Aber der Einschnitt zwischen Hünengrab und Einzel-

grab der Streitaxtleute klappt, und die Keramik der Streitaxtleute ist ja erst recht verschieden von der der nordischen Megalithkultur. Es ist mir unbegreiflich, wie man bei dieser Sachlage behaupten kann, eine nichtindogermanische Vorbevölkerung, also ein sog. „ethnisches Substrat“, sei für die Germanen in ihren ältesten Sitten nicht greifbar (so Kretschmer, Wiener Prähist. Zeitschrift 19, 1932, 271); das Gegenteil ist, wie wir sahen, der Fall! Auch vom Standpunkt der Phonologie aus, welche den Lautvorrat einer Sprache als innerlich zusammenhängendes Ganze zu betrachten sucht, ist für die Entstehung der germanischen Lautverschiebung ein Einfluß von außen sehr wahrscheinlich. Denn die Sprachgemeinschaft ist auf ihr Lautsystem eingeübt, und um ganz neuartige Laute zu artikulieren, bedarf es stets längerer Einübung der Sprachwerkzeuge. Nun gab es im ererbten indogermanischen Lautvorrat keine Reibelaute, wie wir oben S. 35 scharf betonten; die Germanen aber führten sie ein. Wenn man sieht, welche Mühe einem deutschen Kind die Erlernung etwa eines englischen th macht, versteht man, was es heißt, solche ungewohnten, neuartigen Laute in ein überkommenes Lautgebilde aufzunehmen. Man hat kürzlich die sehr gewagte Hypothese aufgestellt (Kretschmer, Wiener Prähist. Zeitschrift 19, 1932, 273), die Germanen hätten den Zusammenfall zweier Lautgruppen dadurch vermeiden wollen, daß sie ihm immer noch durch rechtzeitige Veränderung der seither üblichen Laute entgegengewirkt hätten; also ehe z. B. bh, dh, gh zu b, d, g geworden und daher fast mit den alten b, d, g zusammengefallen wären, hätte man schleunigst diese b, d, g ihrerseits zu p, t, k verhärtet; aber da dadurch ein erneuter Zusammenfall mit den ererbten p, t, k drohte, seien diese noch rechtzeitig, um Zusammenfall zu verhüten, behaut, also zu ph, th, kh geworden, die sich dann weiter zu f, þ, h, also zu Reibelauten, entwickelt hätten. Aber ein solches phonetisches Nachlaufspiel, dieses „Staffel-Laufen“ von Lautgruppen, das man nur annimmt, um die erste Lautverschiebung als innergermanische Entwicklung hinzustellen, ist höchst unglaubhaft. Denn jeder wird fragen: warum trieb nur das Germanische solches Laut-Gaschen, während die anderen indogermanischen Sprachen keine phonologische Scheu hatten, die bh, dh, gh mit den alten b, d, g zu vermengen, das Balto-Slawische, Illyrisch-Albanische, Thrakisch-Phrygische, Armenische und Iranische? Die Ausnahmestellung des Germanischen mit dieser angeblichen Neigung zu lautlichem Gaschen spielen wäre also auffallend genug und müßte erklärt werden. Zudem wurden die bh, dh, gh im Germanischen nicht unmittelbar zu den Medien

b, d, g, sondern zunächst zu Spiranten *b̄, d̄, ḡ*, die nur in besonderer Stellung sich weiter zur Media entwickelten, wie man mit Recht allgemein annimmt, und wie es die Tatsache des Verner'schen Gesetzes beweist.¹ Folglich ist zwischen der germanischen Behandlung von *bh, dh, gh* und der in jenen anderen Sprachen ein großer Unterschied. Ferner ist ganz unklar, zu welchen Lauten die *bh, dh, gh* geworden sein sollen, so daß sich die *b, d, g* noch rechtzeitig einem Zusammenfall hätten entziehen können. Und viertens müßte man vergeblich fragen, warum man überhaupt die *bh, dh, gh* verändert hätte, wenn diese Veränderung doch zu einem, angeblich so gefürchteten Zusammenfall geführt hätte: da stoßen wir auf einen inneren Widerspruch, den man mit der Annahme „zweier sich kreuzender“ Lauttendenzen nur noch unterstreicht.

Wäre es denn, anstatt aus diesem Anlaß das ganze Konsonantensystem in Erschütterung zu bringen, nicht viel natürlicher gewesen, diese *bh, dh, gh*, auch wenn sie irgendwie unliebsam geworden waren, wieder herzustellen, falls man schon keine Vermischung mit den anderen Gruppen wünschte? Und schließlich: wenn *bh, dh, gh* nicht beliebt blieben, so muß auch das seinen Grund gehabt haben, und der dürfte kein „innersprachlicher“ gewesen sein, sondern keines der Völker, über deren Land der Indogermanensturm brauste, kannte diese Lautart nach allem, was wir von vorindogermanischen Sprachen wissen. Also wäre dieses Aufgeben einer alten, ererbten Lautgruppe doch im Grunde nur Folge von Einflüssen nichtindogermanischer Lautsysteme, auch es setzte die „Substrattheorie“ voraus. Hinstens übersteht diese Theorie die völlig parallele Behandlung der stimmlosen und stimmhaften behauchten Verschlusslaute; denn

ph, th, kh wurden zu *f, þ, h*, wie

bh, dh, gh zu *b̄, d̄, ḡ* sich wandelten.

Somit stellt sich diese Annahme als unhaltbar heraus, und sie wies trotz allem dem Germanischen immer noch eine einzigartige, von den verwandten indogermanischen Sprachen verschiedene Stellung ein, die eine Erklärung verlangt.

Im übrigen scheint mir hier so wenig wie einzelphonetische Beobachtungen auch die das Lautsystem als ganzes in seinen Beziehungen und seinem Aufbau betrachtende „Phonologie“ das entscheidende Wort zu haben; nur die geschlossene Durchführung der umwälzenden Lautrevolution kann die Phonologie feststellen

¹ Deshalb ist auch dieser Wandel von idg. *bh, dh, gh* zu den Spiranten *b̄, d̄, ḡ* nicht der erste Akt der Lautvorgänge.

und beschreiben, aber nicht deren Veranlassung und Grund! Wir brauchen den geschichtlichen Hintergrund, wenn wir die germanische Lautverschiebung wirklich verstehen wollen.

Beweisend scheinen mir vielmehr ähnliche Lautveränderungen in verwandten und nachbarlichen Sprachen sowie die Tatsachen der vorhistorischen Völkermischung auf dem Boden der ältesten Germanenheimat. In aller Kürze seien diese Beziehungen und Zusammenhänge hier angedeutet.

Vorauszuschicken sind Beobachtungen über die zeitliche Aufeinanderfolge und den inneren Zusammenhang der einzelnen Lautübergänge.

a) Weil indogermanisch *b, d, g* zu *p, t, k* wurden, ohne daß sich diese neuen Tenues mit den alten *p, t, k* vermischten, ist zu schließen, daß dieser Lautvorgang erst erfolgte, nachdem die alten *p, t, k* schon verändert waren.

b) Weil mit den indogermanischen *p, t, k* auch die ererbten stimmlosen behauchten Verschlusslaute *ph, th, kh* dasselbe Schicksal einer Verwandlung zu den stimmlosen Keibelauten *f, þ, h* teilten, ist zu folgern, daß zunächst *p, t, k* behaucht wurden, also mit den alten *ph, th, kh* zusammenfielen.

c) Weil die so entstandenen stimmlosen Laute mit den entsprechenden stimmhaften Sauchlauten dieselbe Verwandlung zu Keibelauten erlitten, ist zu folgern, daß dieser Übergang zu Spiranten gleichzeitig erfolgte; denn wie *ph* (aus indogermanisch *p* und *ph*) zu *f* wurden, so wandelte sich *bh* zu *w* (b).

d) Nachdem die alten *p, t, k* behaucht und also emphatisch gesprochen waren, sprach man die alten Medien *b, d, g* stimmlos als *p, t, k*. Diese beiden Wandlungen stehen in einem deutlichen Zusammenhang: es handelt sich beidemals um eine energisichere, emphatische Aussprache der (stimmlosen und stimmhaften) Verschlusslaute.

Aus diesen vier Erwägungen ergibt sich folgende relative Aufeinanderfolge der einzelnen Verschiebungsakte:

I. Indogermanisch *p, t, k* wurden behaucht, also zu *ph, th, kh*.

II. Die Medien indogermanisch *b, d, g* werden zu *p, t, k*.

III. Die neuentstandenen und die altererbten *ph, th, kh* wurden zu stimmlosen Spiranten, also zu *f, þ, h*, wie *bh, dh, gh* genau entsprechend zu stimmhaften Spiranten, also zu *b, ð, ʒ* sich verwandelten.

IV. Durch das Verner'sche Gesetz werden diejenigen *f, þ, h*, denen nicht der noch freie Akzent vorausging, im Inlaut zu *b, ð, ʒ*, vermehren also die nach III entstandenen stimmhaften Keibelaute.

V. Der Stammakzent ersetzt den indogermanischen freien Akzent, und die *b*, *d*, *z* wandeln sich unter verschiedenen Bedingungen und zu verschiedener Zeit zu *b*, *d*, *g*.

Diese zeitliche Aufeinanderfolge ergibt sich auf Grund der genannten vier, aus den Lautveränderungen des Germanischen selbst gefolgerten Schlüsse. Es folgt weiter, daß nicht die Stammesbetonung an den Lautverschiebungen schuld sein kann, wie man öfters behauptet hat, weil sie zur Zeit der unter IV genannten Veränderungen noch gar nicht vorhanden war; dazu stimmt, daß die Übergänge von I, II und III ganz unabhängig von einer angeblichen Stammesbetonung in allen Stellungen im Wort durchgeführt sind. Das alles scheinen mir feste, unzweideutige Tatsachen.

Übersichtlich zusammengefaßt stellt sich uns also die germanische Lautverschiebung, wenn wir von Verners Gesetz absehen, so dar:

A. Periode emphatischerer, energischerer Aussprache der ererbten Verschlusslaute: es werden

- a) indogermanisch *p*, *t*, *k* zu germanisch *ph*, *th*, *kh* und
- b) indogermanisch *b*, *d*, *g* zu *p*, *t*, *k* (Zwischenstufe stimmlose Lenes).

B. Periode des Übergangs behauchter Laute in Reibelaute: es werden

- a) indogermanisch *ph*, *th*, *kh* zu germanisch *f*, *þ*, *h* und
- b) indogermanisch *bh*, *dh*, *gh* zu germanisch *b*, *d*, *z*.

Diese zwei Hauptgruppen, in denen stimmlose und stimmhafte Laute deutlich in ähnlicher Weise behandelt werden, hat man seither noch nicht in ihrem inneren Zusammenhang erkannt. Die Gruppe A hat ihre phonologische Entsprechung noch heute im Süddeutschen, wo anlautende Tenuis behaucht (thal „Tal“), die Medien aber stimmlos gesprochen werden.

Wir müssen nun zu den einzelnen Lautübergängen nach Entsprechungen sehen, zunächst in anderen indogermanischen Schwestersprachen, dann aber auch in nichtindogermanischen Sprachen.

a) Die unter I genannte Behauchung von indogermanisch *p*, *t*, *k* > *ph*, *th*, *kh* findet sich im Armenischen, wo indogermanisch *p* > *h* (offenbar über *f*), und *t* und *k* in der Stellung vor und zwischen Vokalen zu *th* und *kh* geworden ist. Auch im Phrygischen, das ja mit dem Armenischen Beziehungen aufweist, ist Tenuis zur Tenuis aspirata geworden (vgl. Jokl, Ebert, Kealley. s. v. Phryger 144; Kretschmer, Wiener Prähist. Zeitschrift 1932, 276); 3. B.

altphyrgisch $\delta\alpha\chi\epsilon\tau$: neuphyrgisch *addaket*. Dann aber hat das Thrakische und Illyrische diese Verschiebung von p, t, k > ph, th, kh: thrakisch $\Pi\iota\tau\tau\alpha\kappa\omicron\varsigma$: $\Phi\iota\tau\tau\alpha\kappa\omicron\varsigma$ (auf Münzen) *Dizacentus*: *Bithicenthus*, *Sarmizegetusa*: *-zegethusa*. Illyrisch *Gentius*: $\Gamma\acute{\epsilon}\nu\delta\iota\omicron\varsigma$, Βουθρωτός : Βουθρωτός , Πεδάλα : *Petale* u. a. (s. *Jofl, Ebert, Reallex.* 13, 289; 6, 48). Sogar das Makedonische scheint in $\acute{\alpha}\rho\phi\acute{\omicron}\varsigma$ \cdot $\iota\mu\acute{\alpha}\varsigma$ einen Beleg für Behauchung zu bieten, da dies Wort wohl zu $\acute{\alpha}\rho\pi\epsilon\delta\acute{\omicron}\nu\eta$ „Strick“ gehört (s. *Kretschmer a. a. O.* 277). Das Ostisch-Umbrische wandelt im Wortinnern *-kt-* und *-pt-* zu *-ht-* und *-ft-* (z. B. *Uhtavis* = *Octavius*, *scriptas*: *scriptae*). Ebenso das Keltische (s. o. S. 41). An nichtindogermanischen Sprachen ist das Etruskische wichtig mit seinen wechselnden Schreibungen, z. B. *leti*: *ledial*, *veltne*: *velde*. Auch in der vorindogermanischen Sprache Griechenlands begegnete dieser Wechsel (s. *Schrijnen, MSZ* 23, 1927, 66); ebenso bei etruskischen Lehnwörtern im Latein. Noch heute wird im Albanischen die Tenuis p, t, k leicht behaucht — genau, wie wir im Süddeutschen behauchte Tenuis sprechen, z. B. *Tal* als *thäl*. Da das Illyrische weit nach Norden hin einst gesprochen wurde, Thrakisch und Armeno-Phrygisch aber auch einmal nachbarlich sich berührten, haben wir hier eine indogermanische Sprachgruppe, der das Germanische in diesem Punkt anzureihen ist: es ist eine südosteuropäische Sprachlandschaft.

b) Nachdem die alten p, t, k behaucht waren, erfuhren auch die alten Medien b, d, g eine Änderung und wandelten sich zu p, t, k. Daß diese Aufeinanderfolge so zu denken ist — und nicht, wie ich früher *WuS* 10, 12 ff. annahm, erst nach den von uns unter III und IV behandelten Erscheinungen — ergibt sich notwendig daraus, daß die schon unter I genannten Sprachen diesen Wandel kennen. Das Armenische verwandelt nämlich genau wie das Germanische, und zwar diesmal ohne Einschränkung alte indogermanische b, d, g zu p, t, k. Auch das Phrygische kannte sehr wahrscheinlich diesen Wandel. Dergleichen bietet das Thrakische in denselben Wörtern den Wechsel von b, d, g mit p, t, k, z. B. *Briantiké*: *Priantae* u. a. (s. *Jofl Ebert*, 13, 289); ebenso das Illyrische (*Dasus*: *Tastus*) und das Makedonische *kánadoi* = *gnáthoi*, *krábatos* = lateinisch *grabatus* „Bett“ usw.) sowie Neuumbrische (*Crabonie*: *Grabonie*) (s. *Kretschmer, Prähist. Zeitschrift* 1932, 276). Diesmal geht diese Lauttendenz in einem Ausläufer sogar nach dem Skythisch-Iranischen hinüber in dem Fall *Tánais*: awestisch *dānuš*, ossetisch *don* „Fluß“.¹

¹ Auch das Keltische bzw. Irische hat Vergleichbares, doch sind diese Verhältnisse zu verwickelt, als daß sie hier behandelt werden könnten.

Auch die vorindogermanische Sprache kannte ihn, wie Lehnwörter aus ihr im Griechischen zeigen (Schrijnen, *MSL* 1927, 23, 66). Bekannt ist, daß das Etruskische wieder diesen Wechsel hat (Durdenius : turte, Lēda : latva, Pegasos : pecse usw.), wie wir schon oben S. 61 hervorhoben. Längst hat man als phonetischen Grund für diese Erscheinung festgestellt, daß dieser Wechsel von b, d, g : p, t, k auf sog. „stimmlose Lenes“ deutet, und damit dürfte engstens zusammenhängen, daß die Behauchung der alten Tenues auf einer emphatischeren Druckverstärkung beruht: die Lautveränderungen I und II sind also voneinander abhängig, sie haben denselben phonetischen Grund. Dieser aber kann nur in einem dem Indogermanischen fremden Lautsystem gesucht werden, das keine reinen Medien kannte: der Unterschied zwischen den indogermanischen stimmlosen und stimmhaften Verschlusslauten ging nicht verloren, aber nachdem b, d, g als stimmlose „Lenes“ gesprochen wurden, behauchte man emphatisch die alten p, t, k. Es ist ebenso sicher, daß für nichtindogermanische, „alteuropäisch-ägäische“ Sprachen, mit denen das Etruskische zusammenhängt, diese „stimmlosen Lenes“ bezeichnend sind. Andererseits darf man das Germanische nicht von dem Armeno-Phrygischen, Thrakischen und Illyrischen in diesem Punkt losreißen, wenn es auch sichtlich am folgerichtigsten die Lautveränderungen durchführte; die germanische Lautverschiebung ist also damit geschichtlich aus ihrer Isolierung gelöst. Für alle diese Sprachen aber dieselbe Tendenz einer „phonologischen Ausweichung“ anzunehmen, wie Kretschmer will (s. o. S. 86), ist an sich schon sehr unwahrscheinlich, wird aber deswegen als ganz unmöglich erwiesen, weil im Germanischen bh, dh, gh eben nicht zu b, d, g nach Ausweis des Vernerischen Gesetzes, sondern zu den stimmhaften Reibelauten b, d, g geworden ist (s. dazu auch E. Hermann, *Götting. gel. Anz.* 1928, 194 f.). Sängt aber die germanische Lautverschiebung offenbar mit diesen anderen Sprachen bei den Veränderungen I und II zusammen, dann ist zu schließen, daß bei dieser ganzen Sprachgruppe — also Armeno-Phrygisch, Thrakisch, Illyrisch, Makedonisch (Keltisch) und Germanisch — ein und derselbe Anstoß zu diesem Wandel gesucht werden muß. Und das ist eben die Einwirkung des Lautsystems vorindogermanischer, alteuropäischer Sprachen, für deren Lautsystem „emphatische“ p, t, k, zweitens „stimmlose Lenes“ b, d, g, und drittens expiratorische Betonung bezeichnend waren. Das Germanische hat hier nur geschlossener, straffer und folgerichtiger durchgeführt, was auch andere osteuropäische Sprachen in mehr oder weniger starken Ansätzen aufweisen. Damit aber

ergibt sich weiter, daß die Germanen bzw. ihre indogermanische Herrenschicht einmal in Osteuropa in der Nachbarschaft des Illyrischen, Armenischen, Thrakischen und Makedonischen gewesen sein müssen, als sie den Anstoß für ihre Verschiebungsakte I und II erhielten: denn es handelt sich um eine südosteuropäische Sprachlandschaft. Dasselbe wird auch durch den Vokalismus erwiesen; denn bekanntlich wandelt das Germanische kurzes altes *o* zu *a* (vgl. lateinisch *octo* : acht, *rota* : Rad usw.). Auch diesen Wandel darf man nicht isolierend für sich hinnehmen, sondern er kommt im Arischen, im Albanischen und im Baltischen vor. In solchen gemeinsamen Lautübergängen spiegelt sich der Vormarsch der Indogermanen, die nach Nordwesten vordrangen; sie deuten auf gemeinsames Durchwandern, Seite an Seite, in einer gewissen Zeit der Ausbreitung. Es leuchtet also ein, wie trefflich sich diese Folgerungen mit unseren Ergebnissen vereinigen lassen, während die Ansicht von der Urheimat der Germanen an der Ostsee auch hier wieder vor lauter Rätseln steht und Zusammenhänge leugnen müßte, die klar zu Tag liegen. Man überlege doch: zu sämtlichen Lautveränderungen des germanischen Konsonantismus finden sich Ansätze und Analogien in anderen indogermanischen und in nichtindogermanischen Sprachen Ost- und Südeuropas; wir erkennen alte Sprachlandschaften und die Tatsache der Völkermischungen: wie sollen da die Germanen, wenn sie als Reste unvermischter Indogermanen an der Ostsee zurückgeblieben wären, eben diese bezeichnenden Konsonantenverschiebungen und die Veränderung der Betonung wie im Etruskischen „zufällig“, unabhängig d. h. „inner Sprachlich“ durchgeführt haben! Das ist unmöglich. Das Bezeichnende und Einzigartige an der germanischen Lautverschiebung ist die folgerichtige Durchführung. Hier äußert sich der straffe Ordnungssinn der indogermanischen Herrenschicht bei den Germanen, die auch bei einer Revolution strenge Ordnung halten: die stimmlose Lenis drang nicht dauernd durch, wenn auch neuere Forschungen ergaben, daß die norddeutsche Media sich von der Tenuis weniger durch Stimmtön als durch schwächeren Druck unterscheidet (s. Afr. Schmitt, *Teuthonista* 7, 294 ff.); hinter Keibelaut war ja die reine, alte Tenuis auch erhalten geblieben. Ebenso ergab genauere experimentelle Forschung, daß der Schritt von reiner Tenuis zu behauchter Tenuis viel weiter ist als der von Aspirate zur Affrikata (Schmitt a. a. O. 2, 93). Daß die behauchten *ph*, *th*, *kh* weiter zu reinen Keibelauten wurden (III. Gesetz), ist phonetisch leicht begreiflich und hat in den alteuropäischen Sprachen, wie schon oben S. 61 erwähnt, die genauesten Paral-

lelen, z. B. germanisch $k > h$ wie in etruskisch echtur aus griechisch Héktör, etruskisch archaze aus griechisch Arkás, germanisch $p > f$, wie in etruskisch ferse aus griechisch Perseus, $t > þ$, wie in etruskisch arthem aus griechisch Artemis, cluthumsta $<$ griechisch Klytaiméstra usw. Aber es dürfte eine eigenartige Neuerung des Germanischen gewesen sein, entsprechend auch die stimmhaften behauchten Verschlusslaute, die bh, dh, gh, in stimmhafte Reibelauten verschoben zu haben. Zwar war auch sonst in den nordindogermanischen Sprachen diese Lautgruppe unbeliebt geworden; aber im Germanischen sind sie nicht wie in den Schwester Sprachen ihres Sauchs verlustig gegangen, sondern unter den Einfluß der stimmlosen Reihe getreten: wieder ein Beweis für den folgerichtigen Ausbau des neuen Lautsystems! Ansätze dazu finden sich auch im Keltischen. Die Veränderungen der Periode A spielten sich also in einer südöstlichen Sprachlandschaft ab, die darauf folgenden der Periode B dagegen weisen auf bereits stärkere Loslösung der germanischen Sprache im Nordwesten.

Weitere sprachwissenschaftliche Einzelheiten erübrigen sich hier, wo es nur zu zeigen gilt, daß die germanische Lautverschiebung für Einwanderung der Indogermanen nach dem Norden spricht. Wir haben es mit Absicht vermieden, dies umstrittene Problem als ein eigentliches Beweisstück für unser Ergebnis zu verwenden. Denn es liegt ja auf der Hand, daß selbst, wenn die Erscheinungen der Lautverschiebung „inersprachlich“ entstanden wären, dies nicht gegen eine Einwanderung der Indogermanen aus dem Osten sprechen würde. Wohl aber zeugt umgekehrt der Zusammenhang des I., II. und III. Aktes der Lautverschiebung mit ähnlichen Lautentwicklungen in osteuropäischen indogermanischen und in alteuropäischen vorindogermanischen Sprachen gegen eine indogermanische Urheimat an der Ostsee.

Auf die schwierige Frage nach der absoluten Chronologie der ersten Lautverschiebung kann und braucht hier nicht eingegangen zu werden; Lehnwörter aus dem Keltischen ins Germanische und aus dem Germanischen ins Finnische geben hier einige Anhaltspunkte. Aber man muß dabei zweierlei beachten, was meistens übersehen wird:

1. Bis f h das völlig einheitliche Neubild des germanischen Konsonantismus überall durchgesetzt hat, brauchte es lange Zeit und völlig einheitlichen, in sich geschlossenen Kulturraum.

2. Bei Entlehnungen von Sprache zu Sprache muß weitgehend mit der Möglichkeit von Lautsubstitution gerechnet werden, abgesehen von dem im einzelnen oft mehrdeutigen Schriftbild; für stimmlose Lenes z. B. gibt es bis heute keine besonderen Buchstaben! Auch bei behauchten Verschlusslauten und wirklichen Reibelauten (also z. B. kh und ach oder ich-Lauten) ist oft aus der Schreibung schwer zu klarer Trennung zu kommen.

Dazu kommt weiter die Verlegung des freien Akzents auf die Stammsilbe im Germanischen, eine Betonungsart, die auch im Irischen, Altlatein, wie im Etruskischen und Finnischen herrscht. Auch das Tschechische und Sorbische zeigt sie, aber das ist, weil das Urslawische freien Akzent hatte, jüngerem deutschen Einfluß zuzuschreiben. Erst seit dieser grundlegenden Betonungsverschiebung sind die Indogermanen ganz nach dem Norden gekommen und hatten damit einen neuen sehr starken Einfluß alteuropäischer Sprachen erfahren. Denn man mache sich klar, was es heißt, statt seither wechselnder Betonung in einem und demselben Wort auf einmal den starren Akzent auf der Wurzelsilbe durchzuführen, also z. B. statt *patēr* : *patri* auf einmal *fāpar* : *fāp* zu betonen! Die Betonung schafft erst den Lauten eines Worts Leben und Rhythmus; wie will man diese radikalste Neuerung des Germanischen begreifen vom Standpunkt der Theorie, sie seien als letzte unvermischte Germanen in der Urheimat an der Ostsee geblieben? Was soll sie da veranlaßt haben, plötzlich ihre schwebende, mehr musikalische Wortbetonung zum starren expiratorischen Anfangsakzent umzuwandeln? Das bliebe ein unlösbares Rätsel! Nun hat aber auch das Latein sehr wahrscheinlich in vorhistorischer Zeit einen solchen Anfangsakzent durchgeführt, wie die Verkümmernng der Mittelsilben zeigt, und auch der Teil des Keltischen, der mit dem Lateinisch-Faliskischen auch sonst engere Beziehungen hat, das sog. Goidelische, kennt Anfangsbetonung (s. o. S. 41). Es ist die allgemeine Ansicht, daß diese vorhistorische Anfangsbetonung im Latein auf etruskischen bzw. voritalischen, vorindogermanischen Einfluß zurückgeht, und so müssen diese Tatsachen zusammengekommen werden: Mit Italikern und einem Teil der Kelten erfahren diejenigen Indogermanenstämme, die später Germanen wurden, neuen Einfluß alteuropäischer Sprachen, für die expiratorischer, starrer Anfangsakzent sowie die Lautgruppen der Spiranten und stimmlosen Lenes bezeichnend waren. Der alte musikalische Akzent ist zuerst expiratorisch geworden, ehe er auf der Stammsilbe sich festsetzte. Neue Art der Betonung, die sich grundsätzlich von der ererbten indogermanischen Akzentuation in zweierlei Hinsicht (s. o. S. 33) unterschied, und Erweiterung des Lautsystems um die zwei dem Indogermanischen fremden Lautgruppen, die (stimmhaften und stimmlosen) Keibelaute und die stimmlosen Lenes: das ist die wichtige Umgestaltung der indogermanischen zur germanischen Sprachform, wozu dann eine ganz neue Verwendung der formalen Mittel hinzukommt, die auf einer kritischen Neueinstellung zum überlieferten Spracherbe beruht

(s. o. S. 31): all das bliebe völlig unerklärt, wenn die Germanen stets in der indogermanischen Urheimat geblieben wären.

Wenn sich nun aber diese drei Eigenheiten, Anfangsakzent, Spiranten und „stimmlose Lenes“ sämtlich in alten nichtindogermanischen Nachbarsprachen des Germanischen vereint finden, im Etruskischen und im Finnischen, so kann jeder historisch Denkende nur folgern, daß diese germanischen Neuerungen gegenüber dem indogermanischen Sprachzustand durch Beeinflussung seitens solcher alteuropäischen Sprachen vom Typus des Etruskischen erfolgt sind. Wir wissen nun, daß dazu alle historischen bzw. vorgeschichtlichen Voraussetzungen gegeben sind. Die Pflugkultur mit dem Ackerbau kam, wie wir früher sahen (S. 63), letztlich auf zwei Wegen aus Kleinasien nordwärts; solche Völker wie „Bandkeramiker“ oder Megalithbauern müssen nichtindogermanische Sprachen geredet haben, die mindestens teilweise mit den ägäisch-kleinasiatischen Mittelmeersprachen ursprünglich zusammenhängen, wenn sich ihnen auch anderssprachige Stämme auf ihrer Kolonisierung des Nordens angeschlossen und gemischt haben mögen. Daß im Irischen solche Einflüsse vorindogermanischer Sprachen sich greifen lassen, wurde bereits erwähnt (oben S. 38). Sollte das nicht auch für das vorindogermanische Mitteleuropa zutreffen?

Die Sprachen der Bandkeramiker und Megalithleute sind verflungen, die indogermanische Sprache hat sie verdrängt. Aber es ist möglich, daß aus den Sprachen steinzeitlicher Ackerbauvölker in Mittel- und Westeuropa einige Lehnwörter in die Sprache ihrer indogermanischen Herrn übernommen wurden. Namentlich wird dies für Wörter mit Bedeutungsfeldern aus solchen Kulturgebieten zu erwarten sein, welche den Indogermanenstämmen seither unbekannt waren; auch Ortsnamen können solch vorindogermanisches Sprachgut bewahren. Für das Gebiet des Steinbaus, der für die Megalithkultur so bezeichnend ist, habe ich in der Abhandlung „Labyrinth“ (Sitzungsberichte d. Heidelberger Akademie d. Wiss. 1932/3, I. Abhandl.) den Beweis zu liefern gesucht, daß tatsächlich solche „alteuropäische“ Lehnwörter im Germanischen vorkommen, z. B. Flint „Stein“, Felsen, Halle, Burg u. a. Es ergab sich aus solchen Beobachtungen, daß die Megalithvölker — vielleicht auch z. T. die „Bandkeramiker“ — eine Sprache redeten, die mit Iberisch (Baskisch), Etruskisch, Ägäisch und alten (nichtindogermanischen, nichtsemitisch-hamitischen) Sprachen eine mehr oder weniger engere Beziehung hatte (a. a. O. 43). Haben sich die indogermanischen Sprachen in der Ost-Westrichtung ausgedehnt,

so weisen die Sprachen der vorindogermanischen Bauernvölker die Süd-Nordrichtung auf.

Für die Kultur dieser Völker erkennen wir als bezeichnend, daß sie Verbreiter der Pflugkultur waren und die Seefahrt auf weite Strecken betrieben. Ihre Religion war ein Vegetations- und Ahnenkult. Hier und da zeigen sich mutterrechtliche Züge; in ihrer Zählweise herrschte die „vigesimal Rechnungswaise“ im Gegensatz zum indogermanischen Zehner- und dem babylonischen Zwölfer-system; d. h. die 20 bildet eine Einheit; man zählt $20 + 10 = 30$, $2 \cdot 20 = 40$, $2 \cdot 20 + 10 = 50$, $3 \cdot 20 = 60$ usw. So bei den Basken; in Keften aber auch im Französischen (quatrevingts), im Cymrischen, Bretonischen ($20 = \text{cymr. ugain}$, 30 deg ar ugain , 60 trigain usw.) und Irischen, im Albanischen und im Dänischen (s. Pott, Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Weltteile, Halle 1847). Auch dürfte die Männertracht der Röcke — nicht Beinkleider —, die im Schotten- und Griechenröckchen vorliegt für diese Völker bezeichnend gewesen sein.

Damit ist unsere obige Beurteilung der ersten Lautverschiebung und des ganzen germanischen Sprachcharakters geschichtlich wohl begründet, und alles fügt sich zum geschlossenen, einheitlichen Bild. Wenn die germanische Lautverschiebung so einheitlich und fast ausnahmslos durchgeführt ist im Gegensatz zu den Schwester-sprachen, wo wir nur Ansätze und Schwankungen haben, so ist der wahre Grund dafür nicht in phonetisch-sprachformalen Umständen, sondern in der geschichtlichen Entstehung des Germanentums zu sehen. Der megalithische Bauernadel und der Indogermanenstamm, der in ihr Land eindrang, verschmolzen organisch, langsam und von außen ungestört in einem einheitlich geschlossenen Lebensraum zu einem neuartigen Volkskörper, der sich von den Lebensbedingungen und der Geistesart der alten Wander-Indogermanen immer mehr unterschied; so ist eine neue Volkheit, eine geänderte Sprachgemeinschaft entstanden. Jetzt haben wir den geschichtlichen Grund für die Änderung der Sprachgemeinschaft an der Ostsee, und diese historischen Verhältnisse erklären zugleich die Änderungen, die man mit der ererbten Sprachform vornahm: geschichtlich lassen sich Durchsetzungen der Megalithbauern mit neuen Eindringlingen, den „Streitartleuten“, nachweisen, also Indogermanisierung des jungsteinzeitlichen Bauernadels westlicher Herkunft; das erklärt das Anderswerden auch der seitherigen Indogermanen in Kultur und Geistesart, und dies wieder spiegelt sich in der sprachlichen Umgestaltung. Aus einer Abteilung Indogermanen wuchs so ein neuartiges, geschlossenes Volk, das sich

unterscheidet von der indogermanischen Art, und es entstand eine neue Sprache als Folge dieses Anderswerdens, das Germanische, das sich vom Indogermanischen deutlich durch Eigenheiten unterscheidet, zu denen die Laut- und Betonungsverhältnisse in der Sprache der Besiegten angeregt haben: solche Einflüsse hatten die Sieger zu einer Änderung und zielbewußten Umbildung ihrer seitherigen Sprechweise veranlaßt.

VIII. Bauern- und Kriegeradel

Der Hauptbeweis für diese Entstehung der Germanen aus der Unterwerfung des megalithischen Bauernadels durch Indogermanenstämme wird von prähistorischer Seite stets in der Tatsache zu sehen sein, daß das Verbreitungsgebiet der großen Steingräber, die mit der Megalithkultur Westeuropas zusammenhängen, und die Gegend, wo am frühesten vorgeschichtlich Germanen nachweisbar sind, sich vollkommen decken. Da die indogermanische Sprache gesiegt hat, so wurden die steinzeitlichen Bauern völlig von den Indogermanen unterworfen, und nicht umgekehrt, was auch aus chronologischen Gründen bei dem höheren Alter der Megalithkultur im Vergleich zum Auftreten der „Streitartleute“ unmöglich ist; in den beiden Rassen, die für Germanen besonders bezeichnend sind, der nordischen und der dalischen, erkannten wir sogar körperlich die beiden Komponenten, die zur Herausbildung des germanischen Volkes geführt haben.

Es muß nun, nachdem uns die Entstehung der germanischen Sprache im vorigen Abschnitt in ihrem geschichtlichen Grund klar wurde, weiter versucht werden, die Eigenart der beiden, gleichsam elterlichen Anteile des Germanenvolks in einigen Hauptzügen uns klarzumachen und daraus dessen Wesensart zu verstehen. Da ist zu betonen, daß beide Ahnenstämme der Germanen die Adelschichten bildeten über der dienstbaren Volksschicht der Fischer- und Jägervölker, der „höheren Sammler“. Die Kulturströme, in die die beiden Stämme eingeordnet werden müssen, sind ganz verschieden; gehören die Indogermanen zu den wandernden Hirtenstämmen, wie sie in den Steppen Asiens entstanden und groß geworden sind, so stehen die steinzeitlichen Bauern des nordischen Kulturkreises am äußersten Ende einer Pflugkultur, die zunächst in Westeuropa ihre Blütezeit hatte, von da aber nach den Gebieten des mittelländischen Meeres bis nach Kleinasien als dem Ausgangs-

punkt zurückweist: dort die Ost-West-Richtung, hier eine nach Westen gekrümmte Süd-Nord-Bewegung, und wir sahen, daß diese Richtungen sich auch sprachlich nachweisen ließen. Dort nomadisierende Zirten, hier feertüchtige Bauern, die gutes Ackerland als Kolonien suchen.

Zuerst waren die Megalithleute erobernd ins Land gekommen, ein sekundäres Volk mit starkem Herrenbewußtsein. Sie bringen den Ackerbau, und zwar wurden von Anfang an Weizen, Gerste und Hirse gebaut. Man hat unter diesen drei Getreidearten die Bedeutung der Gerste mit Recht betont; sie ist auch im europäischen Norden wie im Süden die Hauptbrotfrucht gewesen und im Norden bis heute geblieben, weil sie schneller reift, also ertragsreicher ist als der Weizen. Aber der Schluß, daß deshalb die ersten Indogermanen, welche die Gerste gekannt hätten, in Norddeutschland oder Nordeuropa zu suchen seien, ist unhaltbar. Denn diese Getreideart wird seit ältesten Zeiten in südöstlichen Kulturländern angebaut, in Babylonien (sumerisch *še*, akkad. *še*), Indien, Persien, Ägypten, Palästina, Griechenland usw.; sie ließ sich vorgeschichtlich in Phrygien und am Dnjepr und vielen anderen feinzzeitlichen Siedelungen Süd- und Mitteleuropas nachweisen.

Ja es läßt sich ein sprachlicher Beweis erbringen, daß die Gerste aus dem Süden durch die Megalithvölker dem Norden zugeführt wurde. Unser Gerste, althochdeutsch *gersta* verglich man längst mit lateinisch *hordeum* und griechisch *κρι*, *κριδῆ* „Gerste“. Schon homerisch *κρι* aus **κριδ* sieht ganz unindogermanisch aus, und keine Ablautkonstruktionen können das widerlegen. Nun ist auch armenisch *gari* „Weizen“, garagar „Gerste“ nicht zu übersehen; dies aber hängt unverkennbar mit georgisch *qeri* „Gerste“, baskisch *gari* „Weizen“ zusammen; die georgische Form aber ist nun wieder mit der homerischen engstens verwandt; das *δ* aber ist aus dem kaukasischen Pluralsuffix *-ti* entstanden, das an Nomina mit stammauslautender Liquida antritt (vgl. S. Schuchhardt, *Rev. intern. des Etudes Basques* 1913, 18; Braun, *Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen* 1922, 61; und zum Pluralsuffix *Karst*, *Grundzüge einer vgl. Grammatik des Ibero-Kaukasischen*, 1932, 158 f.). Damit ist klar, daß diese Wörter Gerste, *hordeum*, *κρι*, *gari* gar nicht urverwandt sind, weshalb sie sich auch lautlich den bekannten indogermanischen Regeln nicht fügen, sondern Lehnwörter aus dem Gebiet der Mittelmeersprachen. Auch versteht sich so, weshalb *κρι* bei Homer nur Singular, *κριδαι* nur Plural ist (s. Debrunner bei Ebert, *Reallex.* 4, I, 524). Aber das fremde Wort wurde eingekleidet und mit einem indogermanischen Wortstamm, der „Spize“ bedeutet (gheres- in lateinisch *horreo*, altindisch *hr̥syati*) und mit dem ähnlichen bheres- „Spize“ (in *Borste*, altindisch *bhr̥ṣti*- „Spize“ usw.) reimt (s. Verf., *Reimwortbildungen* 195), zusammengebracht wegen der Gerstengrannen: Der Fall ist ein lehrreiches Beispiel für den Trugschein einer Urverwandtschaft. Mit diesem Stamm bheres- „Spize“ hängt die Sippe von lateinisch *bar* „Spelt“, got. *bariz*-eins „gersten-“, angelsächsisch *bere* „Gerste“ zusammen, während die Sippe von

griechisch *ἕλε* „Spelt“, litauisch *jawaĩ* „Getreide“, altindisch *yava-* „Getreide“, später „Gerste“ usw. ein allgemeines Wort für „Getreide, Getreideform“ darstellt, ohne genauere Einschränkung auf eine besondere Art.

Der Pflug war lange aus Holz, was auch die indogermanischen Bezeichnungen dafür aussagen.¹ In der Donaukultur dagegen hatte man die technische Verbesserung erfunden, einen Steinkeil, einen sog. „Pflugkeil“ an einem Holzgestell anzubringen. Ebenfalls vom Süden, von gallisch-rätischem Gebiet, stammt die späte Erfindung des Räderpflugs, der eine spatenähnliche Pflugschar trägt, und den Plinius nat. hist. 18, 172 beschreibt. Er hat auch den Namen *plaumorati* überliefert; mag das Wort wohl auch verderbt überliefert sein, im ersten Teil steckt jedenfalls die Form *plo-(v)u-, die in altisländisch *plógr*, althochdeutsch *pfluog* fortgesetzt ist. Dieses Wort ist nicht indogermanisch, erstens weil Plinius bezeugt, der Räderpflug sei noch nicht lange erfunden, zweitens weil Wörter mit germanisch pl- (aus indogermanisch bl-) ganz spärlich sind; denn b- war ein seltener Anlaut in der indogermanischen Sprache.

Vor den Pflug wurde das Rind gespannt, das für die Pflugkultur bezeichnende Haustier; der vom Rind gezogene Pflug ist das ausgeprägteste Kennzeichen eigentlicher, bäuerlicher Ackerbaukultur. Denn vor ihr hatte man schon eine bescheidenere Art der Bodenbehandlung gekannt, den sog. Hackbau, der in den unteren Bevölkerungsschichten sich lange weiter erhalten hat. Auch das Rind als Zugtier vor Pflug und Wagen stammt aus Vorderasien; dies beweist auch die Sprache, insofern das gemeinindogermanische Wort für „Rind“ (deutsch *Kuh*, lateinisch *bos*, griechisch *būs*, altindisch *gau-* aus vorderasiatischem Sprachgebiet entlehnt ist (vgl. schon sumerisch *gu(d)* „Rind“).

Auch Haustiere mit Ausnahme des Pferdes wurden gehalten, Schwein, Schaf und Ziege; man will ihr Fleisch und hält daher nur geringere Mengen dieser Tiere. Es ist unrichtig, das Schwein als ein für die Indogermanen bezeichnendes Tier anzusehen; es war im Norden längst vor der Indogermanisierung bekannt, ebenso wie der Hund, der ja wohl das älteste Haustier überhaupt ist, während sich z. B. die Katze erst recht spät im Norden und auch in Italien und Griechenland verbreitet hat.

Sehr alt ist die Bekanntschaft mit dem Apfel, den schon die höheren Sammelvölker als Wintervorrat dörreten; ich mache auf

¹ Gotisch *hoha* „Pflug“, althochdeutsch *huohili* „Ackerfurche“ zu litauisch *šakà* „Axt“; russisch *sochà* „Pflug“; tschechisch *socha* „Gabelstange“, litauisch *žagrė* „Pflug“; *žagaras* „dürre Axt“. Dazu kommt das früh, schon „vorgermanisch“ entlehnte finnische *kuokka* „Erdbacke“.

das auffallende Geschlecht aufmerksam: der Apfel gegenüber den weiblichen anderen Früchtenamen: die Nuss, Birne, Kirsche, Pflaume, Zwetschge, Quitte usw. Da dies gegen eine indogermanische Sprachgewohnheit verstößt, scheint hier ein nicht-indogermanischer Einfluß durchgedrungen zu sein.

Man wohnte in schlichten, einräumigen Häusern, die man mit Zäunen umgab. Auch gab es wohl Fluchtburgen mit Wällen an geeigneten Orten, wo sich die Bewohner einer Gegend in Gefahr sammelten.¹ Die Männer besorgten den Acker und gingen auch auf die Jagd, die Frauen bestellten den Garten, mahlen das Getreide und verarbeiteten den Flachs, der von Süden her über die Donaukultur auch in Mittel- und Norddeutschland bekannt geworden war; aber in den skandinavischen Ländern fehlt der Flachs zur Steinzeit (s. Ebert, *Realex. d. Vorgesch.* s. v., Schrader-Vehring, *Realex.* 324, Zoops, *Waldbäume u. Kulturpfl.* 301); das ist immerhin auffällig und spricht wieder entschieden gegen die Annahme einer indogermanischen Urheimat im Norden, da Ausdrücke für Weben und Spinnen im indogermanischen Sprachgebiet seit alters und von Anfang an weit verbreitet sind. Das Wort für „Flachs“ im besonderen ist unter den westindogermanischen Stämmen verbreitet.²

Die religiösen Anschauungen der jungsteinzeitlichen Bauern sind durch den ausgeprägtesten Ahnenkultus gekennzeichnet: man errichtet den Toten viel dauerhaftere Wohnungen aus Stein, wie sie Lebende nicht kannten. Das hängt enge mit dem Bauerndenken zusammen; aus dem Erdboden, in den man die Toten bettet, sprießen im Frühling die Saaten; ohne Erdreich verdorrt und stirbt jede Pflanze. Somit kommt man zum Glauben, die verstorbenen Sippenmitglieder, die Ahnen, spenden Segen und wirken weiter von ihrem Grabesaufenthalt in der Erde. Dieser Segen erstreckt sich aber nur auf die Sippe und ihren Grundbesitz; er ist schollengebunden, örtlich begrenzt. Somit werden die Ahnengrabstätten zu Mittelpunkten des religiösen Kultus allgemein, zu örtlichen Heiligtümern einer Gegend. Dem Bauern ist der Wechsel der Vegetation das wichtigste Erlebnis, der Wechsel von Saat und Ernte, von Blüten und Welken, von Sommer und Winter. Seine Kulturtat war es, die Gaben der Natur nicht einfach einzuheim-

¹ Vgl. die Gleichung griechisch pólis „Stadt“, litauisch pilis „Schloß, Burg“ altindisch pur- „Burg“. Es ist dabei zu beachten, daß Wallburgen im Ostseegbiet kaum in alter Zeit nachweisbar sind.

² Griechisch línon, lateinisch linum, Feltisch lin, althochdeutsch, altnordisch usw. lin(a).

sen, wie es die höheren Sammelvölker taten und tun, sondern selbst einzugreifen und die Fruchtbarkeit der Erde durch Pflügen, Säen und überhaupt durch planvollen Ackerbau zu beeinflussen, zu steigern und seinem Bedürfnis dienstbar zu machen. Das erste Pflügen im Frühjahr ist ein religiöser Akt, geradezu eine gottesdienstliche Handlung, und primitiv-urwüchsige Denkungsart bringt das Aufreißen der Furche und das Säen mit dem menschlichen Zeugungsakt zusammen: es gilt den Mutter Schoß der Erde fruchtbar zu machen. Dazu bedarf es besonderer Bräuche, fördernder und abwehrender Handlungen. Die Frühlingssonne ist zum Gedeihen und Wachsen der Saaten so unbedingt nötig wie der befruchtende Regen. So kommt man zu der Vorstellung von der heiligen Ehe zwischen einem jugendlich-sonnigen Frühlingsgott und der Mutter Erde, die im Frühjahr geschlossen wird, und von deren heiliger Werdekraft alle Fruchtbarkeit in Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt abhängt. Aber im Sommer und Herbst lockert sich dieses Ehebündnis, die Gatten trennen sich, wozu man die verschiedensten Gründe ersinnt; mit diesem Ende der heiligen Götterehe stirbt dann alles Leben dahin, der Winter kommt mit seinem Frost, seiner Starre, seiner Unfruchtbarkeit. Die Sonnenwendefeste haben daher große Bedeutung und werden feierlichst begangen: im Sommer sucht man noch möglichst viel heilige Sonnenkraft für Herbst und Winter einzusammeln und aufzuspeichern; bei der Winter Sonnenwende gilt es, das Wiederkommen der Werdekraft, den Sieg der Sonnenmacht durch magische Zauberhandlungen zu fördern und zu steigern.

Man sieht, diese Bauernreligion ist ganz auf den Wechsel der Vegetation gegründet und stark erdgebunden; der Gesichtskreis ist eng, örtlich beschränkt, schollengefesselt. Die Sesshaftigkeit brachte Einengung, lockerte das völkische Gefüge und zog den Sinn auf die Erdscholle und ihr Gedeihen nieder. Menschen- und Pflanzenleben sieht man von demselben Gesichtspunkt; auch für die lebenden Sippengenossen bleibt der tiefste Halt die wurzelhaft gedachte Ahnenreihe unter der Erde, durch deren Kraft auch die Familie immer neue Sprossen treibt. Es haben sich gewisse Symbole entwickelt, die in Zeichnungen auf Grabplatten und anderen megalithischen Denkmälern sich finden und wieder den Zusammenhang des „nordischen“ Jungsteinzeitkreises mit dem westeuropäischen Mittelpunkt der Megalithkultur beweisen. Diese religiöse Kultsymbolik der ausgehenden jüngeren Steinzeit zu vergleichen, in ihren örtlichen Sonderformen zu beobachten, ihren Ausgangspunkt, Zusammenhang und ihre Ausbreitung zu verfolgen, ist

eine der dringendsten Aufgaben der Vorgeschichte. Darauf hingewiesen und ein reiches Material dafür gesammelt zu haben, ist ein großes Verdienst Herman Wirths, der dann freilich in der Deutung und geschichtlichen Bewertung dieser Denkmäler n. m. A. einen Irrweg eingeschlagen hat. Hier ist es unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen, ohne die sich über dieses neue, erst angebrochene Forschungsgebiet noch nichts darstellen läßt; an anderer Stelle werde ich auf diese sehr schwierigen Fragen zurückkommen. Hier mag nur noch erwähnt sein, daß die jungsteinzeitlichen Bauern noch keine eigentliche Schrift gekannt haben, wohl aber Zeichen teils symbolischer, teils magischer Art, Eigentumsmarken, Kerbbilder, Schuzamulette; die Erfindung einer richtigen Schrift, die über die Rebusdarstellung und Silbenschrift ging, ist im Südosten des Mittelmeergebiets erfolgt.

Die germanische Runenschrift als geschlossenes System ist nicht sehr alt; die bisher älteste Runeninschrift befindet sich auf der Speerspitze von Kovel (in Wolhynien) und gehört etwa der Zeit um 250 n. Chr. an. Die Runenschrift ist bei Südgermanen entstanden, wahrscheinlich indem man die Buchstaben eines im Vor-alpengebiet ansässigen keltisch-nordetruskischen Alphabets zum Muster nahm. Sie diente zunächst lediglich magisch-religiösen und nicht praktischen Zwecken. Daher ist es zu verstehen, daß auch manche uralte magische Zeichen, wie sie bis in die ältere Steinzeit hinaufreichen, in das Alphabet eingereiht wurden. Finden wir doch auch auf den Runendenkmälern selbst neben der eigentlichen Inschrift öfters solche magische Zeichen, die auch Tacitus mit seinem Ausdruck „notae“ meint (Germania c. 10), und neben dem geschriebenen Wort sehen wir gelegentlich eine bildliche Darstellung, die jenes ergänzt und verstärkt. Buchstabenzauber, Geheimschriften und dunkle Zauberworte, wie alu oder tuwatuwa beweisen weiter den durchaus magischen Charakter der ältesten Runendenkmäler.

Unter den magischen Zeichen finden wir das Kreuz und auch das weit verbreitete Hakenkreuz, das im Norden das Symbol der Götter aus dem Asengeschlecht, also Odins und vor allem Thors, geworden ist; seine ursprüngliche Bedeutung war der Hinweis auf das rollende Sonnenrad, es war das Symbol des ewig wechselnden Jahreslaufs.

Unter den Formen des Fruchtbarkeitszaubers mag die Umfahrt auf einem von Kindern gezogenen Wagen als heilige Prozession durch das Ackerland besonders erwähnt sein; oft steht ein Thronfessel auf dem Kultwagen, auf dem man sich die Fruchtbarkeit-

bringende, weibliche Gottheit sitzend denkt; doch hat man wohl auch gestorbene Säuptlinge in dieser Weise durchs Land gefahren, um die Fluren zu segnen. Eigentliche Götterbilder haben die steinzeitlichen Bauern nicht gehabt, und darin unterscheidet sich die westeuropäisch-nordische Pflugkultur von ihrem kleinasiatisch-orientalischen Ausgangspunkt; sie wird, je mehr sie dem Norden sich nähert, enger und erdgebundener.

Ganz anders ist das Bild, das wir uns von den nordwestindogermanischen Völkerstämmen machen müssen, welche diese gelockerten Bauern Norddeutschlands sich schnell und mühelos unterworfen haben: sie sind fast auf allen Gebieten ihnen entgegenesetzt.

Nicht gelockert und sesshaft geworden, wie der megalithische Bauernadel, sondern dichtgeballt, in sich verstärkenden Wellen fluten sie von Osten herein; ein ernstlicher Widerstand war da aussichtslos. In ihrer Heimat, den Steppen Eurasiens, lebten sie gleichsam in dauerndem Kriegszustand. Ihr Stolz sind die großen Viehherden, die man weit über den Fleischbedarf hielt, und auf denen der Reichtum beruht (lateinisch pecunia „Geld“: pecus, gotisch skatts „Geldstück“, altfriesisch sket „Geld, Vieh“: altslawisch skotü „Vieh, Geld“); namentlich Rinder und Schafe. Dagegen ist im Veda und Awesta nicht von Schweinezucht die Rede, und schon Aestasias bezeugt, in Indien komme das Tier nicht vor. Erst als bei ihren Wanderungen die westlichen Indogermanenstämmen auch den Ackerbau kennen und ausüben lernten, als waldreichere Gegenden mit Eichen die Schweinezucht begünstigten, haben sie auch die Zucht dieses Tieres betrieben. Auch die Ziege war kaum von Anfang an indogermanisches Tier; erst in gebirgrigeren Gegenden ist es gezähmt worden, wozu auch die dürftigeren Wortgleichungen für dieses Tier passen.

Die großen Tierherden gestatteten den indogermanischen Stämmen schon früh einen ausgedehnten Handel, und Kaufleute werden es gewesen sein, die von fruchtbarern, besseren Gegenden im Westen erste Kunde brachten.

Das bezeichnende Haustier der Indogermanen war, wie wir schon früher betont haben (oben S. 49), das Pferd, das aber noch nicht als Zugtier zu niedriger Dienstleistung gebraucht wurde; es diente nur zum Ziehen des Streitwagens und zum Reiten; es wurde schon früh ein richtiger Pferdesport bei den Indogermanen getrieben. Das Pferd wurde als feierliche Gabe den Göttern geopfert, nach dem Pferd werden gern Eigennamen geprägt.

Den Ackerbau, den sie beim Wandern nach Westen kennen lernten, haben die Indogermanen nie geliebt; sie ließen, wo irgendmöglich, diese lästige, aber nötige Arbeit den Unterworfenen. Auch wechselten sie dauernd die Gegend; sie waren noch keineswegs mit der Scholle verwachsen. Voll Eroberungsdrang beim Leben inmitten feindlicher Völker blieben sie stets kampfbereit, wehrlustig und gefahren-gestählt. Sie wurden überall Herren, Adelschicht und wählten aus ihrer Mitte sich Führer und Häuptlinge. Tatsächlich lassen sich seit dem Auftreten von Indogermanen Fürstengräber nachweisen, die in deutlichem Gegensatz zu den Ahnengrabstätten des neolithischen Bauernadels stehen. Man opferte dem gestorbenen Fürsten Gefolgsleute, Knechte, Tiere und gab ihm viel Gerät mit. So sind z. B. die Gräber von Leubingen a. d. Unstrut und von Göhlitz bei Merseburg zu beurteilen.

Ein seefahrendes Volk sind die Indogermanen nicht gewesen, obwohl einzelne Stämme von ihnen, als sie ans Meer kamen, die Schifffahrt schnell erlernten. Das Wort für „Meer“ (lateinisch mare, gotisch marei usw.) hat man in seiner Bedeutung für die Urheimat der Indogermanen weit überschätzt, indem man es ganz unbegründet auf die Ostsee deuten wollte, ein ganz irriger Fehlschuß. Denn einmal könnte man ebenso gut Schwarzes Meer, Aral- und Kaspische See darunter verstehen, und gerade im Deutschen wird Meer, das ja mit Moor ablautet, auch von ganz kleinen, stillen Gewässern gebraucht, z. B. „Steinhuder Meer“, vgl. auch Marsch „Sumpfniederung“. Die indogermanischen Sprachen, die uns am ältesten literarisch bezeugt sind, Griechen und vedische Inder, kennen das Wort nicht, wohl aber begegnet es im Koreanischen (mod, wo d aus r entstanden ist); die Griechen haben das ungriechische thálatta (vgl. Hesychs dalánchan Acc. „Meer“). Homer redet von den „feuchten Pfaden“ der See, oder man überträgt einem alten Wort für „Fläche“, pélagos, den neuen Sonder Sinn „Wasserfläche, Meer“. Auch die vedischen Inder sprechen mit deutlichem Schauer von dem Meer, „wo es keinen Halt und keine Schranke gibt“. Natürlich haben die Indogermanen Wasserläufe, Flüsse, Seen gekannt, und auch der Begriff des Ruderboots ist ihnen geläufig; aber ein Seefahrervolk sind sie gewiß nicht gewesen, was man aber bei der Annahme einer Urheimat an der Ostsee erwarten müßte. Man sieht, diese Hypothese ist kulturgeschichtlich ganz unhaltbar: weder sind Germanen — was sie als Reste geliebener Indogermanen nach der Ostsee-Hypothese sein müßten — ein Reitervolk, und nicht an der Ostsee ist das Pferd gezähmt worden aus einem streifenden Wildtier, noch sind umgekehrt die Indogermanen ein See-

fahrvoll. Auch ist es längst aufgefallen, daß das ganze germanische Sinnfeld für „Seewesen“ mit einer Menge von Wörtern besetzt ist, die sich aus dem indogermanischen Sprachschatz nicht ableiten lassen, darunter das Wort „See“ (gotisch *saiws*) selbst, das bis zum heutigen Tag gerade bei der Küstenbevölkerung — im Gegensatz zum vinnenländischen „Meer“ — in Gebrauch ist.

Für die Indogermanen, welche vorgegeschichtlich die „Streitartleute“ sind, ist bezeichnend die Bestattung im flachen Grab mit der Steinart und dem geschweiften Becher als Beigaben. Diese Art der Bestattung ist in ganz anderen religiösen Vorstellungen begründet und auch kulturgeschichtlich leicht verständlich. Steinerner mächtige Erbbegräbnisse konnten die stets langsam den Wohnort wechselnden Indogermanen nicht anlegen. Aber sie waren auch nicht von einer örtlich beschränkten, segenspendenden Wirkung der Toten überzeugt. Im Gegensatz zu den schollengebundenen Ahnenstätten der Megalithbauern glaubten die Indogermanen vielmehr an keinen gemeinsamen Aufenthalt der Toten in einer abgelegenen, menschenfernen Gegend; dunkle Felschlünde führten da hinab, und ein Gewässer, ein Fluß oder Teich schied das Land der Abgeschiedenen ab. Man glaubte nicht an ein mehr oder weniger körperhaftes Weiterleben im Grab, an „lebende“ und „lebenspendende Leichen“, sondern man stellte sich die „Väter“ als schattenartige, schwebende Gebilde vor, als „Hauchseelen“. Man verehrte sie wohl mit gewissen Speiseopfern, aber nur um sie zufriedenzustellen, abzufinden und nicht zu reizen. Nach der Darbringung der Gaben wies man sie entschieden in ihr Reich zurück mit der Feststellung, jetzt sei das Opferfest aus. Daraus ergibt sich deutlich der Schauer und die Angst vor den Toten, vor denen man Ruhe haben will.

Nicht die Erscheinungen des Vegetationswechsels, nicht die mütterliche Erde sind bei den Indogermanen für die Religion grundlegende Erlebnisse und Eindrücke, sondern Licht und Feuer. Wohin sie auch wanderten, stets wölbte sich über ihnen der gleiche Himmel, wo man sich die den Menschen wohlwollenden Götter wohnen dachte. Und von diesen Lichtgöttern leiteten die Vornehmsten ihr Geschlecht ab, und man nannte den mächtigen Himmels Herrn den „Vater“: in griechisch Zeus *patēr*, lateinisch Jupiter, altindisch *Dyaus pitar* liegt die sicherste indogermanische Gleichung eines Gottesnamens vor. Daneben verehrte man den kriegerischen Götterhelden, der die Unholde der Nacht bekämpft, zwei rosetummelnde Götterzwillinge, die sternverbundenen Dios-

furen, und einen göttlichen Schützer der Herden, dessen Name in den urverwandten Wörtern griechisch *Pan* = vedisch-indisch *Pusan* vorliegt. Das Feuer war der besondere Menschenfreund, und alte Sagen erklärten, wie es vom Himmel zu den Menschen gekommen war. Der Feuergott war der Freund im Hause, der „liebe Gast“, und nachts verscheuchte sein Schein die Feinde der Herden, die Unholde der Finsternis. Ins Feuer legte man Opfergaben, die es im Rauchwirbel zu den Göttern brachte; Feuer wirkt auch in der Sonne, die als Weltenfeuer galt, Feuer schafft Licht, aber Feuer wirkt auch im Menschenleib und erzeugt die Lebenswärme.

Damit versteht man, wie schließlich ganze Indogermanenstämmen, die sog. „Urnenfelderleute“ zur Leichenverbrennung übergingen. Es war nicht, wie man meistens annimmt, ein Bestreben zur Unschädlichmachung und Vernichtung des Toten, was diese umwälzende Bestattungsart herbeigeführt hat, sondern im Gegentheil eine besondere Ehrung, die zunächst nur den Fürsten zukam. Jener Glaube an ein düster-graues allgemeines Schattenreich als den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Toten erfuhr insofern eine Erweiterung, als man auch bei fast allen altindogermanischen Völkern die Vorstellung von einem lichten, glanz erfüllten Totenparadies kennt, in das freilich nur Auserwählte gelangen können, nur besondere Götterliebende.

Wenn nun der Fürst von den Göttern des Lichtes stammt, wenn Leben mit der Feuerwärme im Körper zusammenhängt, wenn man die für das Lichtreich bestimmten Gaben ins Opferfeuer legte, mußte man bald auch zu der Sitte übergehen, besonders vornehme Tote zu verbrennen, um ihnen die Einkehr ins ewige Lichtland zu sichern. Allmählich hat sich diese Sitte dann auch bei weiteren Volksschichten unter indogermanischer Herrschaft verbreitet, um längere Zeit üblich zu werden, bis der Totenglaube der Bauernbevölkerung durchdrang und die Erdbestattung wieder bewirkte. Die Götter dachte sich, wie schon aus dem Angeführten hervorgeht, der Indogermane in menschlicher Gestalt; eine ganz scharfe Grenze zwischen Gott und Mensch gibt es nicht: die Menschen stammen ja in ihrem Adel von den Göttern, und Menschen mit besonderen Verdiensten können wieder ins Götterland eingehen. Mischwesen aus Menschen- und Tierleib haben die Indogermanen nicht gekannt. Die Sonne wird als Scheibenrad eines Wagens gedacht, das Pferde ziehen; man könnte dies als indogermanisches Gegenstück zum neolithischen Kinderwagen der Erdgöttin bezeichnen. Es gab einen reichlichen Sonnen-, Licht- und

Feuerkultus, obwohl die Sonnenwenden selbst geringere Bedeutung hatten.

Aus der langsamen Vermischung dieser beiden, in vielem entgegengesetzten Adelschichten über der dienenden Bevölkerung der einstigen höheren Sammler hat sich das germanische Volk gebildet, in dem sich die Anlagen und Anschauungen des elterlichen Erbes seltsam vermengen. Das Ergebnis ist manches Widerspruchsvolle und Auffällige germanischen Wesens, in dem je länger je mehr die bäuerlichen Elemente sich durchsetzen, ohne je die indogermanische Lebensanschauung völlig zu verdrängen.¹ Natürlich hing das auch mit der Landesnatur zusammen: in fruchtbareren Gegenden, wo der Ackerbau besonders blüht, z. B. in Dänemark und Südschweden, mußte von selbst das bäuerliche, mütterliche Erbe sich leichter durchsetzen als bei Bewohnern von felsigen Gegenden, wie in Norwegen oder unmittelbar an der Küste und in der Seide. So entsteht das seltsame Bild von Bauern, die es doch stets unruhig zu Kriegen und Wanderungen drängt, von Bauern, die im Grund den Beruf verachten, von dem sie leben, von Bauern, die lieber auswandern und sich mit dem Nachbar herumschlagen, als etwa den reichen Urwald roden. Wirklichkeitsinn und Unendlichkeitssehnsucht sind gerade in ihrem Widerspruch das Kennzeichen der germanischen faustischen Seele. Das hat man oft beobachtet, aber noch nie erklärt; wir kennen jetzt den Ursprung dieser germanischen Sinnesart. Geben sich die Germanen mit recht wenig Liebe dem Ackerbau hin, was Cäsar und Tacitus ausdrücklich bezeugen (Caesar, bell. Gallic. VI 22 u. 29), so steht die Viehzucht sehr in Blüte; von Milch und Fleisch lebten die Germanen vorzugsweise (Caesar VI 1). Pferde und Rinder sind Stütze, Hochzeitgeschenke und Wergeldbuße. Das ist indogermanisches Erbe. Noch zu Tacitus' Zeiten leben die freien Germanen von der Arbeit ihrer unfreien Knechte; sehr unbäuerlich liebt man Waffenhandwerk, Raubzüge und, wie schon die Indogermanen, Spiele. Die Jagd wird besonders gern betrieben. Wären die Germanen unvermischte Indogermanen, so bliebe ein Rätsel, daß dieses Volk nicht ebenfalls abgewandert wäre, denn Wanderlust ist eine indogermanische Eigenschaft seit ältester Zeit, die ja auch bei der germanischen Herrschicht dann wieder durchbricht. So aber hemmten die schwerfälligen und bedächtigen Megalithbauern dälischer Rasse den alten unraustigen Wandertrieb ihrer indogermanischen Herrn. Auch alkoholische Getränke haben die Germanen,

¹ Siehe dazu Verf., *Deutscher Geist*, 1932, zweiter Vortrag.

wie schon die Indogermanen, sehr geliebt; man muß freilich wissen, daß der Kauschtrank bei den Indogermanen ein wichtiger Bestandteil des religiösen Kultus gewesen ist: in der Anregung und Beschwingung des Lebensgefühls, die sein Genuß brachte, sah man das Wirken göttlicher Kraft; der Kauschtrank hatte eine Art sakramentale Bedeutung, und es wurden Sagen erzählt von Göttern, die den Wundermet zuerst herstellten.

An der Küste lernte die neue Herrschaft bald die Schifffahrt und Seemannstüchtigkeit dem seitherigen Adel ab, und auf der Wasserfläche ließen sich besonders kühne Raub- und Streifzüge unternehmen. An der Küste, wo die Fesseln der Scholle, die bebaut sein will, weniger spürbar sind, hat sich denn im Wikingergeist länger als im Binnenland der kühne Wagemut und Eroberungsdrang erhalten.

In aller Ruhe und Abgeschlossenheit von anderen Kulturkreisen bildete sich das germanische Volk heraus, durch das deutsche Mittelgebirge südlich begrenzt. Außerlich siegte im großen und ganzen zunächst die Lebensform des Bauernadels, vermehrt durch eine besonders gepflegte Viehzucht. Aber innerlich hatte der müde, erdgebunden und schwerfällig gewordene jungsteinzeitliche Adel durch die Indogermanisierung und langsame Verschmelzung mit den neuen Herren eine wertvolle Blutauffrischung erfahren. Die Gegensätze väterlicher und mütterlicher Erbanlage brachten eine gesteigerte innere Spannung, und die Herrschaft indogermanischer Herkunft war stark genug, sich geistig nicht durch längere Sesshaftigkeit kleinlich und abenteuermüde machen zu lassen; im mütterlichen Erbe aber wirkt bis heute der Typus des starken, oft starren, beharrenden Grundherrn und Gutsbesitzers nach. Eine unerschöpfliche Volkskraft bildete sich neu heraus, um den Germanen, wenn ihre Stunde kam, die Führung der europäischen Geschichte zu sichern, um sie die Erben und Nachfolger anderer Kulturen werden zu lassen, deren Blüte mittlerweile die sprachverwandten Volksstämme derselben indogermanischen Herkunft heraufgeführt hatten. Zur indogermanischen Organisationsgabe und Tatkraft war die bäuerliche Ursprünglichkeit und Erdverbundenheit gekommen, und dieser Bund erzeugte die wichtige Urkraft des Germanentums.

IX. Die indogermanische Völkerwanderung

Um dem Bild von der Entstehung des germanischen Volkes den weiteren Rahmen zu geben, ist es nötig, ganz kurz auch einen Blick auf die Herausbildung der übrigen indogermanischen Völker zu werfen; dies wird zugleich lehren, daß auch diese ähnlich wie die Germanen entstanden sind durch Unterwerfung anderer Völker und Übernahme und Umbildung anderer Kulturen; denn es ist eine grundsätzlich verfehlte Anschauung, zu glauben, die Indogermanen seien gleichsam nur auseinandergefallen und in kulturlose, fast menschenleere Gebiete gekommen, in denen sie erst eine Kultur begründet hätten. Zugleich gilt es die Übergänge aus der vorgeschichtlichen in die frühgeschichtliche Zeit zu finden, um unser Bild von der Ausbreitung der Indogermanen geschichtlich genauer festzulegen.

Südlich des deutschen Mittelgebirges, das noch in nordischen Sagen der Edda als Myrkviðr „Dunkelwald“ erwähnt wird, stießen westliche Indogermanenstämme auf die Bandkeramiker der Donaukultur. Aus der Vermischung mit ihnen gehen die Kelten hervor, die sich in Mitteleuropa stark ausdehnten; durch die burgundische Pforte stießen sie auf Ligurer und dann in das Bereich der westeuropäischen Kultur Frankreichs und haben hier schwere Kämpfe, die ihnen aber den Weg bahnen sowohl zur Besiedlung der britischen Inseln als auch zur Überschreitung der Pyrenäen. Der Name „Keltiberer“ bezeugt noch die Vermischung indogermanischen Adels mit den westeuropäischen, iberischen und aquitanischen Völkern, die weit bis in die historische Zeit Südwestfrankreich innehatten.

Nun spalten sich die keltischen Mundarten heute in zwei große Gruppen, in den irisch-gälischen und den britannischen Zweig:

I. Irisch-gälisch oder Goidelisch zerfällt in

- a) Irisch in Irland.
- b) Schottisch im schottischen Hochland und den westlich ihm vorgelagerten Inseln.
- c) Manx, die Mundart der Insel Man.

II. Britannisch zerfällt in

- a) Cymrisch in Wales.
- b) Kornisch, jetzt ausgestorbene, aber aus dem Mittelalter bezeugte Mundart von Cornwall.

- c) Bretonisch, die keltische Mundart in der Bretagne, die nicht etwa ein Rest des Gallischen in Frankreich darstellt, sondern von England aus seit dem 5. Jahrhundert durch Auswanderer eingeführt ist.

Diese Einteilung gründet sich auf lautliche Eigenarten, namentlich auf die Behandlung der alten qu-Laute, die im Irisch-Gälischen als k, im Britannischen aber als p erscheinen; da nun derselbe Lautgegensatz auch in den italischen Dialekten besteht, nämlich einerseits zwischen Lateinisch-Saliskisch, andererseits Ostkisch-Umbrisch, so hat Walde hier Zusammenhänge angenommen, und gewiß mit Recht. Freilich zwingen diese Tatsachen, gegen die Begriffe „Urkeltisch“, „Uritalisch“ usw. sehr mißtrauisch zu werden. Die Einheit eines Sprachgebiets braucht nicht auf eine gemeinsame Vorstufe zurückzugehen, sondern kann auch aus einer Zusammenzwingung und Ausgleichung ursprünglich verschiedener und mundartlich abgetönter Sprachen entstanden sein. Wir müssen viel mehr mit der Dynamik im Sprachleben rechnen, Völker- und Sprachwellen fluten hin und wider, und meistens ist die Entstehung der indogermanischen Einzelvölker ein viel verwickelterer Vorgang gewesen, als man rein sprachlich infolge übersichtlicher Schematisierung glauben mochte.

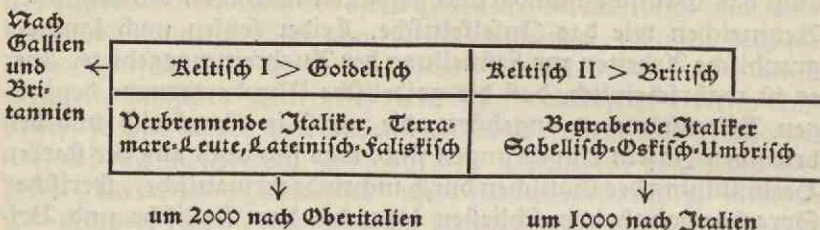
Wenn man in Süd- und Westdeutschland auch zweifellos das keltische Kerngebiet sehen muß, so wissen wir doch bereits, wie vor dem Einbruch indogermanischer Stämme hier Völker sich befiedelten, wie die „Glockenbecherleute“ kurz vor den Indogermanen ostwärts stießen (s. o. S. 67). So mögen auch unter der Indogermanenherrschaft noch viele Völkerverschiebungen im einzelnen vor sich gegangen sein, besonders wichtig ist der illyrische Einfall von Osten her (s. u. S. 138). Sehr im Gegensatz zu der Entstehung des germanischen Kulturkreises war das Keltengebiet weder örtlich so deutlich abgegrenzt und südlichen Kultureinflüssen entrückt, noch konnte so lange Zeit hindurch eine wirklich organische Durchdringung und Verschmelzung der neuen mit den seitherigen Herren eintreten, wie das im Norden mit dem Megalithadel geschah. Die Donau-Bandkeramiker waren von vornherein viel gelockerter, demokratischer, und so war hier anderen Völkern viel eher selbständiges Nebeneinanderwohnen möglich als im Norden.

Nun läßt sich der erwähnte Dialektgegensatz von p- und q-Mundarten des Inselkeltischen auch im Festlandkeltischen beobachten (s. o. S. 40). Für das Britannische ist weiter bezeichnend, daß die alten silbischen m, n zu am, an wurden, und das Gallische geht meistens mit dem Britannischen (z. B. cant „100“ = cymrisch cant,

riisch cét aus *kent—). Aber es heißt gegenüber cymrisch ban „Horn“, das gallisch als *bannon— wegen romanischer Formen anzusehen ist, lacus Benācus „gehörnter See“, oder *Canto-bennon wie irisch benn (s. L. Weisgerber, Die Sprache der Festlandkelten, 20. Ber. d. röm.-german. Kommission, 1931, 185 f.). Also war auch das Gallische mundartlich gespalten nach eben den lautlichen Kennzeichen wie das Inselteltische. Leider fehlen noch lautgeographische Arbeiten zur Feststellung der Ausbreitungsgebiete. Aber es ist wahrscheinlich, daß die goidelische Mundartgruppe denjenigen Keltenstämmen angehörte, die zuerst in Frankreich und den britischen Inseln eingedrungen sind, was sich auch aus der starken Beeinflussung des Gälischen durch nichtindogermanische, „iberische“ Sprachgewohnheiten schließen läßt, die das Gallische und Britische wohl nie in diesem Maße erfahren haben. Außerdem lassen sich auch archäologisch zwei verschiedene Wellen keltischer Einwanderung in die britischen Inseln im Abstand etwa eines Jahrhunderts nachweisen: die erste Flut erfolgte vom Kanal her um 300, ein zweiter Stoß um 200 v. Chr. Nehmen wir dies nun zusammen mit jener Dialektspaltung des Italischen, so kann kaum der Schluß vermieden werden, daß die q-Kelten und q-Italiker einstmals nördlich der Alpen benachbart waren und westlicher als die ebenfalls benachbarten p-Kelten und p-Italiker saßen. Beim Vordringen der Indogermanen in die handkeramische Donaukultur stießen einige Stämme auf die Pfahlbauern der späten Steinzeit und unterwarfen sie; dieses Volk, das nicht genügend Wohnraum nördlich der Alpen hat, zieht über die Alpen und siedelt in den Terramaren Oberitaliens. Daß damit die Römer und Latiner zusammenhängen, läßt sich u. a. aus dem seltsamen, rechteckigen Grundriß folgern, der in den oberitalischen Terramaren und — in der Roma quadrata wiederkehrt (s. E. Täubler, Sitzungsberichte d. Heidelberger Akademie d. Wiss. 1931/32, 2. Abh.). Aber dann kam es viel später zu einem zweiten indogermanischen Einfall in Oberitalien, offenbar über die Ostalpen, der die später sabellischen Stämme brachte. Diese aber hatten sich offenbar von den mehr im östlichen Süddeutschland wandernden p-Kelten abgespalten. Diese Auffassung der Sachlage erfährt dadurch eine Bestätigung, daß sich die zunächst sprachlich getrennten zwei italischen Einwanderergruppen offenbar auch prähistorisch trennen lassen, nämlich als „verbrennende“ und „bestattende“ Italiker. Der Pfahlbauerperiode gehören die verbrennenden Italiker an, die sprachlich Latiner sind und die fruchtbaren westlichen Küstengebiete besetzen. Die bestattenden Umbro-Sabeller kommen erst Jahrhunderte später, halten sich

gar nicht in der Poebene auf und strömen gleich nach Süden; aber es blieben ihnen nur noch die Gebirgsgegenden übrig, da die Küste von dem früher gekommenen Bruderstamm bereits besetzt war; erst in Apulien und in Campanien kamen sie endlich an die See.¹

Schematisch dargestellt:



Um 1000 v. Chr. war so Mittelitalien von Indogermanenstämmen besetzt, als die seefahrenden und seeräubernden Tyrrhener sich in Etrurien festsetzten und hier einen sehr aufblühenden Staat begründeten, der zeitweilig bekanntlich Rom beherrschte. Diese Etrusker wurden aber schließlich von den Römern unterworfen.

Schwierig ist die Geschichte der Illyrier zu überschauen; sie entstanden östlich des Keltengebiets in dem Land zwischen Oder und Böhmerwald und vom Harz her bis zur Wiener Gegend, in einer nordöstlichen Längsrichtung. Es ist vorderhand nicht erklärbar, weshalb hier so schnell über geographisch keineswegs geschlossenes und einheitliches Gebiet und bei einer ganz zusammengewürfelten Bevölkerung von Nordleuten, handkeramischen Donaubauern und noch vielen anderen Volkselementen ein neues Volkstum mit deutlich abgrenzbarer Sprache entstanden ist. Aber dieses allzuschnelle, gewaltsame Zusammenraffen verschiedenster Elemente mag erklären, weshalb sich die Illyrier in Mitteleuropa nicht lange halten konnten und sich vielmehr in Osteuropa, stark durchsetzt mit anderen indogermanischen und nicht-indogermanischen Elementen, festsetzten. Nach einem kühnen Vorstoß illyrischer Stämme ins Keltengebiet Süddeutschlands verschwanden sie aus den Gebieten nördlich der Donau und kamen dann im östlichen Alpengebiet, in

¹ Durch diese geschichtlichen Tatsachen wird auch der Grund für die oben S. 41 angedeutete Tatsache gegeben, weshalb das Germanische gerade mit dem Irisch-Goidelischen — also Keltisch I — besondere Beziehungen hat. Auch die Ansätze zu der Lautverschiebung im Irischen, auf die wir hinweisen, aber wegen der Schwierigkeit und Kompliziertheit der Verhältnisse in unserem Zusammenhang nicht näher eingehen konnten, verstehen sich bei unserem Standpunkt aufs beste. (Vgl. Verf. WuS 10, 6 ff.)

der nordwestlichen Balkanhalbinsel und an der nördlichen und östlichen Adriaküste zur Ruhe und Sesshaftigkeit, wo sie sich in weitere Einzelstämme zersplitterten; in den Albanern leben sie heute noch fort.

In mindestens drei großen Völkerwellen strömten Indogermanen in Griechenland und der griechischen Inselwelt ein: die Vorhut bildeten die Jonier, denen dann als Haupttrupp um 2000 v. Chr. die Achaier nachfolgten; zuletzt und im Frühlicht der Geschichte folgten schließlich die Dorer. Gerade für Griechenland ist die Übernahme und Umbildung einer älteren Kultur, der „ägäischen“, durch Indogermanen, die Unterwerfung der Landesbevölkerung, die Mischung mit ihr, das Fluten und Zurückfluten der einzelnen, miteinander in Kampf geratenden indogermanischen Stämme besonders lehrreich zu verfolgen, so daß uns die Entstehung des Griechentums als grundsätzlich wichtiges Musterbeispiel einer Indogermanisierung erscheinen kann. Sowenig wie Germanen und Römer sind auch die alten Griechen unvermischte, „reine“ Ureinwohner ihres Landes, erst der Zwang der indogermanischen Herrschaft, sich durchzusetzen und von fremder Kultur zu nehmen, was brauchbar ist, und dies Gut artgemäß umzubilden, hat zu der Wunderleistung althellenischer Kultur geführt. Um 2000 wurden auf dem griechischen Festland die seitherigen Dorfsiedlungen niedergebrannt, die einer ägäisch-kleinasiatischen Bevölkerung nach Ausweis der Ortsnamen angehörten. Mit diesem Indogermaneneinfall wird die Keramik anders, statt der ehemaligen Rundbauten herrscht jetzt der viereckige Grundriß. In Steinburgen, wie Mykene, Tiryns, wohnt der zur Herrschaft gekommene neue Adel; kretische Handwerker haben den neuen Herren diese Burgen gebaut, kretischer Einfluß wächst zusehends, jetzt werden auch die Inseln und die Küste Kleinasiens kolonisiert. Die sog. „dorische Wanderung“ ist der dritte Indogermaneneinfall; die Ritterburgen wurden zerstört, auch die kretische Kultur wurde (von 1400 v. Chr. ab) vernichtet.

Besonders wichtig ist für uns die Entstehung der baltischen Völker, weil die baltischen Sprachen, insbesondere das Litauische, ganz auffallend altertümlich bis zum heutigen Tag geblieben ist. Man hat auch aus dieser Tatsache, die erklärt sein will (s. o. S. 39), irriige Schlüsse auf eine Urheimat der Indogermanen in Nord-europa gezogen. Das ist ganz verfehlt; vielmehr erklärt sich die Altertümlichkeit der baltischen Sprache nur kulturhistorisch. Hier hatten sich nämlich die höheren Sammler, wie E. Wahle mit Recht betont, besonders lange gehalten und sich durch abgedrängte Stämme

me aus Deutschland noch verstärkt: weder der nordische Bauernadel noch die Bandkeramiker der Donaukultur waren in dieses Gebiet gekommen! So fanden die indogermanischen Eroberer hier ein Volk vor, das den eigentlichen Ackerbau im Sinne der Pflugkultur noch nicht kannte, und sie mußten erst diese Kulturerrungenschaft neu einführen. Um einen ganzen Kulturabschnitt war also das Baltenland hinter den anderen Gegenden Mitteleuropas zurückgeblieben und vermochte niemals den Vorsprung der anderen Völker einzuholen. Natürlich konnte unter diesen Umständen sich die indogermanische Herrschaft viel reiner und ungemischter erhalten, eine eigenartige, höhere Kultur trat ihnen hier nicht entgegen, und auch Kulturwellen in späterer Zeit aus dem Süden, Südosten und Westen kamen nur spät und schon sehr abgeebbt ins Baltenland. Diese allgemeine Rückständigkeit aber erklärt aufs beste die Altertümlichkeit der litauischen Sprache und wird für denjenigen wertvoll, der möglichst unbeeinflusste, festhaft gewordene, schollengebundene Indogermanen kennen lernen will. Trotz der Nachbarschaft zu dem Germanischen mußten die baltischen Sprachen daher verhältnismäßig konservativ sein; das, was wir für Germanen vom Standpunkt der indogermanischen Ostseehypothese erwarten sollten, zeigt das Baltische und beweist uns damit die Richtigkeit unserer Schlüsse. Nicht weil die Balten der „Urheimat“ am nächsten blieben, sondern weil die indogermanischen Herren eine viel primitivere Urbevölkerung vorfanden, die den Ackerbau nicht kannte, ist das Baltische altertümlich geblieben.

Ähnlich erklärt sich die verhältnismäßige Altertümlichkeit des mit dem Baltischen ja enger verwandten Slawischen. Denn die Slawen siedelten in der Gegend um die heutigen Rokitnosümpfe und des mittleren Dnjeprgebiets, woran im Südosten iranische oder iranisierte Stämme, im Nordosten aber finnisch-ugrische Stämme grenzten. Übrigens scheinen die Slawen besonders lange gebraucht zu haben, um ein einheitliches Volk zu werden; jedenfalls wissen wir nichts über ihre älteste Geschichte.

Wir können hier nicht das Entstehen der anderen indogermanischen Völker im einzelnen schildern; aber man hat unbedingt den Eindruck, daß die Indogermanen sich bereits vor 2000 v. Chr. in der Gegend nördlich des Schwarzen und Kaspischen Meeres stark ballen und teils nach Westen zum Donaugebiet, teils nach Süden in das Gebiet des Kaukasus und Zagros vorstoßen: unmöglich, wenn die „Streitartleute“, d. h. die vorgeschichtlichen Indogermanen von der Ostsee gekommen wären! Vielmehr ist um und vor 2000 v. Chr. die Gegend nördlich der genannten Seen der Aus-

gangspunkt von Völkerbewegungen, die die Verhältnisse in Vorderasien bis nach Indien von Grund auf umgestalten. Wir stellen kurz folgendes zusammen:

1. Etwa gleichzeitig mit der „achäischen“ Einwanderung um 2000 v. Chr. in Griechenland dringt ein indogermanischer Stamm über den Bosphoros nach Kleinasien und zerstört die Burg von Troia II; er unterwirft sich die kleinasiatische Landesbevölkerung der Chatti und verschmilzt dann stark mit ihr; so entstehen die Pseudo-Sethiter, so ihre indogermanisch-kleinasiatische Mischsprache mit dem Mittelpunkt von Boghazköi.

2. Indogermanenstämme zwischen Kaspiischem und Schwarzem Meer schieben Kaukasische Völker und drängen sie vor sich her. Das assyrische Großreich wird zerstört und Nordsyrien bedroht, ein Reich der Churri-Mitanni entsteht, wo arische Stämme die Führung haben. Denn es werden die arischen Götter Mitra, Varuna, Indra und die Näsatyā als Schwurzeugen in einem Vertrag genannt zwischen dem Sethiterkönig Suppiluliuma und dem Mitannikönig Mattinaza. Ferner haben wir Zeugnisse über den Pferdesport in einem von Kikkuli aus Mitanni abgefaßten Text. Als marijannu ist mit arischem Namen eine Kriegerkaste im Land der Churri, in Syrien und Kleinasien bezeugt, die allerlei gesetzliche Vorrechte hatte.

3. Im 18. Jahrhundert (1764) fallen die arischen Manda, die späteren Meder, von Osten ins Zagrosgebiet ein; ein kaukasisches Einzelvolk, die Kassiten, mit Indogermanen vermischt, gewinnt das babylonische Tiefland und herrscht hier bis ins 12. vorchristliche Jahrhundert.

4. Ausgang des 13. Jahrhunderts — mit der dorischen Wanderung in Griechenland einigermaßen parallel — erfolgt der Einfall phrygisch-thrakischer Indogermanenstämme von Nordwesten her in Kleinasien; im 7. Jahrhundert wandern die Vorfahren der Armenier ein, und um dieselbe Zeit dringen iranische Skythen vom Ostufer des Schwarzen Meeres, Meder und dann Perser, vom Kaukasus vor: seit dem Auftauchen der Indogermanen bleibt der Orient nicht mehr in Ruhe.

5. Indisch-arische Stämme dringen in das Indusgebiet und zerstören eine hier blühende hohe Kultur, deren Herkunft noch unklar ist, wie neuere Ausgrabungen im Indusgebiet bei Mohenjodaro und Harappa gezeigt haben. (s. W. Wüst, *ZMG* N. S. 6, 1927, 259 ff.).

Überall Mischungen von gelockerten Indogermanenstämmen mit anderen Völkern, überall die Notwendigkeit, sich mit hohen,

andersartigen Kulturen auseinanderzusetzen, überall Umbildung übernommener, andersvölkischer Kulturwerte, überall die ausgesprochene Führerstellung der Sieger!

Der Art verhältnismäßig ursprünglicher Indogermanen kommen meiner Ansicht nach die Skythen am nächsten, deren Freude am Pferd und Kriegslust bekannt sind, obwohl sich auch schon bei ihnen die südlichen Einflüsse und ein Gegensatz von Adel und Untertanen nachweisen lassen. Schon Herodot unterscheidet ackerbau-treibende und viehzüchtende Stämme. Auch Skythen drängen immer weiter westwärts, um etwa 500 v. Chr. sowohl an der Oder wie an den Ostalpen aufzutauchen (skythisches Häuptlingsgrab von Vetersfelde).

Fassen wir zusammen, so kann nach unseren Darlegungen die Indogermanisierung Europas nur von Osten ausgegangen sein; der weite Gesichtskreis, die Kampfeslust, die Organisationskraft, die Beweglichkeit, die innere Unruhe — es sind Gaben, welche sich bei dem Urvolk in den endlosen Steppen des Ostens entwickelt haben. Hier ist das Pferd zu Hause, hier ist der geeignete Raum zum Halten großer Herden, zu deren Fütterung langsame Wanderungen, stetige Veränderung der Weideplätze notwendig waren. Die Gegenden nördlich des Kaspischen Meeres und Aralsees, die Kirgisensteppe, das Gebiet westlich zur Wolga hin, östlich bis zum Nordrand des Tianschan-Gebirges dürften als älteste Ausbreitungszone der indogermanischen Kriegerhirten in Betracht kommen. Von hier drängte der größere Haufen westwärts; einige Völker überschritten den Kaukasus, andere drängten breit in Südrussland sich ein. In Südeuropa, etwa in der ungarischen Tiefebene, Böhmen und Mähren, ballten sich die Stämme, hier war ein Zentrum der Westindogermanen, welche die Herrenschichten der Germanen, Kelten, Italiker und Illyriker abgeben sollten. Nördlich und nordöstlich der Karpathen streiften Stämme, die später zu Balten und Slawen wurden, am Nordrand des Balkans waren Stämme vereint, aus denen Illyrier, Griechen und Thrako-Phryger hervorgingen. Aber auch ostwärts sind einzelne Stämme gedrungen, sie kamen nach Turkestan und schließlich eine abebbende Welle bis nach Korea.

Im Wolgagebiet berührten sich die Indogermanen, später die Arier mit den Feno-Ugriern, östlich mit Mongolen, südöstlich mit Türkstämmen, südlich und südwestlich mit Kaukasiern und Semiten.

Auch die archäologischen Befunde von Südrussland lassen sich mit dieser Ansicht sehr wohl verbinden. Denn die sog. „Tripolse-

kultur“ in Südrussland, die durch eine bemalte Keramik bezeichnet ist und der Steinzeit angehört, bricht plötzlich in ihrem Höhepunkt ab, während in der damit zusammenhängenden „ägäischen“ Kultur erst Anfänge einer ähnlichen Keramik auftreten. Die Bronzezeit, die hier etwas vor 2000 v. Chr. einsetzt, ist das Ende der „Tripolskultur“, deren Träger sesshaft waren und Ackerbau trieben, und ein Kenner wie Ebert (Südrussland im Altertum, 1921, 27) hat dargelegt, daß sie von einer aus Osten kommenden nomadischen Bevölkerung, den sog. Ockergräberleuten, überrannt worden ist (s. auch Tallgreen bei Ebert, Realex. d. Vorgesch. 13, 1929, 49 f.). Hier können diese Fragen nicht weiter behandelt werden; nur mußte gezeigt werden, daß selbst in Südrussland gegen Ausgang der Steinzeit ein Einschnitt in den Funden nachweisbar ist, daß sich hier Steppenkultur der Ockergräberleute und Ackerbau der Tripolskultur berühren, und daß ein von Osten kommendes Nomadenvolk schon etwa um die Mitte des dritten Jahrtausends auftritt, in dem wir Indogermanenstämme sehen. Das ist mit der Annahme einer indogermanischen Urheimat an der Ostsee unvereinbar, weil die „Streitaptleute“ erst später im Norden auftreten. Es mag ferner erwähnt sein, daß die südrussischen Streitappte der in Rede stehenden Zeit abhängig sind in ihrer Form von Kupferäpften in Mesopotamien; so scheint der Ursprung der indogermanischen Streitappte deutlicher zu werden: hier in Südrussland bildete man in Stein Formen von mesopotamischen Metalläpften nach; damit würde sich auch das Verhältnis von griechisch pélekys „Axt“, altindisch parasu— das. zu akkadisch pilakku— „Beil, Axt“ (s. o. S. 56) geschichtlich näher bestimmen lassen. Die Tätowierung und der Gebrauch von Röteln und Ocker war den Indogermanen wohl vertraut (s. Schrader-Nehring, Realex. II, 510 ff.); Ockergräber gibt es auch in Südschweden, sie hängen mit Streitapfstämmen zusammen. Auch beachte man, daß hier in Vorderasien schon früh Einzelstämme der Indogermanen im Licht der Geschichte auftreten, und daß namentlich die Arier an ihrer Spracheigentümlichkeit zu erkennen sind; folglich muß die Auflösung und Lockerung des „Urvolks“ weit in das dritte vorchristliche Jahrtausend gesetzt werden, was sich mit der zeitlichen Aufeinanderfolge der Megalith- und Streitapptkultur in Norddeutschland und dem Ostseegebiet nicht vereinigen läßt.

Das ist in allergrößten Umrissen das Bild, das wir uns von der Ausdehnung der Indogermanen machen. Mit ihrer weiten Ausbreitung mußten sie bald zerfallen, und infolge der Durchsetzung mit anderen Völkern und Kulturen wurden sich die einmal ge-

lockerten Stämme sehr schnell fremd und traten sich selbst feindlich entgegen. Überall organisieren sie, gründen Reiche, überfluten und durchbluten absterbende Völker und werden so zur gestaltenden Kraft der europäischen Geschichte. Keine Kultur kann sich in Europa ihrer erwehren, keine sich ihnen gegenüber selbständig behaupten. Die Indogermanenbewegung ist der gewaltige Einschnitt in der vorderasiatischen Geschichte; sie schafft die Grundlagen der europäischen Volkheiten. Ihr Verständnis liefert den Schlüssel der abendländischen Geschichte überhaupt.

Europa und vollends Nordeuropa ist geographisch gesehen ein Winkel des mächtigen eurasischen Festlandes; aus dessen Mittelpunkt stammen die Indogermanen. Schon für die höheren Sammelvölker Nordeuropas steht fest, daß sie z. T. aus Asien gekommen sind; von Osten kam auch die Pflugkultur schließlich nach dem Norden, und von Osten sind auch die Indogermanen gekommen. Auch später im vollen Licht der Geschichte blieb Europa nicht vor Völkerstürmen aus dem Osten bewahrt; ich erinnere an die Hunnen, an die Türken und die Mongolen, und auch das Wandervolk der Zigeuner ist von seiner Heimat am westlichen Hindukusch diesen Westzug gewandert. Die umgekehrte Wanderrichtung stände ohne Gegenstück da; wie sollte auch der russisch-sibirische Steppengürtel den locken, der bereits in Europa war?

Die langgezogene Querlage der Indogermanenausdehnung erklärt sich geographisch aus dem „eurasischen Gleise“, wie man die mächtigen, gelegentlich doppelsträngigen Saltengebirge genannt hat, die gleich einem Rückgrat das eurasische Festland durchziehen. Am westlichen Mittelmeer beginnt es, Alpen, Karpathen, Balkan, Kaukasus sind wichtigste Kettenglieder, dann zerfällt es in zwei Stränge: südostwärts die iranischen Randberge und das Solimanengebirge, andrerseits die Kette über den Alburs zum Zentralknoten des Pamir. Von hier biegen Himalaya, Tianschan und Kuenlün ab. Diese mächtigen Gebirgsketten zwingen die Völkerbewegungen in ihre Richtung und erklären daher die gürtelartige Ausbreitung der Indogermanen quer durch Eurasten.

Eine wichtige Quelle für geschichtliche Tatsachen können geographische Namen bieten. Da ist für uns zu sagen, daß uralte, also „indogermanische“ Namen in der Germanenheimat am Ostseegebiet sich nicht nachweisen lassen. Das Wort für „Rhein“, althochdeutsch Rin ist keltisch (Rhēnos, vgl. das oberitalienische Flüsschen Reno in der Emilia, altirisch rian „Meer“, in Glossen auch der „Rhein“) und bedeutet „Gewässer“. Dies als einen bereits indogermanischen Eigennamen anzusehen, ist sprachgeschichtlich un-

haltbar (s. Thurneysen, *BZ* 59, 15). Auch prähistorisch läßt sich zeigen, daß die Germanen den Rhein erst später erreicht haben (s. o. S. 137.) Ebensovienig kann man aus gallisch *Hercynia silva* und mittelhochdeutsch *Virgund*, mittellateinisch *Virgundia waldus*, auf einen schon indogermanischen Ortsnamen schließen, sondern hier herrscht nur Wortverwandtschaft, vgl. gotisch *fairguni* „Berg“, angelsächsisch *fyrzen* „Bergwald“.

Muß man für die Frage nach den indogermanischen Ursitzen auch mit der Verwendung von geographischen Namen sehr vorsichtig sein, so mögen doch immerhin zwei Fälle kurz behandelt sein, die wohl Beachtung verdienen. Der größte Fluß Osteuropas, die Wolga, heißt bei Ptolemaios *Rhā*, ein Name, der in einer fennougrischen Sprache, nämlich in mordwinisch *Rawa*, vorkommt. Nun kann dieses Wort nicht getrennt werden von einer arischen Strombezeichnung, von vedisch *Rasā*, awestisch *Ranhā*. In der arischen Überlieferung ist dies ein fast sagenhafter Strom am Ende der Welt. Aus dem iranischen *Rahā* ist mordwinisch *Rawā* umgebildet, da diese Sprache kein *h* kennt. Arisch *rasā* aber, ein mit lateinisch *rōs* „Tau“ urverwandtes Wort, bedeutet „Gewässer, Strom“. Zweitens fällt das Wortelement *dānu*, *dana*— auf, das in *Danapris* „*Dnjepr*“, *Danastrus* „*Dnjester*“, thrakisch *San-danus*, in *Donau* (*Danuvius*), wohl auch in dem sagenhaften *Eri-danós* vorliegt; awestisch *dānu*— aber bedeutet „Fluß“, ossetisch *don* „Wasser“. Auch der thrakische *Strymon*, wozu im *Dnjepr*-gebiet mehrere Flüßchen mit dem Namen *Strumenj* gehören, heißt „Strom“ und ist von einem bekannten indogermanischen Stamm mit der Bedeutung „fließen“ abgeleitet. In Südosteuropa und am Wolgagebiet haften also recht altertümliche, indogermanische Flußnamen. Aber Genaueres wird man aus diesen und ähnlichen Namen nicht schließen können. Denn wohin die einzelnen indogermanischen Stämme auch kamen, so konnten sie doch stets mit eigenen Sprachmitteln Flüsse, Berge und Örtlichkeiten benennen. Auch die an sich bemerkenswerte Tatsache, daß die alten germanischen Flußnamen weiblich sind — im Gegensatz zu den männlichen der Kelten —, ist für unsere Zwecke kaum zu verwerten.

Nur angedeutet sei, daß die Abwanderung der Indogermanenstämme nach Westen vielleicht zum Teil durch Veränderungen der Bodengestalt nördlich des Schwarzen Meeres im letzten Grund mitveranlaßt sein könnte. Denn die starken Völkerbewegungen in Westasien, die Wanderungen kaukasischer, fennougrischer und indogermanischer Völker können ihrerseits schon lange durch solche Naturereignisse vorbereitet worden sein.

Anthropogeographisch scheint es höchst unglaublich, sich in Norddeutschland oder dem urwälderreichen Mitteldeutschland den Ausgangspunkt einer so volkreichen Völkerbewegung zu denken, wie es die Indogermanenwanderung war, während Asien einen unerschöpflichen Menschenvorrat seit jeher besaß. Auch wäre bei Annahme nordischer Urheimat der Indogermanen ganz unverständlich, weshalb zwar Stämme bis nach Mittel- und Südasien kamen, aber das naheliegende Frankreich bis in historische Zeit so viel nichtindogermanische Völker (Aquitainer und Iberer) aufweist. Es ist also begreiflich, daß Geographen und Anthropographen sich gegen die norddeutsche Indogermanenheimat aussprachen.¹

Sehr beweisend dafür, daß nicht die Ostsee der Ursitz der Germanen sein kann, sind schließlich Erwägungen rein geschichtlicher Art. Schon ganz allgemein betrachtet wird diese Theorie dem Historiker wenig glaubhaft sein, und zwar gleich aus zwei Gründen: einmal kennen wir viele Züge von asiatischen Völkern nach Westen im hellen Licht der Geschichte. Die Hunnen, die Mongolen, die Türken und unter den indogermanischen Stämmen Skythen und in jüngerer Zeit noch die Zigeuner, sie sind alle von Osten nach Westen und nicht umgekehrt vorgedrungen. Wer einmal den Westen, also Europa, kennen gelernt hat, wird nicht gern wieder freiwillig nach Asien abwandern. Man halte nicht entgegen, daß die Arier von Nordwesten nach Südosten gewandert seien; denn hier handelt es sich um Südbewegungen und Abdrängungen. Bei der ungeheuren Völkerstauung am Schwarzen Meer mußten sich Stämme südwärts wenden, die dann auf altem Kulturland sich weiter ausbreiteten. Außerdem muß man stets mit kleineren Rückflutungen rechnen.

Nehmen wir einmal an, die Indogermanen seien nicht aus Asiens Völkerkammer, sondern von der Ostsee gekommen oder aus Mitteldeutschland, so wird man zunächst bezweifeln, daß hier ein solcher Volksüberfluß überhaupt Raum hatte, wie er als Ausgangspunkt und Voraussetzung für all diese Abwanderungen angenommen werden mußte. Vor allem aber bliebe es ein Rätsel, warum man Westeuropa — also Frankreich und Spanien — so viel später besiedelt hätte als Vorderasien und Osteuropa! Was sollte das zusammengeballte „Urvolk“ so einseitig und ausschließlich nach Südosten und den russisch-sibirischen Steppen Asiens

¹ J. B. Fretter, *Der Gang der Kultur über die Erde oder Peake und Fleure, the steppe and the sown*, 1928, 36 ff.

locken, wo ganz andere und gewiß ungünstigere Lebensbedingungen herrschten? Von den Kaufleuten hatte man doch gehört, wie reich der Westen und Süden sei, Frankreich, Spanien hätte man da gewiß nicht so lange gemieden! Schon aus solchen allgemeinen Gründen wird ein vorurteilsfreies geschichtliches Denken die Hypothese von Ostsee oder Mitteldeutschland als dem ältesten Ursprungsherd der Indogermanen ablehnen; und so haben denn in der That hervorragende Historiker, wie z. B. Eduard Meyer, niemals an die nördliche Herkunft der Indogermanen geglaubt, um so weniger, als Sprache, Kultur, Religion und Geistesart der Germanen sich, wie wir sahen, deutlich von der indogermanischen Grundform unterscheiden.

Aber es lassen sich auch mehrerer Beweise im einzelnen bringen, daß die Indogermanen von Osteuropa erst nach dem Norden und Westen kamen:

I. In altchinesischen literarischen Quellen sind indogermanische Einzelstämme bezeugt: Sak-ke und Si-ki werden im Tüfung, dem sechsten Buch des Su-king, erwähnt, und das sind sehr wahrscheinlich die späteren Saken und Skythen. Damit sind indogermanische Einzelstämme bereits für die Zeit um 2200 v. Chr. weit im Osten Asiens nachgewiesen. Bei den oben S. 58 behandelten, sehr alten Beziehungen zwischen gemeinindogermanischen Formen und dem Koreanischen ist dies verständlich; bei der Hypothese von der indogermanischen Ostseeheimat ist das unmöglich, weil um 2200 v. Chr. im Norden an der Ostsee vorgeschichtlich noch keine „Streitaptleute“ vorhanden waren. Zudem sehen wir die Skythen, in denen wir ein Kernvolk der Indogermanen vermuten, noch in historischer Zeit immer weiter westwärts drängen und die Illyrier an ihrer Ostseite in breiter Front bedrohen.

II. Das gezähmte Pferd ist das für die Indogermanen bezeichnende Haustier, wie wir oben S. 49 zeigten. Nun taucht es aber in Vorderasien bereits um 2300 vor Christus auf; um diese Zeit treten also schon Indogermanen hier auf — eine Unmöglichkeit, wenn sie von Nordosten aus Deutschland kämen; hier gibt es damals noch keine „Streitaptleute“.

III. Um 2000 v. Chr. macht sich auf einem breiten Gebiet von Nordgriechenland bis weit zum vorderen Orient hin eine Völkerbewegung geltend, die eine Änderung der seitherigen Verhältnisse mit sich brachte: es sind die Indogermanen, die in breiter Front vom mittleren und unteren Donaugebiet über das Schwarze Meer bis zum Kaspischen Meer nach Süden dringen. Hier ist nun besonders der Ansturm auf die kaukasischen Volksstämme im Kau-

Kasus und nördlichen Zagros wichtig; denn kurz vor 2000 v. Chr. drängen diese, von den Indogermanen vor sich hergeschoben, durch das östliche Kleinasien, stoßen auf das altassyrische Reich am Euphrat und zerstören es vollständig. Dann kommen diese „Churri“ auch nach Nordsyrien und Palästina, wobei sie sich mit arischen Volksteilen vermengen, wie Personennamen beweisen. Ja, „Churri“-stämme sind wohl auch die „Syksos“, die 1788 in Ägypten einfallen und das Mittlere Reich zerstören helfen. Alle diese und noch weitere Völkerverschiebungen im damaligen vorderen Orient sind unmittelbare oder mittelbare Folgen der indogermanischen Völkerwanderung.¹ Wenn aber um 2000 v. Chr. schon aufgelöste Einzelstämme in Nordgriechenland, Vorderasien und um das Kaspische Meer herum geschichtlich nachweisbar sind, so kann die indogermanische Heimat nicht an der Ostsee gesucht werden, weil die „Streitartleute“ da erst auftreten! Schon gegen das Ende des dritten Jahrtausends haben wir im Raum Schwarzes-Kaspisches Meer unterschiedliche und gelockerte indogermanische Einzelstämme, aber als „Streitartleute“ tauchen sie erst um 2000 v. Chr. im Norden auf. Daraus kann nur gefolgert werden, daß sie früher und länger am Kaspischen Meer als in Mitteleuropa waren, d. h. eben, daß sie aus Westasiens Steppen gekommen sind. Sind doch die „Ockergräberleute“ Südrußlands, in denen wir Indogermanen sehen müssen, schon um die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrhunderts anzusetzen (s. o. S. 117.).

IV. Endlich mag noch an die sumerischen und akkadischen Lehnwörter im Gesamtindogermanischen (sumer. *gu(d)* „Kind“) und die Beeinflussung des gemein-indogermanischen Zehnersystems durch das babylonische Duzendsystem hingewiesen werden (Schmidt, *Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlssystem*, 1890). Eine so tiefgehende Beeinflussung der noch ungetrennten Grundsprache in der Zahlwortbildung und solch alte Lehnwörter sind mindestens sehr unwahrscheinlich, wenn das Urvolk an der Ostsee gewohnt hätte.

So führen auch rein historische Überlegungen immer wieder zu demselben Ergebnis; sie zeigen zugleich, daß die Indogermanenbewegung die gewaltigste und folgenreichste Völkerwanderung war, die aus der Geschichte bekannt ist; sie bewirkte den gewaltigen Einschnitt, der vorderasiatisch-ägäisch-orientalische Kultur von

¹ Vgl. dazu f. Bilabel, *Neue Heidelberger Jahrbücher* 1932, 1 ff.; Christian im *Reallex. d. Assyriologie* I, 1932, 76 ff.; S. Peake und S. J. Fleure, *Merchant Venturers in Bronze*, 1931, 96 ff.

der abendländisch-europäischen scheidet; die indogermanischen Völker übernehmen nun eines nach dem anderen die Führung der europäischen Geschichte, die südlichen Völker, Babylonier, Assyrer, Ägypter sinken zur Bedeutungslosigkeit herab.

Ferner sei noch auf eine weitere Tatsache hingewiesen. Wilhelm von Sevesy hat kürzlich in seinem Buch „Sinnisch-ugrisches aus Indien“ (Wien 1932) den, wie mir scheint, durchschlagenden Beweis erbracht, daß die sog. „Munda-Sprachen“, die von etwa 3 Millionen in den Zentralprovinzen Vorderindiens um Nagpur bis nach der Gegend von Madras hin gesprochen werden, aber auch in südlichen Himalayadialekten nahe Verwandte haben, mit den finnisch-ugrischen Sprachen eine recht enge Beziehung besitzen, woher sich auch die von Schrader aufgezeigten Zusammenhänge zwischen Dravida-sprachen und der finnisch-ugrischen Sprachgruppe sich gut erklären. Auch vorgeschichtlich scheint sich das hohe Alter der Mundas feststellen zu lassen (Menghin, Weltgeschichte d. Steinzeit 563). Diese wichtigen neuen Forschungsergebnisse dürften sich historisch mit der Indogermanenwanderung zusammenbringen lassen; denn offenbar wurde durch sie die finnisch-ugrische Völkergruppe auseinandergesprengt, und die Vorfahren der Munda-völker, von dem Hauptstamm losgerissen, wanderten in Vorderindien ein, fanden hier sumerische Kultur vor und bildeten sie um, bis dann Arier denselben Weg fanden und sie zurückschoben: die Loslösung dieser fenno-ugrischen Stämme in Indien von der Hauptmasse der finnisch-ugrisch-samojedischen Völker des Nordens scheint mir auf einer Durchstoßung ihrer Einheit durch die Indogermanen zu beruhen.

Da wir bereits indogermanische Lehnsbeziehungen mit dem gesamtfinnisch-ugrischen Sprachgebiet nicht leugnen können (s. o. S. 56), ist nur die Ost-West-Richtung des Indogermanenstoßes möglich. Zugleich versteht man die indogermanischen Einflüsse im Ungarischen.

Nur andeuten kann ich hier, daß auch die vergleichende Musikwissenschaft noch sehr wichtige Beiträge zu dem Indogermanenproblem nach meiner Überzeugung wird liefern können; leider stehen diese Forschungen zur Zeit noch ganz im Anfang. Aber es stellt sich schon heraus, daß es ein ganz eigenes rhythmisches Gefühl bei den Indogermanen gab nach Ausweis der vergleichenden Metrik. Die Germanen hatten ein ganz eigenes rhythmisches Gefühl, das zu dem ruhigen Auf- und Abwogen welscher Metrik den schärfsten Gegensatz bildete, und die Geschichte der deutschen Verskunst zeigt, wie sich das germanische, dynamische Versempfinden

stets gegen die Gefahr der Verwelschung behauptet hat. Dasselbe Bild dauernder Abwehr gegen südländisches Tonempfinden bietet die Geschichte der germanischen Musik. Schon der ausgehenden Bronzezeit gehören die „Luren“ an, Naturhörner, die in norddeutschen und skandinavischen Mooren gefunden sind, und auf den schwedischen Felsenzeichnungen aus der Bronzezeit sind Lurenbläser dargestellt. Da diese Instrumente, die beim religiösen Kultus verwendet wurden, stets paarweise gefunden wurden und die Lurenbläser stets zu zweien oder vierein dargestellt sind, hat man zu schließen, daß sie zweistimmig geblasen wurden. Nun sind die Luren Naturhörner, und daraus ergibt sich als Hauptakkord Grundton und Quinte. Dieser Übergang und diese Bindung Grundton—Quinte ist bis heute für uns der typische Signalruf; auch die heutige isländische Volksmusik bewegt sich ebenfalls gern in einem Zwiegesang mit anschwellender Quinte, worauf Jón Leif, Volk und Rasse 7, 1932, 163 f. aufmerksam macht. Das Lurensignal mag also folgendermaßen gelautet haben:



Schon so früh haben wir also die Harmonik, und es läßt sich nachweisen, daß bei der nordischen Melodik die harmonische Denkweise sich mit der rhythmischen verbindet, d. h. die Tonreihe einer Melodie, auch wo sie nicht mehrstimmig ist, untersteht harmonischen Gesetzen, sie wird vom Standpunkt eines zugrundeliegenden Dreiklangs aufgenommen, also in einem straff gefügten Rahmen. Das bedeutet, daß die Melodie feste innere Logik hat. Man halte dagegen (ganz abgesehen von dem anderen rhythmischen Gefühl) das Fließende, Unabgeschlossene, Ungestrafft-Formlose südlicher, z. B. altgriechischer Musik und endlich das sog. Herumschleifen um einen Ton im engsten Kreis, wie es für viele Naturvölker bezeichnend ist. Man versteht da plötzlich, welch ein primitiver, deutschfeindlicher Geist dem modernsten Bestreben harmonisch beziehungsloser „Atonalität“ zugrunde liegt: statt volksgemäßer Ordnung und Bindung der rhythmisch gefesteten Melodie ein urbrei-gärendes, womöglich durch Dritteltöne noch völlig aufgelöstes Zurücksinken in das primitive Herumschleifen um einen Ton (s. dazu K. Eichenauer, Volk u. Rasse 5, 1930, 30 ff., Moser, Geschichte d. deutschen Musik I Einl.); damit soll das völkische, musi-

kalische Gefühl zersezt und zerstört werden. Mit Entrüstung sollte man die Verfechter solcher zersezender, volksfeindlicher Musik zu den Negern und anderen Primitiven weisen, wo sie gewiß völliges Verständnis für ihren Molluskenbrei finden werden!

Endlich mag noch auf die ethnologische Seite der Indogermanenfrage kurz eingegangen werden. Die Ethnologie ist heute zur Aufstellung geschichtlich zusammenhängender, prähistorischer Kulturkreise gelangt, deren Ansetzung nach dem Kennzeichen von Form und Quantität vorgenommen wurde. Man sieht immer deutlicher, daß das Schicksal der Völker aus ihren ehemaligen Wanderungen verstanden werden kann und muß, aus Kulturbewegungen und Kulturmischungen. Prüfen wir vom Standpunkt dieser völkerkundlichen Kulturkreislehre mit ihrer sog. „chorologischen Methode“, wie sie von Gräbner, Ankermann, Koppers, Wilhelm Schmidt, Foy u. a. ausgebildet ist und auch von Menghin in seiner „Weltgeschichte der Steinzeit“ angenommen wird, das Indogermanenproblem, so spricht auch hier alles zugunsten der asiatischen Heimat der Indogermanen trotz Menghins andersartigem, aber höchst ansechtbarem Ergebnis. Die Völkerkunde kommt, abgesehen von der primitiven Pygmäenkultur, zur Annahme von hauptsächlich drei Lebens- und Kulturkreisen, von Totemismus, Sirktenkultur und Pflanzertum, die auf eine tasmanoide, australoide und eskimoide Form jeweils zurückgehen sollen. Um 3500 v. Chr. sei in Westturkestan von Sumerern eine höhere Pflug- und Bauernkultur begründet und dann im Zweistromland eingeführt worden.

Wir enthalten uns einer Kritik dieser Aufstellungen, die m. A. n. wohl allzu schematisch sind, und betonen nur nachdrücklichst, daß die ältesten Indogermanen kulturgeschichtlich zu den asiatischen Sirktenkriegerstämmen gehörten, ehe sie beim Vordringen nach Westen in bäuerliche Kulturkreise eindrangen. Zwei bezeichnende Einzelheiten haben Indogermanen mit altaischen Kulturen Asiens gemein, wie Koppers überzeugend nachgewiesen hat (Anthropos 24, 1929, 1093 ff.): den Glauben an einen Himmelsgott und das Pferdeopfer. Wir kennen bereits diese Dinge und ihren Wert für die indogermanische Kultur und wissen, daß gerade im nordisch-megalithischen Kreis ganz andere Vorstellungen, nämlich die Vegetationsreligion und der Kultus der Erdmutter, im Mittelpunkt des Denkens standen, und daß das Rind das bezeichnende Haustier war. Der Glaube an den Himmelsgott aber läßt sich in Inner- und Nordasien bei den verschiedensten Stämmen ebenso nachweisen wie die Sitte des Kossopfers, das bei Mongolen und Türkvölkern

ganz überraschende Einzelheiten und ältere Formen zeigt. Mit Pferden bespannte Wagen finden wir auch bei Mongolen (vgl. die Fig. 4 eines solchen bedeckten Wagens aus einem Wei-Grab bei Peake und Fleure, *the steppe and the sown*, Orford 1928, S. 17).

Erwägenswert bleibt, ob nicht auch die Hosentracht, die für die indogermanischen Nordvölker so bezeichnend ist, von den Reitervölkern Asiens stammt; bei Medern, Persern, Kelten, Germanen, Slawen, Skythen und Dakern ist die Hose als Kleidungsstück der Männer bezeugt, und obwohl kein indogermanisches Wort dafür aus Wortgleichungen vorliegt, so glaube ich doch, daß schon die Indogermanen Hosen trugen, weil die genannten Völker den Kern der Indogermanen ausmachen. Griechen und Römer haben die Tracht der ägäischen Völker übernommen, was ja bei dem Klima leicht verständlich ist. Ein Rest dieser Tracht ist heute noch das Röckchen, die Fustanella, der Griechen und der Kock der Schotten. Wenn in den Moorfunden der Bronzezeit keine Hosen bis jetzt gefunden sind, so braucht das nicht gegen die Annahme einer indogermanischen Hosentracht zu sprechen, weil die Megalithbauern diese Tracht wohl nicht gekannt haben. Die Reitervölker Asiens aber kennen die Hose, die sich wohl aus einem Lendenschurz besonders für die Zwecke des Reitens herausgebildet hat.

Auch zu den durchaus vaterrechtlichen Zuständen patriarchalischer Art und dem Sippenstaat, wie er für die Indogermanen so sehr bezeichnend ist, finden wir bei mongolischen Reiterstämmen Asiens die beste Übereinstimmung, während für verschiedene alt-europäische Völker Mutterrecht oder mutterrechtliche Einflüsse nachgewiesen sind. Auch auf dem Gebiet der Religion und des Kultus gibt es zwischen Indogermanen und asiatischen Völkern mancherlei Übereinstimmungen. 3. B. ist die Sitte, bemalte Eier sich im Frühling zu schenken, wie das bei Germanen und Slawen üblich ist, auch in China recht alt (vgl. G. Schlegel, *Chinesische Bräuche und Spiele in Europa*, Jena 1869, 5 ff.).

Aber derartige Gebräuche, Vorstellungen und Sitten können natürlich auch weit wandern, und so verzichte ich hier darauf, sie näher zu behandeln und wenn nicht als Beweisstück, so doch als beachtenswerte Stützen zu verwenden. Alles in allem kann man behaupten, daß von allen Völkern der Erde den alten Indogermanen — nicht Germanen! — die Reitervölker Mittel- und Ostasiens in Sprache, Sitte, Religion und Kultur am nächsten stehen.

Diese Beziehungen zwingen, West- und Innerasien als die Heimat der Indogermanen anzusetzen, wohin auch die sprachlichen Beziehungen weisen. Zu geradezu unannehmbaren Folgerungen

würde vom Standpunkt der ethnologischen Kulturkreislehre die Hypothese nordischer Urheimat des Indogermanentums führen. Dann müßte das bäuerliche Indogermanentum das älteste sein, obwohl uns die Abneigung der Germanen gegen den Ackerbau bekannt ist und das Pferd bezeichnendes indogermanisches Haustier ist, dessen Zähmung gewiß nicht an der Ostsee vor sich ging, sondern in der Nähe der mittelasiatischen Viehzüchterkultur! Aber weiter: dann müßten vom Norden kommende Bauernvölker auf südliche Halbnomaden und Hirtenkrieger gestoßen sein, d. h. sie wären kulturell und wirtschaftlich herabgesunken und damit natürlich auch geistig degeneriert. Statt fruchtbares europäisches Ackerland in der Heimat und im nahen Westeuropa hätten sie die Steppen Mittelasiens vorgezogen, wo ja nun einmal Indogermanen bis weit in historische Zeit hinein streifen. Daß die gemeinsamen Züge zwischen indogermanischer und mittelasiatischer Kultur, also namentlich Pferdezucht und Pferdeopfer, erst aus späteren Berührungen, wie Menghin will, sich erklären sollen, ist schon wegen des Alters von *markos „Pferd“ unmöglich und führt auch an und für sich zu den geschilderten, ungeheuerlichen Folgerungen, obwohl auch selbst da die Mischung von Bauern- und Kriegerhirktenkultur nicht geleugnet werden kann. Bauern können wohl einmal Viehzüchter und Nomaden werden (wie Tungusen, Jennisejer), aber niemals freiwillig, sondern in Zwangslage und unter dem Druck kriegerischer Verhältnisse oder den Notwendigkeiten des Bodens und Klimas. Die Kultur der Indogermanen aber ist nicht gesunken, sondern im Gegenteil stets gestiegen, ihre Tatkraft und Kriegslust ist nicht die Art einstiger Bauern, die an die Scholle gebunden sind, sondern eine Gabe der endlosen Steppen; die Notwendigkeit, Bauernkulturen zu unterwerfen, stählte nur Tatkraft und Organisationstalent, von Herabsinken und Nachlassen geistiger Spannung ist bei den Indogermanen nichts zu merken, sondern umgekehrt entsprang gerade aus der Berührung mit höheren und sehr hohen Kulturen, auf die sie stießen, der schöpferische Funke; denn hier galt es, sich zu behaupten, sich das Fremde artgemäß umzubilden und fremde Art am eigenen Wert abzumessen.

Somit bestätigt auch der Ausblick vom Standpunkt der „Kulturkreislehre“ eindeutig und bestimmt unsere Ansicht von der asiatischen Heimat der Indogermanen; wie man sieht, ist dieses Ergebnis stets dasselbe, von welchem Standpunkt wir die Frage immer, ins Auge fassen mögen. Hier bleibt kein Zweifel und kein Schwanken: alles fügt sich widerspruchslös zu unserer Ansicht,

alles spricht ausnahmslos gegen die nordische Urheimat, mag man sie sich an der Ostsee oder in Mitteldeutschland denken.

Unsere Betrachtung der Indogermanenwanderungen lieferte aber auch eine Anzahl allgemeiner Gesichtspunkte, die hier angedeutet sein mögen, um verbreiteten Irrthümern entgegenzutreten.

Es ist irrig, einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Vorgeschichte und Geschichte zu machen, als ob menschliche Geschichte erst beginne mit ihrer literarischen Niederschrift; hier waltet lediglich ein äußerer Unterschied in den Quellen für unsere Erkenntnis, der vielleicht praktische Arbeitsteilung nahelegen mag, aber niemals einen Wesensunterschied selbst bedingt. Die Geschichte der Menschheit beginnt keineswegs mit Sumerern, Babyloniern, Chinesen oder Ägyptern, sondern mit den ältesten Spuren des Menschen und der Menschenwerdung, von denen Bodenfunde Zeugnis ablegen. Deutsche Vorgeschichte ist daher eine im höchsten Grad nationale Wissenschaft, die an keiner deutschen Universität fehlen sollte.

Es ist irrig, eine längst vergangene Kulturepoche zu Maßstab und Werturteil der Gegenwart zu machen, seien es Ägypter, Griechen oder Römer. Das ist an sich schon nicht möglich, weil unseren geschichtlichen Deutungen, wie Goethe so oft betont hat, immer etwas Subjektives anhaftet und der Geist der Zeiten oft nur der persönliche Forschergeist ist, in dem die Zeiten sich bespiegeln: es ist stets viel rein persönliche Auffassung, Deutung und Auslese von Kulturwerten dabei im Spiel. Wir können und sollen sowenig alte Griechen oder Ägypter wie alte Germanen werden; das Rad des Werdens steht niemals still und läßt sich nicht zurückdrehen oder zum Stehen bringen. Jede wahrhafte Kultur ist lebenerfüllt, leben aber heißt dauernd sich umbilden, ändern und wandeln.

Es ist irrig, geschichtsphilosophische Spekulationen ohne Rücksicht auf die einzelnen geschichtlichen Tatsachen auf Grund einer sogenannten „Idee“ aufzustellen; sowenig wir sagen können, warum ein Tier oder eine Pflanze vorhanden ist und gerade so und nicht anders aussieht, kann man das bunte Menschenleben und seine Entwicklung auf eine Formel bringen, um den „Sinn“ von allem zu erschauen. Dazu müßten wir die Fesseln des Menschentums sprengen können und über allem Werdenden stehn: „ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist“!

Es ist eine Torheit, mit ästhetischen Einseitigkeiten und Werturteilen die Geschichte zu beurteilen, als käme es im Völkerleben

nur auf Kunst, ästhetische Bildung und sogenannte „Schönheit“ an, worunter sich jede Zeit und jedes Volk etwas anderes denkt.

Geschichte zeigt organisches Werden, Wachsen, Blühen und Verwelken der Völker, zeigt den Ablauf menschlichen Kräftekampfes und das dauernde Ringen um die Macht, und zwar sowohl zwischen verschiedenen Völkern als auch innerhalb einer Volksgemeinschaft zwischen Führern und führenden Schichten und der beharrlichen Masse, und daraus ergibt sich weiter der verhängnisvolle Irrtum, wenn man alle Völker in Rang, Begabung und Leistung gleichstellen oder für alle Völker ein und dasselbe Ideal aufstellen will. Große Kulturwerte sind noch nie von außen her durch gemeinsame Völkerberatungen entstanden, sondern aus Wurzeltiefen eines starken, blühenden Volkstums organisch, naturhaft und von innen heraus entwickelt und erzeugt worden.

Irrig ist, an die Unvermischtheit, Isoliertheit und sog. Keirassigkeit der höheren Kulturvölker zu glauben; gerade in der Art der Völkermischung, die einer Neuzugung ähnlich ist, liegt die Voraussetzung höherer Leistungen. Babylon ist aus der Mischung von Sumerern und Semiten, Ägypten aus der von hamitischen Afrikanern und Semiten entstanden, und selbst die chinesische Mauer konnte China nicht vor starken westlichen, namentlich hellenistischen Einflüssen schützen. Wenn fremde Kulturen von neuen, anderen Serren übernommen wurden, so geht es nie ohne Umbildungen ab, bis die fremden Kulturgüter artentsprechend umgeformt sind. Es ist folglich irrig, Kulturen und Kulturvölker isolierend und isoliert betrachten und studieren zu wollen, wem es um die allgemeine Geistesgeschichte zu tun ist; denn die Strömungen und Einflüsse herüber und hinüber verbinden seit ältesten Zeiten die einzelnen Kulturgebiete. Wenn die Volkskraft nachläßt, dann sinkt eine Kultur und kann ganz vergehen und erlöschen, falls nicht ein neues, jugendfrisches Volk sie erbt und weiterbildet. In diesem Sinn mag man das Bild vom Wachsen, Blühen und Verwelken der Kulturen schon anerkennen, ja in gewisser Weise ist diese Ausdrucksweise sogar mehr als Bild; denn Menschen- und Völkerleben ist erdgebunden und unterliegt den Gesetzen der ewigen Allnatur. Von hier aus ergeben sich wohl auch manche Einwände gegen die Kulturkreislehre.

Daraus mag ein Volk die Lehre ziehen, daß es stark und widerstandsfähig bleiben muß, wenn es nicht entwurzelt und von kräftigeren Nachbarn unterworfen sein will. Dies Ringen um die Macht ist Lebensinhalt und verläuft nach unerbittlichen, eisernen Gesetzen. Alles, was die Lebens- und Tatkraft schwächt, nament-

lich ästhetisches Genießen und Schönheitschlürfen, Erschlaffen in behaglichem Wohlleben, ist in diesem Sinne Todeskeim für ein Volk. Auch kann es kein Stillstehen geben, sondern das von den Vätern Errungene muß immer neu lebendig erhalten, erworben werden, um es wirklich zu besitzen.

Das sind Erkenntnisse und Mahnungen, die sich uns unmittelbar aus unseren Ergebnissen aufdrängen. Kein Volk, keine Ägypter, Babylonier und Chinesen, können sich an Bedeutung für die europäische Geschichte mit den Indogermanen messen, die heute die Welt beherrschen. Aber es zeigte sich, wie schnell das Volkerspaltete, und wie und warum die indogermanischen Einzelvölker sich selbst so früh fremd wurden. Der große Unterschied in der Begabung und weltgeschichtlichen Bedeutung zwischen diesen Einzelschämen erklärte sich uns leicht als Ergebnis verschiedenartiger Mischungsverhältnisse und verschiedener Auseinandersetzung mit ganz verschiedenen Völkern und Kulturen. Die besondere Entwicklung der einzelnen indogermanischen Sprachen, ihre Abzweigung von der gemeinsamen Ausgangsform hängt in der Hauptsache äußerlich mit dem immer stärker durchdringenden Einfluß der Unterworfenen-Sprachen, innerlich mit dem infolge der Mischung sich umwandelnden Volksgeist zusammen.

Entsprechend dem Vordringen der Indogermanen von Osten nach Westen sind ihre höchsten Kulturleistungen nacheinander in dieser Richtung von Osten nach Westen entstanden. Zuerst beginnt die arische Kultur ihre Früchte zu tragen und hat für Asien ähnlich vorbildliche Bedeutung gehabt wie später Griechenland für Europa. Denn wie Griechenland zu Rom, so verhält sich in mancher Hinsicht altindische und iranische Kultur. Zu einer schier unglaublichen Höhe steigt sehr früh und steil das altindische Denken; Jahrhunderte vor Christus erklingt das Liebes- und Mitleidswort „Das bist Du!“ in Indiens Wäldern. Der Buddhismus sollte die anhängereichste Weltreligion werden, und in der Tat, viele Gedanken Buddhas, 400 Jahre vor dem Wirken Christi gedacht, haben heute unverminderte Kraft. Im übrigen erliegt die alte Tatkraft der Arier bald dem entnervenden Tropenklima Indiens; aus der Tiefe der unterworfenen Völker dringt zu viel Fremdes ein. In Iran entstand das erste Weltreich eines indogermanischen Volkes, das Perserreich, das von einer erstaunlichen Höhe war, über die wir uns durch einseitig griechische Quellen nicht täuschen dürfen. Der zweite große arische Religionsstifter, Zarathustra, hat mindestens 600 Jahre vor Christus Lehren vorgetragen, deren weltgeschichtliche Wirkung wir erst allmählich zu ahnen beginnen. Vorstellun-

gen wie die vom jüngsten Gericht, vom Teufel, von einer Art Segefeuer und viele andere hat Zarathustra geschaffen. Es ist die Folge der Auseinandersetzung indogermanischer Denkungsart mit den alten Kulturen des Zweistromlands, das diese frühen religiösen Werte reifen ließ. Die Bedeutung Griechenlands und Roms ist zu allgemein bekannt, als daß hier noch ein Wort darüber nötig wäre; nur tut man den Römern schwer Unrecht, sie immer rein ästhetisch und geistesgeschichtlich zu werten und daher den politisch unbegabten Griechen unterzuordnen. Die Vorzüge des bauernkräftigen Römervolks liegen auf ganz anderen Gebieten; an Organisationskraft und staatsmännischer Begabung können die Griechen sich auch nicht entfernt mit den Römern messen, noch an zäher Selbstbehauptung. Daher hatte das Römervolk eine viel stärkere Lebenskraft, und die Nachwirkungen seines Weltreichs reichen bis in unsere Zeit. Wie schnell verblüht die griechische Kultur, die zudem auch örtlich fast ausschließlich auf den jonisch-attischen Stamm beschränkt war, solange sie wirklich schaffenslebendig blieb. Wie unerfreulich ist die athenische Demokratie, die es fertig brachte, jeden bedeutenden Führer ins Unglück zu bringen und mit Schmutz zu bewerfen; Aristophanes' Spott in den „Kittern“ ist nur zu berechtigt. Den Römern brachte die griechische Verfeinerung und ästhetische Verweichlichung keinen Segen, und wir fühlen, wie recht alte, echte Römer vom Schlag eines Cato hatten, vor der Bildung der „Griechlein“ ihr Volk zu warnen. Griechische Kultur entstand aus der Berührung und Spannung zwischen indogermanischer Herren- und Geistesart mit der „minoisch-kleinasiatischen“, für die Römer sind die Beziehungen zu den Etruskern grundlegend gewesen.

Schnell zerfielen die Kelten, deren Wohnsitz einmal von Spanien durch Mitteleuropa und das Balkangebiet bis nach Kleinasien reichten; ebenso vergingen Illyrier und Skythen; Slawen mußten Wache halten gegen neue Einfälle asiatischer Völker und gerieten immer wieder selbst unter asiatischen Einfluß.

Spät und zögernd greifen die Germanen ein in die Weltgeschichte, aber dann um so entscheidender und dauernder, wie die Natur im Norden überhaupt später und unwilliger ihre Gaben spendet als im frühtreibenden, aber auch schnellwelkenden Süden. Ruhig konnte sich das germanische Volk entwickeln; die Verschmelzung der Indogermanenschicht mit dem jungsteinzeitlichen Bauernadel konnte ohne Eile, organisch, naturgemäß vor sich gehen, die Gewöhnung an Land und Klima war nicht übereilt. Einflüsse der südlichen Kulturen kamen trotz frühen Handels nur stark abgeschwächt nach dem Norden; hier wuchs ein neues, starkes Volk

heran, spätgereift, aber wurzelfest. Die beinahe entgegengesetzten elterlichen Erbanlagen gewährten eine zunächst verhaltene, aber tiefe innerliche Spannung; sie schufen die Art des „faustischen Menschen“, die nicht den abendländischen Völkern überhaupt eignet, wie Spengler behauptet, sondern nur den Germanen infolge der geschilderten Mischung von kriegerischen und bäuerlichen Erbanlagen. Sie wurden auch zu treuesten Hüttern des indogermanischen Wesens, einmal, weil sie so langsam und naturhaft wuchsen ohne weitere starke Beeinflussung anderer Kulturen, und außerdem, weil allein das nordische Klima dem Indogermanentum günstig ist; indogermanische Art vergeht nun einmal schnell unter der heißen Sonne des Südens, und es ist kein Zweifel darüber möglich, daß alle indogermanischen Völker nur solange lebensfähig und leistungsfreudig bleiben, als die indogermanische Führerschicht noch wirksam ist. Wird diese aufgesaugt, dann ist der Untergang da. Ursache des Nieder- und Untergangs aller indogermanischen Stämme ist die Entnordung der Führerschicht; das ist ein unerschütterliches, indogermanisches Kulturgesetz: nicht schlechthin Reinrassigkeit, wohl aber Erhaltung der indogermanisch-nordischen Herrschicht ist die wichtigste Voraussetzung zu indogermanischen Kulturleistungen!

Bei den anderen indogermanischen Völkern bildete sich eine ausgeglichenerere, aber auch einseitigere Geistesart heraus. Bei den Griechen wird uns der Einfluß der lebenslustigen, diesseitsgerichteten Ägäer immer deutlicher spürbar; diese Geistesart bekommt durch die Indogermanisierung das Streben nach Grenzsetzung, nach maßbewusster Klarheit: so entsteht der „Apollinische“ Zug, dem dann in Unterschichten der „Dionysische“ Gegentrieb entgegenwaltet. Der griechische Schönheitsbegriff ist unnordisch und läßt sich leicht aus der ägäischen Kulturart ableiten, die durch indogermanische Straffheit geklärt und umgebildet wurde. Fast alle griechischen Götter wie Apollon, Athena, Aphrodite, Hephaistos, Artemis sind nicht indogermanisches Erbe, sondern von den indogermanischen Eroberern übernommen und umgebildet, manchmal auch an ererbte Gottheiten angeglichen worden. Das ist auch der Grund, weshalb die sog. „vergleichende Mythologie“ scheitern mußte, weil sie die Religionen der Unterworfenen gar nicht beachtete und glaubte, alles sei Erbe aus der Urzeit der Indogermanen. Die Italiker, durchsetzt mit etruskischen und anderen Volkselementen, entwickeln ein mehr erdgebundenes, aber zielbewusstes Organisationstalent, das nach Herrschermacht strebt. Die Inder erliegen der magischen „vorderasiatischen“ Kultur, ver-

lieren sich unter dem Einfluß eines erschlaffenden Klimas in erdfiehendes Spielen und Träumen, das die Tatkraft zersetzt und den Willen lähmt. Die Kelten, zu früh und vorschnell der nur schädigenden Wirkung südländischer Kultur ausgeliefert und allzustart von Völkern westlicher Rasse durchsetzt, steigern sich zu fieberhaften Machträumen, zerfallen aber und zerfließen bald aus Mangel an staatenbildender Kraft. Thraker, Skythen und Slawen erliegen teils einem asiatischen Schicksalsglauben, teils einem dionysischen Genußdrang, ohne daß es zu einer Lösung dieser entgegengesetzten Richtungen kommt, weil man sie mehr an sich heran kommen läßt, anstatt sie formend und bändigend zu bezwingen; zuviel fremdes Blut ist hier schon früh eingeflossen, zuviel Asiatisches durch immer neue Mischungen mit Ostvölkern durchgedrungen.

Die Germanen haben die Unendlichkeitssehnsucht, den schaffenden Willen und die Organisationskraft der Indogermanen bewahrt, aber dem wirkt der bäuerliche Trieb nach Freiheit und Unabhängigkeit entgegen. Es kommt zu keinem vollen Sieg einer einseitigen Elternanlage, sondern beide Richtungen, die jenseitige geistige, unternehmungslustige und die erdgebundene, praktische und beharrliche halten sich das Gleichgewicht und erzwingen in jedem Sonderfall immer neuen Ausgleich. So entstand die germanische faustische Seele. Gegenüber den anderen indogermanischen Völkern erscheinen sie seelisch zerrissen, von Gegensätzen gespannt und daher nicht abgeklärt, widerspruchsvoll und rätselhaft. Das ewige Spannungsverhältnis zwischen tätigem Wirklichkeits Sinn und träumerischer Jenseitssehnsucht macht den persönlichkeits stolzen Germanen unsicher und schwächt sein Selbstvertrauen; aber er läßt sich doch nie von den vorwiegend düsteren und ernsten Empfindungen ganz unterjochen, sondern kämpft dagegen in wildem Trotz, wie ein Krieger, der trotz überwältigender Übermacht um seiner Ehre willen kämpft, solange es möglich ist. Mit tiefem Ernst strebt er viel mehr nach gedanklicher Deutung als nach sinnlichem, genießerischem Sinnehmen der Welt, über deren Wesen ihn ewige Zweifel plagen, und haßt jede Form, jede Regel und jeden Zwang; gesellschaftliche Bindungen, soziale einheitliche Regelungen lehnt sein trotziges Freiheitsgefühl ab. Unbekannt sind ihm die Künste der Verstellung; in schlichtem Wahrheitsgefühl traut er auch dem andern und wird dabei dauernd übertölpelt. Alles Kauschartige, Sanatische, die flammende Begeisterung, die leidenschaftliche Geste bleibt ihm wesensfremd. Seine Freiheit soll aus Notwendigkeit und in selbstgewählter Bindung hervorgehen; der Freie, der auch

stets das Bewußtsein ursprünglicher Selbständigkeit behält, hat sich freiwillig gebunden, aber diese Verpflichtung hält er, gerade weil selbst gewählt, bis zum äußersten: so entwickelt sich der Treuebegriff, wie ihn kein anderes Volk kennt. Trotz innigster Überzeugung von überirdischen Mächten sind für den Germanen selbst seine Götter vergänglich, ein geradezu erschütterndes Zeichen seiner düsteren Weltanschauung! Jede Form, Abgewogenheit, Regelmäßigkeit, Ausgeglichenheit ist dem Germanen im tiefsten verhasst, aber keineswegs aus Formlosigkeit und Chaosfreude als Grundsatz, wie Fremde verständnislos zu urteilen pflegen, sondern aus tiefster Einsicht in das wahre Wesen des Lebens. Was anderen, einseitiger veranlagten Völkern bei den Germanen als unbeherrscht, „barbarisch“, unbegreiflich, widerspruchsvoll erscheint, ist in Wahrheit äußerst gesteigerte Lebensspannung, die ganz von dem gewaltigen Kräftekampf erfüllt ist, den man Leben nennt. Der Germane ist nie befriedigt, nie berauscht er sich an seinem eigenen Volkstum; bei seinem ewigen Streben und Sehnen achtet er leicht das Eigene gering und bestaunt das Fremde, das er in seiner Sehnsucht nach der Ferne überschätzt und seinen Wunschträumen gemäß ganz gegen die tatsächliche Wirklichkeit umdeutet und idealisiert. Diese die Wirklichkeit maßlos verklärende Wunsch-Sehnsucht insbesondere nach dem Süden ist geradezu zum Fluch der Germanen geworden; sie hat der Heimat zahllose Stämme und viel Volkskraft entführt, aber kein Germanenreich hatte unter der Sonne des Südens dauernden Bestand! Ob Goten, Langobarden, Vandalen und Normannen: sie wurden von den südlichen Sonnenflammen vernichtet, wie der Falter, der ins Licht fliegt. Der Heimat verloren, dienten diese Stämme nur zur Blutauffrischung fremder Völker. Freilich wurde andererseits dadurch fast ganz Europa von germanischem Blut durchsetzt, was man viel zu wenig zu beachten pflegt. Germanen haben in Norditalien Reiche gegründet, die Lombardei erzählt heute noch im Namen von den Langobarden; in Süditalien und Sizilien herrschten die Normannen; Frankreich, la France, ist von dem Frankenstamm begründet; die Normandie, d. h. Nordfrankreich, ist eine nordische Wikingerkolonie gewesen; in Südfrankreich, der Bourgogne, siedelten die Burgunder, in Westfrankreich und Spanien die Goten. England ist von Westgermanen den Kelten abgerungen, und die Normannenherrschaft brachte im Grunde nur neues Germanenblut hinzu. Nordgermanen haben das russische Reich begründet, und germanische Leibwachen waren die letzte Zuflucht der west- und oströmischen Kaiser. Germanen haben das stolze Römerreich zer-

brochen, Germanen Mauren im Westen und Türken im Osten von Europa ferngehalten!

Welch ein Wahnsinn, ein solch tätiges, kraftvolles, unvergleichliches Volk einseitig ästhetisch mit dem Maßstab der sogenannten „klassischen“ Kultur und ihres Schönheits- und Bildungsideals messen und aburteilen zu wollen, wie es bis in die Gegenwart, dazu von eigenen Volksgenossen, geschieht! Wie kann ein Volk, das in dieser stolzen Weise Geschichte gemacht hat, sich dem klassizistischen ebenmäßigen Schönheitsgesetz beugen! Wie kann äußere Begrenzung, Ausgeglichenheit und Formengebundenheit einem Volk höchstes künstlerisches Gesetz sein, das von einer solchen aktiven Stosskraft durchdrungen ist! Musste es nicht auch in seiner Kunst wirkliches Leben d. h. Bewegung sehen wollen und keinen wohl-ausgeglichenen Kräftestillstand? Musste einem Volk, das seelisch zu tiefst vom Walten jenseitiger Mächte überzeugt ist, z. B. die griechische Herabziehung der Gottheit in der bildnerischen Darstellung zum „schönen Menschen“ nicht als eine Entwürdigung und ein Frevel erscheinen? Musste harmonische Form und schöne Oberfläche es nicht als nichts sagend, ja oberflächlich und äußerlich, abstoßen, weil der Germane weiß, daß die äußeren Erscheinungen und Formen der Dinge keineswegs ihr Wesen sind, sondern nur Wirkungen viel tieferer, unsichtbarer Kräfte? Und das Walten dieser Kräfte will er gerade in seinem Kunstwerk spüren!

Und doch gründet sich das ungerechte, weitverbreitete Urteil über den „germanischen Barbaren“ fast einzig auf diese völlige Verkennung seines Verhältnisses zur Kunst! Statt die Tiefen der germanischen Seele zu verstehen, legte man für ein noch heute weitverbreitetes Werturteil über Germanen den Maßstab einer südländischen Bevölkerung an, die selbst, wie auch die Römer, kein anderes Volk als sich ebenbürtig anerkannt hat! Für den Athener war ja jedes nichtgriechische Volk ohne weiteres „Barbar“, der römische Bürger erkannte kein anderes Volk dem seinen auch nur als gleichberechtigt an! Warum lernt man nicht von Griechen und Römern, wenn man sie trotz ihrer südländischen Heimat unbedingt als Vorbild hinstellen muß, und aus dem von ihnen geprägten Barbarenbegriff auch Vaterlandsliebe und Vaterlandstolz? Warum lernt man nicht von ihnen, wie man von fremder Kultur nur das Brauchbare und Wesensgemäße annimmt und es der eigenen Volksart anpaßt? Der Franzose, der nicht einmal seine alte indogermanische Sprache mehr besitzt und sie mit dem Latein seiner römischen Herrn tauschen mußte, liebt glühend sein Vaterland und seine Kultur; mit welch höherem Recht kann

der Germane auf sein Volkstum stolz sein, das sich in Selbentaten und weltweiten Kriegsfahrten ohne gleichen bewährt hat seit ältesten Zeiten bis zu den Wundern an Tapferkeit im letzten Weltkrieg? Wann wird man endlich erkennen, daß die Sehnsucht nach dem Süden für den Germanen schädlich und ein törichtes Wunschbild ist? Wann endlich wird man das fremde, untaugliche Wertmaß endgültig aus der Hand legen und den Germanen aus sich heraus zu verstehen imstande sein? Wann endlich wird man Ehrfurcht haben vor den einzigartigen Leistungen des eigenen Volkes? Noch einmal: die Sehnsucht nach dem Süden, die Überschätzung der Antike ist der Fluch des Germanentums bis zum heutigen Tag! Denn sie hat den Blick getrübt für die gewaltigen Leistungen des Germanentums. Sie neigt dazu, das Germanische mit dem ungerechten und unberechtigten Maßstab der Antike zu messen, das heißt der Kultur, die gerade Germanen überwunden haben. Sie ist wiederholt das Hindernis gewesen, daß die Germanen sich frei von innen heraus, ungestört, eigengesetzlich und ihrer Volksart entsprechend, voll entwickeln konnten. Sie entfremdet dem eigenen Volkstum und macht ihm gegenüber voreingenommen und ungerecht. Diese Überschätzung der Antike ist dazu selbst so unantik wie nur denkbar, denn die Grundeinstellung des griechischen und römischen Volkes war ausgeprägtes Nationalgefühl und eine oft unberechtigte Geringschätzung anderer Kulturen und Völker, ähnlich dem französischen Chauvinismus. Der Athener und Römer würde des nordischen „Barbaren“ spotten, der seine eigene Kultur und Geschichte gering schätzt und Grieche werden will, was er seiner Stammesart nach niemals werden kann. Gewiß haben die antiken Völker die größten Werte geschaffen und die germanische Kultur dauernd beeinflusst; aber diese Werte sind zeitgebunden, und man soll von den Griechen und Römern gerade lernen, wie man fremde Anregungen artgemäß umbildet, nicht aber in ihnen ewige, bleibende, stets gültige, also auch für die Gegenwart verbindliche Vorbilder und Maßstäbe sehen und sie nachäffen; denn das ist lebenswidrige Unnatur, das ist knechtische Barbarei! Es gibt noch andere Gesichtspunkte zu gerechter Würdigung eines Volkes als den ästhetischen, und auch auf dem Gebiet der Kunst haben Germanen Werte geschaffen, die den antiken mindestens gleichstehen, ja sie haben eine Kunst gepflegt, in der die antiken Völker es nie über die bescheidensten Anfänge gebracht haben: die Musik! In dieser Kunst wird der Wesensunterschied zwischen nordischem und südländischem Empfinden viel mehr verstanden und allgemeiner anerkannt als auf dem Gebiet der bildenden Kunst, obwohl die Dinge da genau ebenso liegen.

X. Die Ausbreitung der Germanen

Daß die Germanen so gut ihre Volkskraft und Wesensart ausreifen lassen konnten, war ihr Glück und die tiefste Ursache ihres Siegeszugs; sie hatten Zeit, ruhig und naturgemäß zu wachsen und ihre Volkseigenart auszubilden. Ausgang der jüngeren Steinzeit und Anfang der Bronzezeit fließen für den nordischen Kulturkreis, mindestens nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse ineinander. Aber mit dem zweiten Abschnitt der nordischen Bronzezeit treten uns die Germanen als selbständiges Volk entgegen in genau demselben Gebiet, für das früher die nordischen Steingräber bezeichnend waren. Dänemark, Südschweden, Norwegen bis nach Drontheim hin, und Norddeutschland von der Ostsee bis zum Harz, von der Ems bis zur Odermündung: das ist die „Urheimat“ der Germanen gewesen. Während der Bronzezeit breitet sich dieses „urgermanische“ Gebiet nur wenig aus; längs der Ostseeküste dringt man bis zur Weichsel vor, im Westen wird ein Landstreifen längs der Ems gewonnen, und im Süden stößt man bis zum Nordrand des deutschen Mittelgebirges vor, zum „Dunkelwald“ (Myrkviðr), über den noch nach späterer nordischer Überlieferung die Feuerriesen beim Weltkampf unter Surts Führung einbrechen. Erst nach 1000 v. Chr. überschreiten sie den Rhein in der Gegend der Lippe-Mündung, am linken Ufer dehnen sie sich dann bis etwa 500 v. Chr. aus.

Nach Mitteleuropa erfolgt die Ausbreitung deswegen langsam und spät, weil hier andere, indogermanische Schwesterstämme sich festgesetzt haben: Illyrier und Kelten.

Die Illyrier hatten, wie wir bereits wissen, schnell und über verschiedenartige Länderstrecken und Kulturkreise hin ein eigenes Volkstum gebildet, von der Gegend von Wien an nach Norden und Nordwesten; sogar mit finnischen Völkern und etwas südlicher mit den Balten gibt es sprachliche Berührungen: in Ostdeutschland und im Sudetengebiet, also nördlich der Donau, bildete sich der Kern des illyrischen Stammes. Auch archäologisch läßt sich dies nachweisen; es ist der sog. „Lausitzer Typus“, der mit diesem osteuropäischen Illyriertum verbunden werden muß. Aber illyrisch ist auch schon der sog. „Aunjetitzer Kreis“. Diese illyrische Kultur reicht in der Bronzezeit von den Alpen bis nach dem östlichen Norddeutschland und scheint sogar in einer gewissen

Zeit die Ostsee berührt zu haben, die „Venetischer Meerbusen“ (Venedikòs kólpos bei Ptolemaios) genannt wird. War anfangs das illyrische Gebiet zum Beginn der Bronzezeit weit westwärts vorgeschoben, bis zur Werra hin, so wird um die Mitte des zweiten Jahrtausends dies mitteldeutsche Gebiet in Thüringen und Sachsen und das südwestliche Böhmen wieder geräumt: hier rücken überall Kelten ein, die in Süddeutschland entstanden waren. Vermutlich wurden die Illyrier abgedrängt; denn es waren sehr fruchtbare Gebiete, die sie räumten; vielleicht strebten sie selbst mehr nach dem Süden, von dessen Reichtum und Wohlstand sie durch Handelsbeziehungen Kunde erhalten hatten. Das wissen wir nicht; jedenfalls sitzen Illyrier noch tausend Jahre in dem Länderstreifen längs der Saale durch Böhmen bis nach den Alpen; im Norden ihres Kulturgebiets grenzen sie also westlich an die Germanen, östlich an die Balten. Nach der „Aunjetitzer“ Zeit wird die Leichenverbrennung herrschend, und die Urnengräber treten uns in Massen entgegen. In Süddeutschland aber sind die Kelten die westlichen Nachbarn der Illyrier, und gegen diese erfolgt nun ein mächtiger illyrischer Vorstoß: längs der Donau und des Mains, am Neckar, an Mosel und Saar, sogar bei Köln, in der Schweiz bis nach Ostfrankreich hin sind diese illyrischen „Urnengräberleute“ nachweisbar, die von Osten her, von Mähren, Böhmen, Niederösterreich in süddeutsches Keltenland einfluten. Ein Seitenzweig überschwemmt das Saalegebiet und erreicht in Ausläufern sogar Hessen. Auch dringen sie in die Ostalpen ein, wo eine den Ligurern ähnliche Bevölkerung spärlich siedelte; auch im Inngebiet sieht man das Vordringen der Urnenfelderkultur. Die Illyrier legen Befestigungen im Feindesland an, um sich als Herrn zu halten. Doch verrieseln und zerbröckeln die illyrischen Scharen allmählich und werden bis gegen die Hallstattzeit aufgesaugt; die Urnengräber halten sich nicht dauernd, und es siegt wieder die alte Bestattungsart, wie sie in der keltischen Bronzezeit üblich gewesen war. Die Illyrier brachten den Kelten das Eisen und auch das Wort dafür (isarno-), das nun für die Hallstattzeit wichtig wurde. Die Hallstattkultur ist von Illyriern geschaffen und im Westen von Kelten aufgenommen worden, sie ist ihrerseits abhängig von Oberitalien und der hier mittlerweile entstandenen, auch sozial neuartigen Kultur.

Nun aber, wo sie in der Schaffung der Hallstattkultur ihre Kulturtat geleistet haben, wenden sich die Illyrier erneut südwärts; Germanen und Kelten folgen ihnen auf dem Fuße, vom Osten her dringen um 500 Skythen in breiter Front herein donauaufwärts und sind mit ihren Pfeilspitzen in Schlesien und der Lausitz nach-

weisbar. Um Beginn des fünften Jahrhunderts räumen wie in einer einheitlichen Ausbruchsbewegung die Illyrier ihre nördlich der Donau gelegenen Heimatsitze und halten sich bloß noch in Resten. Nur die Alpenillyrier verlieren den Zusammenhang im Südosten nicht mit dem Hauptstamm; sie waren bis zum Bodensee, der lacus Venetus hieß, und in das schweizerische Rheingebiet vorgestoßen.

Die Illyrier sitzen dann an der Ostküste der Adria und reichen ins Innere der Balkanhalbinsel, wo sie freilich sehr stark mit Thrakern sich mischen; einzelne Stämme sind auch über das Adriatische Meer an die Ostküste Unteritaliens gekommen: die Messapier. Der bekannteste illyrische Stamm, vielleicht ursprünglich der Name des ganzen Volks, waren die Veneter, von denen Venedig seinen Namen hat; dieser Name (Venedi, Venadi) ist das althochdeutsche Winida (angels. Winedas, altnordisch Vindr), womit die östlichen Nachbarn der Germanen bezeichnet werden: Wenden, Windische. Hier wurde der Name, der einst auf die Illyrier ging, später auf die neuen Nachbarn der deutschen Stämme, auf slawische Völker übertragen; schon Tacitus erwähnt die Veneti (Germ. c. 46) zwischen Bastarnen und Sinnen. Daß Veneter Illyrier waren, bestätigt ihre älteste Erwähnung bei Herodot (I 196) und die sprachlichen Beziehungen. Der Bodensee heißt bei dem Schriftsteller Pomponius Mela (II 2, 24) lacus Venetus. Es ist weiter sehr interessant, daß es auch einen Keltenstamm Veneti in der heutigen Bretagne gab: dies erklärt sich daraus, daß Illyrier ins Keltenland eingedrungen und an manchen Stellen, wie in der Wetterau, in Teilen Thüringens, in der oberrheinischen Tiefebene, es zu geschlossenen Siedlungen gebracht haben. Bei der späteren Keltenbewegung nach Westen ist also an einem Stamm, der besondere illyrische Einflüsse einst erfahren hatte, der Name haften geblieben.

Frage ist, ob auch die Enetoi bei Homer (B 852), die in Paphlagonien wohnten, mit den europäischen Venetern Beziehungen haben. Unmöglich scheint es mir durchaus nicht bei der Nachbarschaft von Illyriern und Thrakern. Auch wäre zu erwägen, ob mit dieser Illyrierbewegung Leute vorzugsweise dinarischer Rasse nach Süddeutschland und ins Ostalpengebiet gekommen sind.

Es spricht vieles dafür, daß einmal durch das Illyriergebiet ein großer, prähistorischer Handel getrieben wurde; Bernstein, Felle usw. gelangten vom Norden nach Süden, Bronzewaffen und -geräte und Goldschmuck kam vom Süden nach Norden. Denn diese Metalle, Kupfer, Zinn und Gold, sind nicht im Norden selbst

gewonnen worden. Es kommen neben Spanien, wo besonders früh Kupfer und Bronze hergestellt wurden, vor allem für unsere Frage die Bergwerke in den Ostalpen und in Siebenbürgen in Betracht. Auch der berühmte Goldfund von Eberswalde scheint mit Illyriern zusammenzuhängen, weil gewisse Ähnlichkeiten mit dem Hallstatt-Stil vorliegen. Gegenüber dem Goldreichtum der germanischen Bronzezeit, der also zum guten Teil auf illyrischem Handelsverkehr beruhen dürfte, geht die Fundqualität in der älteren Eisenzeit sehr zurück, namentlich in Skandinavien; das dürfte mit dem Abwandern der Illyrier nach Süden und der damit zusammenhängenden Ausdehnung der Kelten zusammenhängen; dadurch trat eine Umschichtung und Verschiebung ein, die den alten Handel nach Norden unterband und in andere Bahnen lenkte.

Bei dieser großen Bedeutung der Illyrier für Ostdeutschland in alter Zeit, die wir immer mehr anerkennen müssen, ist es sehr bedauernswert, daß wir keine genauere Kenntnis der alt-illyrischen Dialekte haben. Eine heutige Fortsetzung des illyrischen Sprachzweigs ist das Albanische, das jung bezeugt ist und hart vor der Romanisierung steht. Die wenigen Inschriften altillyrischer Sprachen, des Venetischen und Messapischen sind allzu dürftig, und auch die Verwertung illyrischer Eigennamen, Personen- und Ortsnamen, ist nur mit aller Vorsicht und Zurückhaltung geboten. Das Wenige, was mit einiger Sicherheit sprachlich bekannt ist, läßt das Bedauern über diesen Quellenmangel, der ja aus der geschilderten Geschichte des Illyriertums nördlich der Donau begreiflich ist, noch sich steigern. Denn wir finden da sehr auffällige Anklänge an das Germanische: so sind venetisch *exo* und *mexo* (in Grabinschriften) mit germanisch *ik* „ich“, *mik* „mich“ zu vergleichen, und venetisch *sselboi-sselboi* (auf der Inschrift von Canevoi) entspricht offenbar dem althochdeutschen *selb-selbo* „ebenderselbe“, einer Pronominalform, die sonst auf indogermanischem Sprachboden nicht ihresgleichen hat! (s. Sommer I S 42, 131, weiteres auch aus dem Messapischen bei S. Krabe I S 47, 321 ff.)

Durch die einstige Nachbarschaft der Illyrier östlich der Germanen erklärt sich auch die Kluft, die sprachlich zwischen Germanen und Balten besteht und stets bestand; es gibt im Baltischen nicht, wie im Sinnischen, altgermanische Lehnwörter, erst durch die späte Kolonisierung des slavischen Nordostens wurden die deutschen Nachbarn der Litauer.

Die ältesten Wohnsitze der Slawen sind in der Gegend der Kotinosümpfe zu suchen an beiden Ufern des mittleren Pripjet. Nach Abzug der Illyrier kamen die Germanen mit den Slawen in Be-

rührung. Aber diese waren die Nehmenden, wie viele ostgermanischen Lehnwörter im Slawischen beweisen. Als die Ostgermanen nach Süden drängten, öffnete sich ihr dünnbevölkertes seitheriges Land dem Slaweneinfall.

Das dritte Nachbarvolk der Germanen, mit dem sie dauernd benachbart bleiben sollten im Gegensatz zu den abziehenden Illyriern, waren die Kelten. Ihre Stammlande waren in Süddeutschland und den angrenzenden Gebieten Ostfrankreichs und Niederösterreichs. Nachdem sie in der Bronzezeit zunächst wenig geschlossen und tatenlustig gewesen waren und dem Illyriereinfall um die Jahrtausendwende keinen erfolgreichen Widerstand hatten entgegensetzen können, lernen sie offenbar aus diesem Schicksal, übernehmen die illyrische Hallstattkultur, um dann ihre Glanzzeit als Träger der kraftvollen Latène-Kultur zu erreichen.

Wir sehen, daß schon in der Bronzezeit den weichenden Illyriern Kelten auf dem Fuße gefolgt waren; sie stießen zur Saalegegend und im westlichen Böhmen vor und besiedelten die Donau abwärts Oberösterreich. Im Hallstattstil dringen eigenartig keltische Motive durch, und mit dem Latènestil (um 400 v. Chr.) beginnen ihre mächtigen Züge. Sie brechen in Ostfrankreich weiter vor, um 300 v. Chr. wird der Kanal überschritten und ganz Britannien besiedelt, 100 Jahre später folgt ein zweiter Stoß, in dem wir die p-Kelten vermuten. Kelten strömen nach Spanien und nach Oberitalien, das ja in der Römerzeit stets das „diesseitige Gallien“ hieß. 390 wurde Rom in Schutt gelegt. Dann folgen die mächtigen Züge nach der Balkanhalbinsel, 279 erscheinen sie vor Delphi, dann wird ein Keltenreich in Dakien gegründet und um 250 das Galaterreich in Kleinasien errichtet.

In einem halbkreisförmigen Ringwall umgaben Kelten das Germanengebiet, von Britannien, Frankreich, durch Süddeutschland bis zu den Karpathen. Aber bei der ungeheuren Ausdehnung, infolge der überstürzten Berührung mit der südlichen Kultur und einem schnellen Zusammenraffen von Reichtum und Gold erschöpfte sich die Kraft der Kelten, und gerade ihr Kerngebiet, Süddeutschland, wird bald Eigentum der sich ausdehnenden und den Keltensring sprengenden Germanen.

Nach 1000 v. Chr. waren diese bis an den Niederrhein gekommen und um 500 v. Chr. hatten sie sich bereits links des Flusses beträchtlich ausgebreitet von Belgien bis zur Moselgegend; diese Stämme erlagen freilich einer starken Keltisierung; aber Cäsar und Tacitus bezeugen ihre germanische Herkunft. In Mitteldeutschland setzten einer Ausbreitung Illyrier und Kelten starken

Widerstand entgegen; nachdem jene abgerückt waren, verteidigten die Kelten noch lang und zähe ihr Gebiet, wie Befestigungsanlagen in Thüringen und Hessen zeigen. Aber im Osten gab es Raum, östlich der Oder; von Skandinaviern strömen Stämme über die Ostsee, und so bilden sich die Ostgermanen heraus, die sich von den anderen lösen, und in südöstlicher Richtung weiterdrängen in bisher illyrischem Land. Um 200 v. Chr. sind die Bastarnen am Schwarzen Meer angelangt; immer neue Stämme fluten aus Skandinavien herüber, Goten, Burgunder, Vandalen.

Aber im eigentlichen Mitteldeutschland trotz immer noch der keltische Widerstand, bis gegen 150 v. Chr. hält er sich in Thüringen und Hessen fest; nur an der Unstrut erringen die Germanen um 500 neues Land. Aber dann folgt Stoß auf Stoß und drängt die Kelten zurück; um 100 v. Chr. fluten die Sueben vom Saalegebiet nach dem unteren Main, dann weiter bis zum Rhein und nach Ostfrankreich, wo ihnen Cäsar entgegentritt. Ariovists Suebenzug brachte die Oberrheinische Tiefebene größtenteils unter germanische Botmäßigkeit. Der keltische Stamm der Boier war aus Böhmen gewichen, und hier traten zu Beginn unserer Zeitrechnung die Markomannen auf, und die Quaden erscheinen an der March, zwei Suebenstämme, die vom Oberrhein infolge des westlichen Widerstands sich ostwärts gewandt hatten. In Süddeutschland treffen wir dann seit Beginn des ersten nachchristlichen Jahrhunderts germanische Einzelstämme, die sich mit zurückgebliebenen Kelten ohne ernstlichere Kämpfe vermischt hatten und mancherlei von ihnen annahmen.

So kamen jetzt erst die Westgermanen in unmittelbare Nachbarschaft mit den Römern, von denen sie durch den Keltengürtel so lange abgeschnürt worden waren, während die Ostgermanen schon beträchtliche Zeit vorher mit hellenistischer Kultur Berührung gewonnen hatten.

Was sich vor allem aus dieser kurzen Übersicht über die Ausbreitung der Germanen ergibt, ist die Tatsache, daß Süddeutschland germanisches Kolonialland darstellt; hier wohnten die verschiedensten Volksstämme, und zuletzt waren Kelten und Illyrier die Herren gewesen. Die illyrischen Bevölkerungsteile, die auch nach dem westlichen Teil Süddeutschlands geflutet waren, waren abgezogen, zerrieben und aufgesaugt; so sind es Kelten, denen das Land von den Germanen abgenommen wurde. Man sieht also, daß der Gegensatz von nord- und süddeutscher Art seine tiefe geschichtliche Erklärung findet: schon die demokratischeren „Bantkeramiker“ unterschieden sich einst von dem aristokratischen Herren-

volk der Megalithbauern, und dieser uralte Unterschied wirkt auch unter den neuen Herrn nach. Zugleich ist die Rassenmischung in Süddeutschland viel stärker gewesen als im alten Heimatland der Germanen im Norden.

Die Kelten mit ihrer Latènekultur entwickelten selbständig Anregungen aus Oberitalien; es kommt zur Ausbildung neuer Gewerbe, z. B. der Glasindustrie. Die Germanen nahmen daran nicht teil, und so bildete sich ein großer Gegensatz zwischen keltisch-verfeinerter und primitiv-germanischer Kultur heraus: diejenigen Germanen, welche den Kelten benachbart waren, erfahren natürlich zuerst von dieser höheren Zivilisation (z. B. die Ubier), und diese war es, welche überhaupt die Germanen über den Rhein gelockt hat: schon seit der Latènezeit waren die Bewohner Frankreichs „feiner“ als die Deutschlands!

Wir sind damit bereits bei allgemein bekannten, rein geschichtlichen Zeiten angelangt, aus denen wir literarische Quellen haben.

Der Völkernamen Germanen ist verhältnismäßig spät in Aufnahme gekommen und eine Übertragung der Benennung einer kleineren Volksgruppe germanischer Herkunft auf das Gesamtvolk durch die Kelten. Die grundlegende Stelle ist Tacitus, *Germania* 2: „Das Wort ‚Germanen‘ sei nämlich neu und erst vor kurzem aufgekommen. Die nämlich, welche zuerst den Rhein überschritten und die Gallier vertrieben hätten, die jetzt Tungren heißen, seien damals Germanen genannt worden: so sei der Name eines einzelnen Stammes, nicht der eines Volks allmählich durchgedrungen; so wäre also die Gesamtbezeichnung ‚Germanen‘, zuerst durch den Sieger (a victore) aufgekommen, um Furcht zu erregen (ob metum); nachdem aber der Name einmal erfunden war, hätte ihn auch die Gesamtheit des Volks für sich gebraucht.“ Die Forschung zeigte, daß Tacitus hier auf älteren Quellen fußte (Livius, Timagenes). Das Gesamtvolk der Germanen wurde benannt nach dem in Gallien zuerst eingefallenen Volksstamm; der Sondername der linksrheinischen Stämme übertrug sich also auf das ganze Volk rechts des Rheins.

Die Deutung des Worts Germani ist strittig; aber sicher ist für mich, daß es echt germanischer Herkunft ist. Denn in dem Ortsnamen Germania (so Germania vel ad Monte, 769), in den Personennamen Germanus, Germenberga, Germenhildis, althochdeutsch Germening, Germenulf, altsächsisch Girminburg, in dem Götternamen Garman-gabis, sowie namentlich in angelsächsisch zeorman-leaf ‚eine Malvenart, malva neglecta‘ liegt dasselbe

Wort vor, wie im Namen Germani, der in heimischer Sprachform etwa Germanōz gelautet haben muß. Alle Versuche, den Namen als keltisch zu deuten oder mit dem lateinischen Adjektiv germanus „verschwifert“ zusammenzubringen, sind unhaltbar. (Vgl. die zusammenfassende Arbeit von W. Krogmann, *Der Name der Germanen*, Wismar 1933.) Was der germanische Stamm germen-, german- bedeutete, ist nicht ganz sicher; Krogmann deutet ihn als „hervorragend“. Jedenfalls ist *Germanōz ein echt germanisches Wort, das an heimisches Sprachgut anzuknüpfen ist, während im Keltischen sich kein entsprechender Wortstamm nachweisen läßt. Daß die Römer dann das fremde Wort an ihr germanus in Betonung und Endung angeglichen haben, ist selbstverständlich. Bemerkenswert ist, daß die Germanen selbst ursprünglich keinen zusammenfassenden Namen für ihr Gesamtvolk besaßen haben.

Die ältesten Germanen, die literarisch erwähnt werden, sind wohl die Oretani in Spanien (an der Sierra Morena), die bei Plinius (nat. hist. 3, 25) und Ptolemaeus (2, 6, 58) bezeugt sind: Oretani, qui et Germani cognominantur. Denn ich pflichte Schulden unbedingt bei, wenn er glaubt, den in Spanien um 600 v. Chr. einflutenden Kelten hätten sich auch Germanen angeschlossen (Forsch. u. Fortschr. 8, Nr. 10, 122). Dafür spricht auch der Name des Volkes der Poemani, die inschriftlich für Spanien bezeugt sind, aber mit dem von Cäsar erwähnten belgischen Germanenstamm Poemani zusammenhängen. Drittens sind Cempsii im 6. Jahrhundert für Westspanien bezeugt, die mit den Campsianoi an der Nordsee verkettet sind. Daraus ergibt sich, daß sich den keltischen Wanderungen auch einzelne Germanenstämme aus der Nachbarschaft angeschlossen haben; schon am Keltenzug nach Spanien um 600 v. Chr. sind Germanen beteiligt. Wenn es auch unter den Galatern Kleinasiens Poemaneni gibt, so scheint auch dies sich aus der Teilnahme von Germanen an den Keltenzügen im Osten leicht zu verstehen; wir fanden ja auch den illyrischen Veneternamen in der Bretagne, offenbar, weil keltisierte Illyrier bis dahin an der Keltenbesetzung von Frankreich mitbeteiligt waren. Auch bei der Besiedlung der britischen Inseln durch Kelten haben einige Germanenstämme an der Nordseeküste sich beteiligt. Denn an der Ostküste Irlands sind von Ptolemaios Kaukoi bezeugt (irisch Ui Cúai), die mit dem germanischen Stamme der Chauken zusammenhängen; neben ihnen siedelten Manapioi, die mit den belgischen Menapiern zu verbinden sind. Auch der irische Stamm der Gälling dürfte germanischer Herkunft sein, so daß selbst bei der keltischen Besiedlung Irlands die Germanen betei-

ligt waren. Zur Zeit, da der bekannte Pytheas von Massilia seine berühmte Nordfahrt machte, also etwa um 300 v. Chr., fand er in der Nordseegegend die Teutonen und die Ingväonenstämme (Plin. nat. hist. 37, 35).

Daß Germanen sich Keltenzügen anschlossen, ist um so weniger auffallend, als wir auch sonst von ihren Söldnerdiensten wissen. Der kriegerische Sinn der germanischen Jugend fand zunächst im Anschluß an fremde Unternehmungen seine Befriedigung. So sind für 236 v. Chr. die Gaisaten als Söldner in Diensten der Bojer für die schweizerische Alpengegend bezeugt (Polyb. 2, 28 f.): Gaisaten heißt „Speerleute“, dann „Söldner“; denn Polybios erklärt den Namen daher, weil sie „für Sold Kriegsdienste leisteten“; wir erfahren auch Namen ihrer Einzelstämme, wie Daliterni (d. h. „Talbewohner“), Tulingi („Höhenbewohner“) u. a. Diese Gaisaten sind wahrscheinlich jene Germani, welche die Triumphalfeiern von Clastidium im Jahre 222 v. Chr. erwähnen.

Sodann sind um 200 v. Chr. die Bastarnen (d. h. die „Mischlinge“) und Skiren („die reinen, unvermischten“) am Schwarzen Meer gesichert. Wir sehen zugleich an diesen, seit 600 v. Chr. urkundlich und literarisch bezeugten Germanenstämmen ihre Abenteuerlust und ihren Wandertrieb.

Namentlich von Südschweden und Dänemark zogen infolge von Übervölkerung und Lust an Abenteuern eine ganze Reihe von Stämmen aus; wir können hier nur das Wichtigste kurz erwähnen.

Zwischen 120 und 115 v. Chr. wanderte von Jütland, das im ganzen Altertum die „kimbrische Halbinsel“ (Chersonesus Cimbrica) hieß, der erste große Germanenstamm ab, der den Römern Entsetzen einflößte, die Kimbern (germanisch *Himbrös, vgl. den dänischen Bezirk Himmerland bei Aalborg). Der Marsch ging zuerst südwärts ins Bojerland und ins Gebiet der Save, wo ebenfalls Kelten, die Skordisker, wohnten. Dann bogen sie nach Westen, und im Rätnerland, bei Noreia, schlugen sie 113 vernichtend das römische Heer. Sie schweiften dann nach Gallien und Spanien, dann zogen sie über die Alpen und wurden in Oberitalien von Marius 101 v. Chr. bei Verzellä vernichtend geschlagen. Diese Niederlage hatten sie nur ihrem trotzigem Eigensinn zuzuschreiben, der sie sich von ihren Stammesgenossen, den Teutonen und Ambronem, hatte trennen lassen. An die Teutonen erinnert heute noch der Name der jütischen Landschaft Thy nordwestlich vom Limfjord (altnordisch þjóð, altdänisch Thythe-sysal; auch die Insel Thyholm hat den Namen bewahrt.) Dieser Stamm kam in die Maingegend und geriet unter keltischen Einfluß, ein römischer

Günstert, Der Ursprung der Germanen

Grenzstein bei Miltenberg, der heute im Burghof steht, trägt die Inschrift: inter Toutonos. Die Ambrones haben der Insel Amrum, älter Ambrum, den Namen gegeben. Bei Aquae Septimae sind 102 v. Chr. in der Provence die Teutonen von Marius geschlagen worden.

Aus der schwedischen Landschaft Ostgötland zwischen dem Wettersee und der Ostseeküste kamen die Goten; über die Inseln Gotland und Öland setzten sie nach der Danziger Bucht über, die bereits von anderen Germanen besiedelt war. Zunächst bildet sich am Gebiet der unteren Weichsel ein besonderes Gotenreich; aber dann wanderte der größte Teil des Stammes seit der Mitte des dritten, nachchristlichen Jahrhunderts südwärts nach Südrussland, so daß ein gewaltiges Gotenreich zwischen Ostsee und dem Schwarzen Meer entstand. Aber die Hunnen, die von Osten her einfielen, machten diesem Reich ein Ende; es kam zur Wisigotenherrschaft in Südfrankreich und Spanien und zum Ostgotenreich in Italien.

An den Namen der Vandalen erinnert die schwedische Landschaft Vendel in Uppland, nördlich von Stockholm zwischen Mälaren und Dalef; dieser Stamm siedelte westlich der oberen Weichsel und in der oberen Obergergend bis nach Böhmen und Mähren zu; wurde doch das Riesengebirge eine Weile das „vandalische Gebirge“ genannt. Ein Einzelstamm, der sich den ferneren Wanderungen nicht anschloß, hieß Silingai: aus Silingia ist dann später in slawischem Munde Slezi geworden und daraus wieder der Name Schlesien entstanden. In kühnem Zuge brachen sie zu Anfang des 5. Jahrhunderts westwärts ins Frankenland ein, zogen nach Frankreich und Spanien und nisteten sich endlich auf dem Boden des alten Karthago in Nordafrika ein.

Auf den dänischen Inseln waren auch die Erulen zu Hause, mußten aber vor dänischen Stämmen, die aus Südschweden kamen, weichen. Sie wanderten nun in Mitteleuropa herum, waren eine Weile den Hunnen untertan, machten sich wieder frei und stießen über die Karpathen nach der Theißgegend vor in Gebiete, in denen Langobarden saßen. Auch sie scheinen, entsprechend ihrer Stammesage, aus Skandinavien gekommen zu sein, siedeln dann aber an der unteren Elbe in der Lüneburger Heide, wo noch im Mittelalter vom Bardengau gesprochen wurde; Bardowiek bei Lüneburg bewahrt ebenfalls ihren Namen, wie auch die Gräber von ihnen erzählen. Sie zogen dann später in die Ostseegegend, um den Wanderweg der Ostgermanen nachzugehen, bis sie schließlich in die Theißebene gelangt waren. Ein Teil der Erulen zog weiter nach Siebenbürgen und in serbisches Gebiet, andere kehrten wieder zur Heimat zurück, um sich mit dem Stamm der Gaurer in

Schweden zu vereinigen. Die Langobarden aber rückten in das verlassene Gotenland, kämpften erfolgreich im Bunde mit den Awaren gegen die Gepiden und ziehen dann 568 nach Italien. Hier wurden sie schliesslich romanisirt.

Wenn der Name Rugier in Ryfylke im Südwesten Norwegens wiederkehrt, so haben wir hier wohl ein Zeugnis für eine Bestimmung ostgermanischer Stämme in Norwegen; denn die Rugier sind Ostgermanen; sie heissen angelsächsisch Holmrygiae „Inselrugier“, wohl nach den Weichselinseln; doch hängt vielleicht auch Rügens Name mit ihnen zusammen.

Zuletzt nennen wir die Burgunden, die von Bornholm kommen; im 13. Jahrhundert heisst die Insel Burgundarholm, und in einem angelsächsischen Text (Alfreds Drosius) werden die Bewohner Bornholms burgendas genannt. Burgundarholm scheint etwa „Steilklippeninsel“ zu bedeuten. Auf dem Festland wehren die Gepiden ihren Angriff ab, und sie wandern in die obere Main-egend; Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. sind sie in Worms und Mainz am linken Rheinufer; 435 wurden sie von Aëtius geschlagen, 437 fiel König Gundahari, der Gunther des Nibelungenlieds, im Kampf gegen die Hunnen. Darauf wanderten die Burgunder nach Savoyen und begründeten ein mächtiges Reich von den Cevennen bis zum Mittelmeer. Aber 534 wird dieses Burgunderreich von Franken zerstört; es ging nun im grossen fränkischen Reiche auf.

So sehen wir, wie die Ostgermanen ihre eigenen Wege gingen und bei ihrem masslosen Drang in die Ferne das uralt-germanische Ostland dem Slaweneinfall auslieferten; auch ging durch diese ostgermanischen Züge viel wertvolles Blut der Heimat verloren. Im Süden tauchten diese Germanen in anderen Völkern unter, nicht ohne diesen wertvollsten Blut zuzuführen.

Die Westgermanen zerfielen in drei grosse Verbände, die Tacitus (German. 2) aufzählt, die Ingaevonen, Erminonen und Istaevonen. Zu den Ingaevonen gehören die Völker, die an der See sassen, die Cimbern, Teutonen, Chauken, Angeln usw. Bei ihnen trat das Element des seetüchtig gebliebenen, Ackerbau treibenden Megalithadels stärker hervor als im Binnenland, und in Dänemark und Südschweden, die fruchtbare Land am Meer bieten, finden wir dessen engste Zusammenhänge mit den Ingaevonen. Diese sind benannt nach einem Gotte Ing, der im angelsächsischen Runenlied bezeugt ist, und im Yngvi-Freyr, Ingunar-Freyr der Nordgermanen wiederkehrt. Diesen Ing halte ich für eine dem Freyr sehr nahe stehende Fruchtbarkeitsgottheit; die Schwedekönige der

Ynglingar leiteten von ihm ihr Geschlecht ab. Altgermanisch *aiwō, fortgesetzt in ahd. ēwa „Gesetz“, angelsächsisch aew dass., bedeutete „heiliges Recht“; nun war es im Germanischen üblich, ein Gebiet nach dem Rechtsbann zu bezeichnen, z. B. angelsächsisch in Engla, in Dena lage „im Rechtsbezirk der Angeln, der Dänen“, altnorwegisch Njardar-log „Bereich, in dem das Recht des Njörd gilt“. Wie nun im Sachsenspiegel von Suav-ēe die Rede ist und wir Frisaevo inschriftlich kennen (CIL 6, 3260), so sind die Ing-aev-ones die Stämme, wo „das heilige Recht (aev-) des Ing galt“. Hierher gehören auch die Stämme, welche die Nerthus verehren: der kultische Umzug ist bezeichnend für den Bauernadel. Mit dieser Nerthus aber ist der nordische Gott Njördr lautlich gleich, der mit Freyr und Freyja, auch mit Baldr, ursprünglich zur Gruppe der Vanen gehörte. Dies war ein mildes, gütiges Göttergeschlecht, von dessen Kampf mit den kriegerischen Asen noch späte nordische Sagen erzählen. Manche Einzelzüge dieser Vanengottheiten erinnern an südländische, namentlich kleinasiatische Gottheiten, so daß man in ihnen eine jüngere Entlehnung durch thrakisch-gotische Vermittlung aus hellenistischem Gebiet sehen wollte. Diese Lehre halte ich für ganz verfehlt: die Vanen sind nach der Sage und in Wahrheit älter als die Asen; denn in ihnen sind nach meiner Überzeugung die Gottheiten des Bauernadels zu erkennen, während in den Asen sich vorzugsweise religiöse Vorstellungen der indogermanischen Herrenschicht durchgesetzt haben. Hier liegt das schwierigste Problem der germanischen Religionsgeschichte, und ich werde meine eben vorgetragene Behauptung an anderer Stelle im einzelnen zu beweisen versuchen. In unserem Zusammenhang muß nur betont werden, daß bei den Ingävonen am Meer begreiflicherweise besonders stark religiöse Vorstellungen des vorindogermanischen Adels sich Durchbruch verschafft haben; hier war er auf dem Gebiet der Schiffahrt Lehrmeister seiner neuen Herren, hier rings um die Ostsee war sehr fruchtbarer Boden, weshalb die Gedanken der Vegetationsreligion sich besonders vordrängen konnten.

Die Istävonen, zu denen Bataver, Ubier, Chamaven, Sicamben usw. gehören, waren die rheinischen Germanen, bei denen Berührung mit Kelten früh eine etwas fortgeschrittenere Kultur bewirkt hatte. Die Bildung Ist(r)-aev-ones ist in dem ersten Bestandteil schwierig: von einem Gott oder Heros *Istvi wissen wir jedenfalls gar nichts. Das Wort mag vermutlich zu einem germanischen Stamm *ais- in gotisch aistan „sich scheuen“, althochdeutsch ēra „Ehre“ usw. gehören, so daß wir es mit den Stämmen zu tun hätten, wo „heiliges“ Recht gilt.

Die Erminonen wohnten im Binnenland; der Hauptstamm waren die Sueben, dazu weiter Chatten, Ermunduren (= „Alle Thüringer“), Cherusker, Semnonen. Da hier das bezeichnende Wort *aev-* fehlt, sehe ich in Erminones ein Wort für die „Allverbündeten“ etwa desselben Sinnes wie Ala-mannen. Denn *ermin*, *irmin* bedeutet „allumfassend, insgesamt“ (vgl. Irmen säule). Diese Erminonen haben vorwiegend eine indogermanisch ererbte Gottheit verehrt: der „*regnator omnium*“, d. h. der mächtige Himmelsherr, wurde bei ihnen verehrt; es ist Wodan, dessen Kult sich später auch bei den Ingävonon durchsetzte, nicht etwa Tyr, wie man gemeint hat; denn dieser Gott, der dem Saxnöt sehr nahe steht, war im Germanischen stets Kriegsgott; die Lehre, er sei einmal germanischer Himmelsgott gewesen, ist unhaltbar.

Wir sehen also in den Ingävonon, Istävonen und Erminonen sich drei Sondergruppen herausbilden, die in dem Götterkultus und der sozial-kulturellen Zusammensetzung sich unterscheiden: bei den Ingävonon an der See dringt der Bauernadel stärker durch, die Istävonen am Rhein erfahren durch die Kelten (und Römer) starke Beeinflussung, während bei den binnenländischen Erminonen sich die indogermanische Herrenschicht am wenigsten umgestalten ließ; es sind zunächst Kultverbände; da aber bei den Germanen auch Vertrag und Eid Dinge religiöser Art sind, so stellen sie zugleich rechtliche Völkerbünde dar.

Unmittelbar auf diese drei alten, westgermanischen Verbände geht auch trotz aller Wirren der Völkerwanderung im großen und ganzen die spätere Stammesverteilung zurück: die Ingävonon führen zu den Sachsen, nachdem Angeln und andere Stämme dieser Kult- und Rechtsgemeinschaft England besiedelt hatten und deshalb ausgeschieden und die westlichen Nordseestämme etwas abseits gerückt waren. Saxnöt, eine dem Tyr ähnliche Gestalt, der Gott des Kriegs nicht nur, sondern auch des Rechtes, wird ihr Hauptgott. Aus den rheinischen Istävonen geht der Frankensamm hervor, der infolge Berührung mit den Romanen besonders beweglich bleibt. Die Erminonen aber entwickelten sich infolge ihrer Ausbreitung im süddeutschen Kolonialland zu den oberdeutschen Stämmen, zu Alemannen und Baiern. So lassen sich die alten westgermanischen Kult- und Rechtsgemeinschaften bis zu ihrer Fortbildung zu Einzelstämmen verfolgen, die in althochdeutscher Zeit dann miteinander um die Macht rangen.

Im Norden siedelten viele Einzelstämme, die sich gegenseitig befehdeten. In Schweden treten zwei Volksgruppen besonders hervor, die Suien (altnordisch *Suiar*, lateinisch *Suiones*) und die

Gauten (altnordisch Gautar). Den Mittelpunkt des alten Schweden-gebiets bildete die Gegend um den Mälarsee, wo schon zu Tacitus' Zeiten ein mächtiges Königreich bestand. Nördlich des Mälars, bei Altuppsala, etwa eine Stunde Wegs nördlich des heutigen Uppsala, war die bekannteste Kultstätte im heiligen Wald. In Südschweden, im fruchtbaren Schonen, wohnten die Gauten, neuschwedisch Götar. Im Anfang des sechsten Jahrhunderts n. Chr. entstand zwischen diesen beiden Hauptstämmen des alten Schwedens ein mächtiger Kampf um die Oberherrschaft, der sich im angelsächsischen Epos „Beowulf“ widerspiegelt. Diese Kriege führten schließlich zu einer Verschmelzung; das Gautenreich ging im Swiengebiet allmählich auf. Aber noch heute ist der Gegensatz nicht nur der Landschaft, sondern auch der Bewohner in Süd- und Mittelschweden, also im fruchtbaren Schonen und etwa dem wälder-dunklen Småland, deutlich zu erkennen.

Aus Schonen kamen auch die Dänen, ein ursprünglich süd-schwedischer Volksstamm, der sich seit dem Abzug der Angeln und Jüten nach England auch in Jütland ausbreitete. Nach vielen Kämpfen entstand im Anfang des sechsten Jahrhunderts ein einheitliches Dänenreich. Am spätesten wurden die norwegischen Einzelstämme zu einem Reich geeint; Harald Schönhaar besiegte 872 in einer Schlacht bei Stavanger die vielen Kleinfürsten und schuf einen einheitlichen norwegischen Staat. Aber viele vornehme, freie Bauernfamilien wollten sich seiner Macht nicht beugen und wanderten aus; so entstanden in England, Irland, auf den Orkneys und Faröern, schließlich auch auf dem entlegenen Island norwegische Kolonien. Die „Zeit der Landnahme“, nordisch Land-namatid, begann (872—930). Auf Island erwuchs dann die art-echteste, ursprünglichste aller germanischen Literaturen mit ihren drei Hauptarten: Eddalieder, Sagaschreibung und Skaldengesänge. Hier sprechen nordische Menschen in ihrer Sprache, in ihrem Stil und in ihrer Kunst zu uns, und so danken wir dieser Eisinsel mit dem heisspochenden Herzen das kostbarste Vermächtnis des germanischen Nordens an die Gegenwart. Das ist die nordisch-germanische Literatur, die wir für unsere Gegenwart nützen und sie allem Volk wieder erschließen müssen!

Auch die Nordgermanen duldeten es nicht in der Heimat; zwar kam es zu keiner geschlossenen Kolonisation, aber in einzelnen Scharen unternahmen sie ihre weltweiten Wikingsfahrten. Grönland und Nordamerika haben sie — längst vor Kolumbus — erreicht; Nordfrankreich ist als „Normandie“ eine Kolonie von Wikingern gewesen, längs der Küsten Westeuropas entlang se-

gelten sie durch die Straße von Gibraltar nach Italien und Sizilien, dessen Normannenreich ja berühmt ist, und bekanntlich ist der russische Staat von Nordgermanen begründet worden; in isländischen Quellen wird Rußland Svíþjóð hin mikla „Großschweden“ genannt. In Byzanz hielten sich die Kaiser eine Leibwache aus Nordleuten, die Varanger, altnordisch vœringjar, die bis zum Untergang des byzantinischen Reiches bestand (1453). Runen künden von diesen Leistungen; so liest man auf einem Runenstein aus Ed in Uppland (nordwestlich von Stockholm) die Inschrift: Runa ristá lit Rahnvalder hvar á Kriflandi vas lisforunki „Runen ließ rizen Ragnvald, der in Griechenland Anführer der Leibwache war“ (etwa 1070). Besonders denkwürdig ist das Runenband auf dem Marmorlöwen von Venedig. Dieses 3 Meter hohe Bildwerk griechischer Kunst stand einst im Piräus, dem Hafen von Athen, weshalb dieser früher auch Porto Leone „Löwenhafen“ genannt wurde. Nach der Besiegung Athens durch die Venezianer wurde 1688 dieser Löwe als Kriegsbeute nach Venedig gebracht, wo er vor dem Arsenal noch heute steht. Auf beiden Seiten des Tierleibs sind Runenbänder eingemeißelt, deren Zeichen leider stark verwittert sind. Es steht da von einem Horse zu lesen, der auf seiner Fahrt mit Klugheit Gold gewonnen habe: „Schweden brachten dies auf dem Löwen an . . . Kämpfer ritzten Runen und meißelten sie.“

Die Wikingerzüge der Nordgermanen bieten ein beispielloses Bild wildester Abenteuerlust, tollkühnsten Wagemuts und überschüssiger, unverbrauchter Kraft. Das waren Herrenmenschen, die das Fürchten nicht kannten! Man tut den Wikingern schwer Unrecht, wenn man in ihnen wilde Barbaren sieht; gewiß haben sie viel Blut vergossen, geplündert und gewütet, aber sie gaben auch Vorbilder großartigen Heldentums und zeigten überall ihre staatenbildende Organisationskraft. England rechnet erst seit der Normannenherrschaft seine engere Geschichte, insofern sich erst seit diesem Volkseinschlag das Englische — gegenüber dem früheren Angelsachsenthum — entwickelte und einen mächtigen Aufstieg nahm. Das russische Reich ist von Wikingern begründet worden. Sizilien haben Nordleute von der Araberherrschaft befreit; aus dem ohnmächtigen Unteritalien haben Nordgermanen einen festen Staat geschaffen. Wikingere besaßen einen mächtigen Forscher Sinn, der sie aus Wissenslust zu gewaltigen Entdeckungsfahrten trieb; Grönland und die Ostküste von Nordamerika haben sie entdeckt, ins nördliche Eismeer sind sie vorgeedrungen, und sogar an der Mündung des Dnjepr ins „Schwarze Meer“ (bei Berejani) fand

sich ein nordischer Runenstein. Wladimir berief Künstler und Gelehrte an seinen Hof in Kiew, und Robert Guiscard gründete in Salerno die im Mittelalter hochberühmte Universität.

Diese Wikingerzüge entsprangen dem uralten indogermanischen Wandertrieb; genau so sind einst die Achäer plündernd über die griechische Inselwelt gefahren: zur See wurde hier weitergeführt, was zu Lande die indogermanischen und germanischen Völkerwanderungen begonnen hatten. Die Wikingerzüge versteht man nur, wenn man sie als letzten Ausklang altgermanischer, kraftgeschwellter, heldischer Jugendzeit auffaßt.

Überschauen wir noch einmal kurz das Bild, das sich aus unseren Betrachtungen ergab. Die innige Verschmelzung eines kräftigen, festhaft gewordenen Bauernadels mit kriegstüchtigen Indogermanenstämmen, die von Südosten nach dem Ostseegebiet gekommen waren, hatte zur Geburt des bäuerlich urwüchsigen Germanenvolks geführt. Daraus erklärt sich die neue, eigene Wesensart der Germanen gegenüber anderen indogermanischen Völkern, die ihrerseits auf fremde Kulturen stießen und sich mit anderen Stämmen vermischten. Bei den Germanen verlief der Vermischungsprozeß besonders günstig, weil Indogermanen und nordischer Bauernadel rassisch sehr ähnlich waren, und weil das Zusammenwachsen zu einem neuen einheitlichen Volkstum nicht nur sehr langsam und in einem vollgeschlossenen Gebiet, sondern auch ungestört von fremden Einflüssen und begünstigt durch ein der Nordrasse günstiges Klima vor sich ging. So entstand aus einem Teil der Indogermanen das Volk der Germanen.

Zunächst langsam und bedächtig dehnten sie die Grenzen aus, nach Westen zum Rhein und nach Süden; mit indogermanischen Nachbarn, den Illyriern und namentlich den Kelten kommt es zu Kämpfen, aus denen überall die Germanen siegreich hervorgehen. Die Kelten werden westwärts abgeschoben und soweit sie blieben, germanisiert. So wird das keltische Süddeutschland germanisches Kolonialland. Es scheint nun geradezu ein kulturhistorisches Gesetz zu sein, daß in einem gut und nicht übereilt gewonnenen Kolonialgebiet infolge der geistigen Spannungen zwischen neuen Herren und alten Bewohnern eine besonders anregende Kultur entsteht. So gewinnen diejenigen Germanen, die mit Kelten, Griechen, Römern in Berührung kommen, einen kulturellen Vorsprung über die in der alten Heimat gebliebenen Volksteile. Das Rheinland wird somit zu einem besonders rührigen germanischen Kulturgebiet. Hier entsteht denn auch das Frankenreich, das für

die deutsche Geschichte grundlegend geworden ist. Viel später wurden Österreich und Preußen solche Kolonialgebiete, wo besonders rege Tätigkeit entfaltet wird, so daß sie die Führung über das Mutterland erhielten.

Früh zieht es die Germanen nach dem Süden, von dessen sonnigem Klima und Reichtum schon in sehr alter Zeit Händler und Kaufleute berichtet hatten. Zuerst nehmen einzelne Söldnerdienst bei anderen Völkern; dann wandern ganze Stämme ab. Fast alle gehen sie der Heimat dauernd verloren und bringen fremden Völkern das wertvollste Blut. In Oberitalien entsteht so Goten- und Langobardenreich, in Frankreich, in Spanien, in Nordafrika, in Osteuropa, in Rußland: überall haben Germanen gewirkt, deutlich das Schicksal dieser Völker mitbestimmt und ihre staatenbildende Organisationskraft bewährt.

War allein die unselige Uneinigkeit der Kimbern und Teutonen daran schuld, daß Rom dank der Entschlossenheit des Marius einer Germanenherrschaft schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert entging, so haben Germanen später das morsche Römerreich eingerannt; umgekehrt ist dem Römer, dem sonst die ganze Welt zu Füßen lag, niemals gelungen, das eigentliche Germanien zu erobern: die Schlacht im Teutoburger Wald, die ruhmreiche Tat Arminis, hat den an Nachtmitteln so weit überlegenen Römern jede weitere Lust benommen, sich an die Germanen zu wagen. Ihren Treubegriff aber nutzten sie, um sich in entarteter Zeit eine wirklich gute Leibwache zu halten, im kaiserlichen Rom so gut wie in Byzanz! Zwar schalt man in verweichlichter Zeit gesunde Germanenkraft „Barbarentum“, aber man hatte eine ungeheure, innere Achtung vor ihr, und auf ihre Eide und ihre Treue war sicherer Verlaß, wo sonst nur Verrat und Lüge herrschte.

Der Name „Frankreich“, la France, zeigt schon, welcher Germanenstamm den unruhigen, romanisierten Kelten dieses Landes die staatliche Grundlage gegeben hat, und nur mit Lächeln wird man „Charlemagne“ als „französischen“ König in Anspruch genommen sehen von einem Volk, das seine alte indogermanische Sprache in der Verknechtung Roms hat ganz aufgeben müssen. Die „Normandie“ berichtet ebensogut wie „Burgund“ davon, wieviel Germanenblut nach Frankreich abgegeben wurde. England erwuchs in romanisiertem Keltenland aus der Kolonie westgermanischer Stämme, denen dann romanisierte Normannen die letzte Prägung gaben.

Überblickt man diese unbestreitbaren Tatsachen, so ergibt sich als der tatsächlich größte und gefährlichste Gegner des Germanentums — Rom und die römischen Kolonien seit den Tagen des

römischen Weltreichs, dem das Germanenland niemals eingefügt war. Auch diese Wahrheit gilt es deutlich und in ihrer ganzen Tragweite zu erkennen. Die Römer hatten von allen anderen indogermanischen Stämmen große Tatkraft und staatsbildendes Organisationstalent voraus, ebenso wie die Germanen; auch bei ihnen ist in der Zeit ihrer eigentlichen Jugendkraft ein stark bäuerliches Element deutlich wahrzunehmen. Aber sie waren früher reif geworden und den Germanen zuvorgekommen; denn sie wohnten in einem südlichen, günstigeren Klima und konnten sich früh an den Kulturwerten Griechenlands bereichern. Damit aber wurden sie sich selber langsam entfremdet: je weiter sich die Grenzen ihres Weltreichs dehnten, um so dünner rieselte echtes Römerblut in den Adern der römischen Bürger. Und so mußte die Stunde kommen, wo infolge Überfremdung das mächtige Weltreich auseinanderbrach, und Germanen sind bei seiner Zerstörung besonders am Werk gewesen.

Aber der Gedanke des römischen Reichs als eines Weltreichs der Kultur und seiner Bildung, wogegen alles, was ihm nicht einverleibt worden war, als kulturloses Barbarentum angesehen wurde, verschwand nicht mit der tatsächlichen Auflösung des politischen Gebildes und wirkt bis zur Gegenwart weiter. Denn das Christentum ergoß sich in diese Form, und das römische Weltreich wird dadurch gleichgesetzt dem christlichen Weltreich. Als auch die Germanen Christen wurden, drohte ihnen auf geistigem Gebiet die Romanisierung, deren sie sich auf staatlich politischem Gebiet so stolz erwehrt hatten. Denn nicht in einer übervölkischen Form als Lehre reiner Menschenliebe trat das Christentum zu den Germanen, sondern in der besonderen Bindung an die Antike, gefärbt durch starke Einflüsse des antiken Mysterienwesens und den Gedanken der römischen Weltherrschaft. Mit derselben Gehässigkeit, Ungerechtigkeit und Hoffart, wie einst der Bewohner einer römischen Provinz trotz seiner Ketten auf die freigebliebenen Germanen blickte, wurde nun, wo der alte Kampf vom Politisch-Staatlichen ins Geistige und Religiöse umbog, heimisches Volkstum, germanischer Glaube und germanische Religion als „heidnisch“ verächtlich gemacht, obwohl die Kämpfer der neuen Lehre das antike „Heidentum“ auch als Christen ehrten, pflegten und sich für die Erhaltung dieser doch auch „heidnischen“ Literatur die größten Verdienste erwarben! Hätten so auch die Christen, Bischöfe und Geistlichen auf Island empfunden, so wüßten wir von der alten Herrlichkeit und dem Heidentum der Germanen so gut wie nichts! Hätte nicht in Luthers gewaltiger Reformationstat,

in welcher die Empörung des deutschen Geistes gegen welsche Art zum mächtigsten Durchbruch gekommen ist, sich Germanentum auf sein innerstes Wesen besonnen, so wäre die geistige Romanisierung, die innere Überfremdung so gut wie unaufhaltsam gewesen!

Aber immer wieder besinnt sich der Germane auf sein eignes Wesen und seinen eignen Wert; übernimmt er fremde Werte, Anregungen und Stoffe, so formt er sie sich artgemäß um. So auch in der Religion. Und als Luthers Werk eines germanischen Christentums mit der Freiheit eines Christenmenschen und seinem starken Kämpfergott vor dem allzumächtigen Ansturm der Gegner bedroht war, landete der König des germanischen Nachbarvolks, der Schwede Gustav Adolf, an der deutschen Ostseeküste, um zu verteidigen, was er als besonders volksecht und artentsprechend erkannt, nein empfunden hatte. Deshalb fand das Luthertum gerade in germanisch-nordischen Ländern dauernde Heimat. Ein zweiter Angriff auf die mysterien-düstere, mittelalterlich-römische Kirche ging dann vom deutschen Idealismus aus, der ein Protest ist gegen die Lehre von der Sündhaftigkeit alles Irdischen und gegen einen lähmenden Pessimismus und die Weltverneinung, wie sie das christliche deutsche Mittelalter beschattete (s. Korff, Geist der Goethezeit I, 1923, Einleitung). Es ist ganz verfehlt, in dem deutschen Idealismus eine „grandiose Versöhnung von Antike, Christentum und ‚modernem‘ Denken“ sehen zu wollen, was Werner Jäger in seinem programmatischen Aufsatz ‚Die geistige Gegenwart der Antike‘ 1929, S. 19 behauptet, sondern er ist eine Umgestaltung, Weiterbildung, Vertiefung und Ausdeutung antiker Stoffe, Kunst und Weltanschauung durch den deutschen Geist, eine wirkliche Neugeburt und Neuschöpfung antiker Werte aus dem besonders deutschen Geist heraus und zugleich eine Absage an mittelalterliche Sündendepression! Und selbst Nietzsche's „Umwertung aller Werte“ und seine — gewiß krampfhaft übersteigerte und ungerechte — Feindschaft gegen das Christentum ist ähnlich zu beurteilen: sein Ideal vom Herrenmenschen und seine Moral der Kraft hatte längst in manchen Männern der nordischen Wikingerzeit einst eine viel kraftvollere, lebensnähere Verwirklichung gefunden, als sie die verschwommenen Sehnsuchtsträume des krankhaften Dichter-Philosophen zu gestalten vermochten.

Der Humanismus hat dem Deutschtum deshalb viel Schaden zugefügt, weil er immer wieder Fremdes aufdringen, ja oft das Germanisch-Völkische als „barbarisch“ verdrängen wollte; insbesondere ist der Einfluß der Renaissance der selbständigen völkischen Entwicklung schädlich und hemmend gewesen: fremde, Form-

mittel, fremde Zielsetzung, fremde Kunstideale wurden plump entlehnt und unverändert übernommen, statt volksgemäß umgebildet zu werden. Das Unheilvollste an ihm war aber die Kluft zwischen Gebildeten, welche der Humanismus zu internationalen, allgemein menschlichen Weltbürgern zu machen drohte, und der großen Masse des Volkes, die natürlich nicht das geringste Verständnis haben konnte für griechische und römische Bildungswerte. Zum Glaubensgegensatz der Protestanten und Katholiken kam so noch der Standesgegensatz von „Gebildeten“ und „ungebildeter“ Volksmasse. Statt einer einheitlichen völkischen Erziehung und Kultur in Wahrheit neue Spaltung und Zerklüftung! Immer fühlt sich mit Kennermiene als letzter Kunstrichter der fremdgebildete Humanist; noch Goethe merkt man öfters den Respekt an, den er vor den „Kennern“ des Altertums als letzten Richtern in Sachen des Geschmacks hat. Welch ein Wahnsinn, wenn deutsche Männer in kläglichster Weise ihren Namen ins Griechische oder Lateinische übersetzen, wie Melanchthon, Ocolampadius, und wenn dann ein Schneider sich Sartorius, ein Becker Pistorius, ein Müller Molitor, ein Schulze Praetorius, ein Weber Textor nennt! Solche Narrenmoden beleuchten blizartig das Volksfremde und Volkseutwurzelnde der Renaissance und eines entwurzelnden, mißverstandenen Humanismus. Denn Antike und Christentum sind nur Edelkreiser, die man dem germanischen Wurzelstamm aufokuliert hat, sie sind nicht selbst Wurzeln des Deutschtums. Auch diese eingepflanzten, fremden Keiser müssen Nahrung und Säfte erhalten von der germanischen Wurzel und dürfen nicht wie zerstörendes Scharozergeschlinge dem Wurzelstamm die Kraft ausaugen.

Die Antike wird man stets in Deutschland studieren müssen, nicht nur wegen ihrer bewundernswerten Kultur- und Geisteswerte selbst, sondern auch weil sie mit ihren jahrhundertlangen Wirkungen auf die germanische Welt an der Bildung des Deutschtums und deutschen Geistes besonders beteiligt ist. Aber mit Entschiedenheit ist die von ihm stets drohende, innere Vergewaltigung des deutschen Geistes abzuwehren, und nur durch Umschmelzung und lebendige Neugestaltung, nicht durch plumpe Übernahme ihrer Gaben ist die Lösung einer deutschen, umfassenden Nationalerziehung möglich, für die das Unmittelbare und Wichtigere stets die germanische Vergangenheit, die deutsche Geschichte, Kultur und Volkskunde sind, nicht der fremde aufgepfropfte Humanismus: die einheitliche Grundlage deutscher Bildung kann nur das Germanentum sein, aber nicht die Antike.

Alle Künste hat der Humanismus in Deutschland mit seiner Bevormundung und seinem fremden Maßstab in der volksgemäßen, naturhaften Eigenentwicklung gehemmt und gestört, nur eine nicht, weil er da selbst wenig zu bieten hatte: die Musik. Hier konnte, obwohl in der Kirchenmusik starke südliche Einflüsse vorliegen, sich die deutsche Seele unbelästigt durch die Renaissance den artgemäßen Ausdruck schaffen, und so entstand die große, stolze deutsche Musik. Aber es ist zweifellos, daß auch in allen anderen Künsten der deutsche Geist ähnlich Selbständiges und Wesenechtes geleistet hätte, wäre nicht immer wieder die Störung aus dem fremden Süden gekommen, die selbst bei unseren besten Klassikern nicht zu verkennen ist. Hier liegen die großen Verdienste Herders und der Romantik, eine Gegenbewegung geschaffen zu haben, die dem Wesen des deutschen Geistes entgegenkam. Statt ewiger, allgemeinmenschlicher, stillstehender Ideale betonte er bei mächtiger Erweiterung des Gesichtskreises das lebendige Werden und Entwickeln; in dieser Zeit entstand die deutsche Volksschule, nicht schon in den Tagen der Reformation, die vielmehr nur die höhere Gelehrtenschule, das Gymnasium, geschaffen hat. So kann für die Zukunft nur ein deutscher, historisch empfundener Humanismus in Betracht kommen, für den schon ein Ulrich von Hutten gekämpft hat, und jene eingepflanzten fremden Keiser müssen von der germanischen Wurzel genährt werden, damit sich an den Früchten dieses im Germanentum wurzelnden Baumes nicht nur eine kleine Sachgruppe von Gelehrten, Ästhetern und „Intellektuellen“, sondern das ganze Volk geistig ernähren kann.

Der Ausblick zeigte, daß nordisch-germanische und südländisch-antike Kultur die größten Gegensätze sind. Bei der schweren, durch die Lage des Landes bedingten Aufgabe, sich bei diesen ewig feindlichen Gewalten zu behaupten und sich mit ihnen auseinanderzusetzen, waren auf dem Festland aus Westgermanen — Deutsche geworden. Bei ihrer Heimat im Herzen Europas, wo fremde Kultureinflüsse von allen Seiten zusammenstoßen und Übergänge schaffen, hatten sie es besonders schwer, sich völkisch in ihrem Bluterbe und ihrer germanischen Grundlage zu behaupten. Die alte faustische Spannung der Germanenseele verstärkte sich in Deutschland noch ganz bedeutend, erhöhte und stählte aber auch die Tatkraft und geistige Lebendigkeit, weil stets von neuem der Kampf zwischen Norden und Süden, zwischen eigenem Volkstum und der bedrohlichen Gefahr der Überfremdung bis zum heutigen Tag sehr im Gegensatz zu anderen Völkern ausgefochten werden muß: im deutschen Volk finden wir daher die alte faustische Spannung der Germanenseele in erhöhtem und gesteigertem Maß vor.

Ausklang: Das deutsche Volk und die deutsche Sprache

Die unruhige Blut- und Eisenzeit der germanischen Völkerwanderung, die germanische Stämme bunt durcheinanderwürfelte und mit anderen Völkern und anderen Kulturen zusammenbrachte, fand ihren Abschluß in der Begründung des Frankenreichs durch Chlodwech (481—511). Die Keimzelle dieses Reichs war das Land der salischen Franken, die Gegend von der Somme bis zu den Rheinmündungen. Hier war Merowechs Sohn Childerich um die Mitte des fünften Jahrhunderts König gewesen. Chlodwech besiegte den Syagrius und schlug damit den südlich-romanischen Einfluß ab; dann ging sein Kampf gegen Nachbarstämme, zunächst gegen die Alamannen. Diese waren nach dem Sturz der Römerherrschaft westwärts nach den Vogesen und nordwärts nach der heutigen Pfalz zu vorgestoßen. 496 besiegte sie Chlodwech, bringt sie in Abhängigkeitsverhältnis und drängt sie zurück, im nördlichen Boden, in der Pfalz und nach dem Elsaß zu, in den Maingegenden erlangen Franken die Führung. Daß die Alamannen nicht ganz untertan und ins Frankenreich einverleibt wurden, ist Theoderich dem Großen zu danken, der die Alamannen schützte und damit süddeutsche Eigenart rettete.

Am Weihnachtsfest 496 nach seinem Alamannensieg ließ sich Chlodwech nach längerem Schwanken zum römisch-katholischen Christentum taufen, wobei der Einfluß seiner Gattin Frodehilde aus Burgund wesentlich war. Er sah in echt germanischem Denken in Christus den stärkeren Gott; denn es war bei den Germanen üblich geworden, sich einen Gott, den man für den mächtigsten hielt, zu seinem Schützer zu wählen (altnordisch fulltrúi). Natürlich folgten viele seiner Gefolgs- und Hofleute; aber niemals ist Chlodwech dem alten „Heidenglauben“ entgegengetreten. Christlicher und germanischer Glaube gingen noch ein Jahrhundert lang nebeneinander her. Keine Spur davon, daß christliche Lehren vom Liebesgebot nun irgendeine Bedeutung gewonnen hätten! Im Gegenteil, die Greuel im Merovingerreich beweisen einen viel tieferen sittlichen Zustand, trotz der christlichen Staatsreligion, als er je im „heidnischen“ Germanien geherrscht hatte! Chlodwechs Politik ging zunächst darauf aus, andere Kleinkönige, die ihm ebenbürtig hätten gefährlich werden können, niederzuwerfen und

ihre Familien auszurotten. Dann wandte er sich gegen das Westgotenreich, wo König Marich II. herrschte; bei Poitiers wurde der Westgotenkönig 507 besiegt und getötet. Nun stürzten die Franken bis an die Pyrenäen und wenden sich von da nach dem Südosten; aber Theoderich griff ein und verteidigte dies Gebiet. 511 starb, 45-jährig, Chlodwech in Paris; er hatte dem Frankenstamm die Vorherrschaft im Westen gesichert, Germanen zu Herren des heutigen „Frankreichs“ (la France) gemacht.

Unter seinen Nachfolgern breitet sich der Einfluß des Frankenreichs über Thüringen, über Alemannien und die Provence. Um 540 fügt sich auch Bayern, wo die Agilolfinger Herzöge waren, dem Reiche an. Aber im fränkischen Königshaus toben die fürchterlichsten Bruderkriege und beweisen, wie das Christentum und der starke romanische Einfluß auf die Franken zunächst von einer geradezu zersetzenden Folge gewesen ist: man wird aus der gesamten „heidnisch“-germanischen Geschichte keine entfernt so grausamen, sittlich haltlosen Menschen nachweisen können, wie sie jetzt in Masse im christlichen Merowingerreich auftreten. Brunihildens Gestalt ragt daraus hervor wie eine letzte Verkörperung schwindender germanischer Kraftnaturen. Ihre Besiegung war 613 Lothar II. nur geglückt, indem er dem emporgekommenen Amtsadel starke Zugeständnisse gemacht hatte; er verlangt immer mehr Anteil an der Herrschaft, und die Folge ist der Auseinanderfall des Reichs in den romanischen Westen (Neustrien), den deutschen Osten (Austrasien) und den halbgermanischen Süden (Burgund); eigene Reichstage, eigene Reichsbeamte („Hausmeier“), eigene Verwaltung besitzen diese Teile, auch als Dagobert I. (629—39) noch einmal als Herrscher dem gemeinsamem Reich vorsteht. Die Folge ist, daß auch die Herzogtümer Thüringen, Alemannien, Bayern wieder selbständiger werden. Da gelingt es Pipin von Austrasien die Einheit wieder zu erzwingen (Sieg bei Tertry 687), unter Karl Martell (714—41) wird die Herrschergewalt weiter befestigt; er und seine Nachfolger machen Alemannien und Bayern wieder abhängig, 747 wird Pipin Machthaber und 751 König. 788 ist der Bayernherzog Tassilo endgültig unterworfen. Karl der Große wendet sich nach Italien und empfängt von dem dankbaren Papst am Weihnachtsfest die Krone als „römischer Kaiser deutscher Nation“. Damit wird ein äußerst bedenkliches Ideal aufgestellt. Die Gefahr einer Entwurzelung deutscher Stammesart und der geistigen inneren Romanisierung, der Abwendung vom heimischen Norden zum fremden Süden verläßt von da nicht mehr die deutsche Geschichte! Italienfahrten deutscher Kaiser, weltlicher Einfluß des Papstes,

später die humanistischen Geistesströmungen: all das zeigt die ungünstige, ja oft gefährliche Überschätzung der südländischen, antiromanischen Kulturbestrebungen, die sich mit dem Christentum enge verbunden hatten und sich einem volksgemäßen, eigenartigen Wachsen und Reifen der wurzelhaften deutschen Volkskraft bevormundend, hemmend und störend in den Weg stellten.

Karl der Große war gewiß ein bedeutender Fürst und hat sehr viele Verdienste um die politische Gestaltung des Frankenreichs und um die Förderung der Bildung und des Geisteslebens. Aber dem stehen schwere Fehler in seinem Charakter gegenüber, und es muß beachtet werden, daß seine Bestrebungen in vielem undeutsch und gegenvölkisch waren: er war der Wegbereiter romanischer Bildungsideale, die er unverändert mit plumper Gewalt den Deutschen aufzwang, anstatt sie artgemäß deutschem Wesen anzupassen. Latein ist für ihn die Kirchensprache, er will klassisches Altertum mit biblischen Vorstellungen verbinden und dies der als minderwertig und tief geltenden Volksüberlieferung in heimisch deutscher Sprache bewußt entgegenstellen. Die karolingische „Renaissance“ war gegendeutsch nicht, weil sie christliche Bildungswerte an sich einfuhrte, sondern weil sie diese in der fremden, romanisierten Form unverändert aufpfropfen wollte und Germanisches für minderwertig ansah, weil Christliches mit antikem Heidentum unlösbar verbündet war und man versäumte, das Ausländische artgemäß umzubilden. So ist die Möglichkeit, ein deutsches, artentsprechendes Christentum aus dem Wesen der deutschen Seele heraus zu gestalten, wozu in Ulfilas, gotischer Bibelübersetzung und vor allem in der Helianddichtung so verheißungsvolle Ansätze vorhanden waren, durch Karl den Großen zerstört worden. Und unter seinen Nachfolgern wurde sogar einheimisch deutsche Dichtung und Sagenüberlieferung vernichtet; den einzigen Rest altdeutscher Dichtung, das Hildebrandslied, verdanken wir einem bloßen Zufall! Wie wenig aber dieses Christentum den wahren Lehren Jesu entsprach, zeigt, von manch anderem abgesehen, Karls Sachsenbekehrung mit dem fluchwürdigen Blutbad von Verden; wer so handeln konnte, war vielleicht wohl ein Schürzer der damaligen Kirche, niemals aber ein innerlicher, wirklicher Christ! Und sittlich waren diese Sachsen mit ihrem volkstreuem Herzog Widukind bei ihrer Treue gegen ihr Volkstum dem damaligen kaiserlichen Freund der Kirche weit überlegen. Leider ist auch im Norden die Bekehrung des Volks zum Christentum mit roher Gewalt und grausamen Bluttaten erzwungen worden. Als dann später in St. Gallen sich die wackeren Mönche wieder auf ihr Deutschtum besonnen hatten

und namentlich der treffliche Notker in deutscher Sprache die ausländischen Werte wirklich einpflanzen wollte, wurde auch dieser neue verheißungsvolle Ansatz zu einer volksgemäßerer Bildung jäh abgebrochen durch die Clugny-Bewegung, über die wir Ekkehardt IV. von St. Gallen klagen sehen.

Neben dem merowingischen Frankreich hatte es nämlich noch ein anderes, wichtiges Bildungsgebiet gegeben, das Langobardenreich, das auf Bayern und Alemannien einwirkte. Seit dem 6. Jahrhundert war das langobardische und bayerische Fürstenthaus verwandtschaftlich verbunden; der Bayernherzog Garibald hatte Waldrade geheiratet, die Tochter des Langobardenkönigs Wacho. Die Gebiete der Bayern und Langobarden berührten sich auch nach deren Abwanderung nach Italien, weil bayerisches Land über den Brenner südwärts reichte. Auch in der Folgezeit kam es zu ehelichen Verbindungen der beiden Fürstenthäuser und zu einem langobardisch-bayerischen Bündnis. Als Tassilo von Bayern sich 763 von Pipin trennte, fand er daher natürlich bei den Langobarden Hilfe und Unterstützung.

Die Alemannen hatte der Frankenstieg von 496 schwer getroffen, sie konnten lange nicht so zäh sich des fränkischen Einflusses erwehren wie die Bayern. Mitte des 8. Jahrhunderts wurde nach einer mißlungenen Empörung das alemannische Herzogtum ganz eingezogen. So war Alemannien ein Übergangsland, hier hatten die Bayern keine Hilfe. Im Langobardenreich befand sich das berühmte Kloster Bobbio, das Columban gegründet hat. Theutelinde, die Tochter Garibalds und Waldrades, die einen Langobardenkönig geheiratet hatte, beschenkte dieses Kloster aufs reichste, so daß es der Hauptsitz des damaligen katholischen Christentums wurde. Von hier ging ein mächtiger Bildungsstrom auch über die Alpen, der die süddeutschen Klöster, namentlich St. Gallen und Reichenau, mächtig berührt hat. Die ältesten Glossen sind hier nach dem Muster angefertigt, wie sie in Bobbio vorlagen. Der Mann, der eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung im Zusammenhang mit diesen Kulturströmungen gehabt hat, war Cassiodorus († 575), der am Gotenhof unter Theoderich und seinen Nachfolgern eine führende Rolle gespielt hat. Nach dem Sturz der Gotenherrschaft zog er sich auf seine Güter nach Calabrien zu mönchischer Einsamkeit zurück. Hier verfaßte er seine zahlreichen theologischen und grammatischen Schriften, die zum Vorbild und zur Richtschnur der deutschen Klosterbildung geworden sind. Nach 600 kam seine reiche Bibliothek, wohl infolge Theutelindens Bemühungen, ins Langobardenreich, meistens nach Bobbio, manches auch nach Verona.

Cassiodors Bedeutung liegt darin, daß er den drohenden Riß zwischen antikem Heidentum und dem Christentum in Italien zu verhindern wußte. Er rettet die bedrohte heidnische Antike mit der Forderung, die Kirche müsse die antike Bildung bewahren und weiter fortbilden, was in der Lehre der Kirchenväter ebenfalls gefordert wurde. Weit entfernt, hier von „Heidentum“ zu reden und die antike Religion und entartete Kultur schroff der neuen christlichen Lehre entgegenzustellen — was eigentlich natürlich gewesen wäre —, vermied er den Riß und Bruch und stellte die heidnisch-antike Kultur als organische Vorläuferin der christlichen Zeit hin, wozu nicht Jesu Lehre, wohl aber die sehr starke Abhängigkeit der späteren Christengemeinde von antik-hellenistischen Mysterien und die Abfassung des neuen Testaments in hellenistisch-griechischer Sprache freilich eine gewisse Berechtigung gab, und so erleben wir das Seltsame, daß Mönche die antike, „heidnische“ Literatur, statt zu vernichten und zu befehden, gepflegt und gerettet haben; heidnische Gottheiten werden als dichterische Bilder und Allegorien angesehen, kurz Kirche und Antike schließen einen festen Bund, und man erreicht damit, daß die Kirche sich die antiken Werte, soweit das irgend möglich ist, aneignet und lebendig weiterentwickelt. Mit Aristoteles werden in der Scholastik christliche Lehren verteidigt; lehrten doch schon die Kirchenväter, daß der tiefste Kern der antiken Philosophie mit der christlichen Wahrheit übereinstimme! Auch das hat seine tieferen Gründe, denn das Christentum ist erst mit dem Augenblick zur Weltreligion des Abendlands geworden, als die Lehre Jesu aus der aramäischen Sprachform der ersten Gemeinden in die griechische Denkform durch Paulus und seine Nachfolger übernommen war, d. h. nachdem sie indogermanisches Gebiet betreten hatte und sich schließlich das Weltreich Roms hatte erobern können. Mit griechischer Sprache, in griechischem Geist geformt, beeinflusst vom Hellenismus und seinen alten Mysteriengedanken, erwuchs aus Jesu Lehre eine Kirche, die möglichst viel antikes Kulturgut zu beerben wußte; so entstand die gewaltige Religion der neueren indogermanischen Völker. Ohne die Verarbeitung und Umprägung der christlichen Lehre in griechischer Sprachform und in griechischem Geist hätte das semitisch verwurzelte Christentum schwerlich das Abendland erobert. Aber so wurde seine orientalische Urform umgeschmolzen und dem indogermanischen Denken erst faßbar.

So sehr wir uns über die Rettung der Werte des klassischen Altertums durch Mönche und Geistliche freuen, so sehr wird jeder wirklich deutsch fühlende Mann und Freund des germanischen

Altertums es bedauern, daß die alten deutschen Lieder und Sagen dem Fanatismus der Geistlichen zum Opfer fielen und vernichtet worden sind. Was in Rom, in Irland und Island möglich gewesen ist, war auch in Deutschland zu erreichen. Nicht die irischen Glaubensboten, nicht das Christentum ist daran schuld, das lehrt: „Liebet eure Feinde“, sondern das Schicksal, daß das Christentum hellenistische Färbung annahm und von Rom bei den Deutschen organisiert wurde, daß man Deutschland als eine Art geistige Provinz für die römische Zentrale ansah.

Was hier in Italien möglich war, nämlich „Heidentum“ (d. h. römisches Volkstum und römischen Volksglauben) und Christentum zu verbinden und eine organische, zusammenhängende Entwicklung auf volksgemäßer Grundlage zu erreichen: — warum ist es den Germanen verwehrt worden? Warum hat man nicht auch hier einen Riß vermieden und sie gezwungen, gewaltsam zu verbrennen, was sie seither angebetet, und anzubeten, was sie seither verbrannt hatten?

Das ist es, was man Karl dem Großen und seinen Vorgängern vorzuwerfen hat: statt die neuen großen und edlen Werte der Volksart gemäß anzupassen, weiterzubilden und als fördernde Anregungen zu übernehmen, statt das christliche Edelreis behutsam in deutscher heimischer Erde einzupflanzen und Wurzel schlagen zu lassen, wurde ein schroffer Riß aufgetan, alles Volksgemäße wurde hier als „heidnisch“ gewaltsam verfolgt, erdrückt, ausgerottet; dagegen das Heidentum der Antike, das mit der Kirche seinen unlösbaren Bund geschlossen hatte, wurde äußerlich aufgezwungen und mit Gewalt und Grausamkeit dem Norden aufgenötigt. Man redet vom Christentum, aber tatsächlich war damit weitgehendst antik-römische Kultur verkoppelt. Spreche man nicht von den unvergleichlich höheren Werten des antiken Heidentums gegenüber dem germanischen! Was damals mit der Kirche seinen Bund geschlossen hatte, war ausgehendes, sittlich verkommenes Heidentum gewesen; aber mit südländischem, romanischem Fanatismus wurde diese Kultur dem Norden, der eine ganz andere Art und Sittlichkeit hatte, aufgedrückt, in der Absicht, ihn geistig nicht so sehr zum Christentum zu bekehren, als ihn zu romanisieren. Alle Mittel südländischer Beredsamkeit und Fassverblendung stellten ein Ferrbild auf von dem germanischen Barbaren und Heiden, eine Verunglimpfung, die bis zur Gegenwart andauert. Man hat diesen grundlegenden Bund zwischen Christentum und Antike, zwischen römischem Weltreich und christlichem Kulturbereich m. A. n. längst nicht gebührend hervorgehoben; man sieht nicht, daß die

Welschen das Christentum nur vorhielten, um hinter diesem mächtigen Schild ihre politischen Romanisierungspläne in einer neuen Form zu verwirklichen. Wer sich gegen das Römische wandte, den stellte man heuchlerisch als Feind des Christentums hin, das mit Rom und römischem Reich von Haus aus gar nichts zu tun hat.

Freilich zu stark und fest war germanische Kraft im Deutschtum, als daß sie der geistigen Romanisierung verfallen wäre. Denn die deutsche Art hat sich noch nie fremden Einflüssen verwehrt; aber solange sie lebendig ist, bildet sie die fremden Anregungen wesensgemäß um. Man mißverstehe uns ja nicht, als redeten wir einer unbedingten Ablehnung fremder Kulturleistungen und der Abweisung fremder Stoffe das Wort! Das hieße deutsches Wesen völlig verkennen! Bei innerer Überfremdung soll aber fremde Weltanschauung, Kunst und Kultur in der fremden Form aufgezwungen werden, und dagegen ist unbedingter Widerstand nötig. Was hat deutscher Geist aus fremden Anregungen gemacht! Mag die Gotik in Frankreich entstanden sein, die besondere Vollendung erfuhr sie auf germanischem Boden. Die Stoffe der mittelalterlichen Dichtung stammen aus Frankreich, aber weldh ein Unterschied zwischen Chretien von Troyes und den Werken eines Hartmann von Aue und gar Wolframs von Eschenbach! Was machen Goethe oder Kleist aus antiken Stoffen! Wie deutsch ist der „Faust“, auch in seinem „zweiten Teil“, Sölderlins „Hyperion“ ist nur fremder Rohstoff, aber innerlich in echt deutscher Sehnsucht gestaltet. So wird der deutsche Geist auch das Christentum anders erleben als romanische Völker. Und in der Tat, nach einer Zeit begreiflicher innerer Saltlosigkeit suchte sich gerade die deutsche Seele mit besonderer Innerlichkeit des tiefen, inneren Gehalts der Lehre zu bemächtigen, die man in zeitbedingter Form ihr aufgenötigt hatte. Es hat etwas unendlich Ergreifendes, zu sehen, wie sich die deutsche Seele mit tiefstem Ernst bald bemüht, den christlichen Lehren innerlichst zu genügen, und darum ringt, den Pflichten der Welt und den jenseitigen Zielrichtungen zu genügen: Das Problem des mittelalterlichen Denkens. Davon hat der Süden nie eine Ahnung gehabt, weil er sich ohne weiteres äußerlich mit den Gnadenmitteln und Riten seiner Kirche begnügt. Sie empfiehlt man auch dem Deutschen. Mit solcher Oberflächlichkeit war aber der grüblerische Deutsche nicht auf die Dauer abzufinden, und so empört sich in Luthers Reformation der germanische Geist gegen die fremde Bevormundung: Das Christentum will und muß der Deutsche wie alle Kulturmächte in einer seiner völkischen Eigenart entsprechenden Weise erleben.

Dieser kurze Ausblick zeigt die grundlegende Bedeutung Casiodors, die weit bedeutungsvoller war, wie etwa die Alkuins, des Lehrers des Frankenreichs. Er ist der Vermittler der verbündeten, antik-christlichen Wissenschaft und Geisteskultur an den Norden geworden; seine Art, Antikes christlich weiterzuführen, seine Bearbeitungen in römischer Gesinnung, gab die Grundlage für Mönchskultur und mittelalterliches Wissen. Erst der Humanismus hat ein unparteiischeres, reineres Bild der Antike wieder zu gewinnen versucht, da die Griechen größeren Einfluß gewinnen, und die Reformation erst sprengte den alten Bund zwischen christlicher römischer Kirche und der Antike. Im Gegensatz zu politisch uninteressierten innerlich schwankenden Gelehrten wie Erasmus von Rotterdam haben dann Reuchlin, Melancthon, vor allem aber der temperamentvolle Ulrich von Hutten den Typus des deutschen Humanisten geprägt. Aber ganz war der Bund zwischen antikem Heidentum und katholischer Kirche niemals zu sprengen, so innerlich widerspruchsvoll er an sich auch ist. Das zeigt schon das Latein als Kirchensprache.

Jetzt wird deutlich, daß für die Germanenart nicht das Christentum an sich eine Überfremdung brachte, wohl aber die mit der damaligen Einführung des Christentums unzertrennliche Sesselfung an die Antike und römisch-antike Kultur und Weltauffassung, die den deutschen Geist in seinem Wesen umbiegen wollte. Die erhabenen Lehren des Christentums sind keiner Volksart gefährlich; das besprochene Bündnis der römisch-christlichen Kirche mit der Antike dagegen brachten die große Gefahr, den germanischen Volksgeist in seiner tiefsten Eigenart innerlich zu überfremden, zu knicken und zu entwurzeln, kurz zu romanisieren. Es dürfte daher kein Zufall sein, daß Luthers Lehre sich gerade in Norddeutschland und den skandinavischen Ländern ausbreitete, und auch England hat sich in einer gewissen Selbständigkeit gehalten. Denn es ist keine Frage, daß in der Zeit der Reformation der germanische Geist im deutschen Menschen durchgebrochen ist: man empörte sich gegen die Verwelschung, gegen den Macht Hunger der Kirche und ihre Mißstände, die kein Konzil hatte beseitigen können, aber auch gegen die volksfremde Politik eines Karl V. Leider kam es nicht zu einer Versöhnung mit der römischen Kirche, die ehrwürdig ist durch ihre alte Tradition, und so brachte diese Zeit auch die Spaltung der Deutschen in religiöser Hinsicht. Dies wäre schwerlich eingetreten, wenn wir ein deutsches Christentum, wie es vor Bonifatius' Wirken in schönen Ansätzen sich entwickelt hatte, behalten und weitergebildet hätten.

Es muß beachtet werden, daß abgesehen von christlichen Gründungen vor der Völkerwanderungszeit und von den Goten Ulfilas das Christentum von Irländern in Südwestdeutschland zunächst verbreitet worden war: Columban und sein Schüler St. Gallus wirkten am Bodensee; Fridolin in Säckingen; Trudpert ist der Apostel des Breisgaus, Pirmin stiftet 724 das Kloster Reichenau, 727 Murbach im Oberelsaß. Kilian schafft mit Würzburg einen kirchlichen Mittelpunkt für Ostfranken, St. Emmeran aus Poitiers gründet um 750 Regensburg. Audpert hatte schon 696 Salzburg gestiftet, Corbinian 717 Freising. So wurde in Süddeutschland im 7. und 8. Jahrhundert durch irische Mönche und ihre Schüler das Christentum gepredigt. In Irland hatte nämlich während der unruhigen Völkerwanderungszeit in aller Ruhe und gutem Frieden das Christentum beste Pflege gefunden. Aber diese irischen Mönche suchten keinen Riß zwischen „Seidentum“ und Christentum bei ihrem Volk aufzutun, sondern neben den christlichen und antiken Literaturwerken erhielten sie liebevoll auch die heimische Überlieferung ihres Volkes, ähnlich, wie später im Norden, auf Island, die Geistlichen noch weiter ihre Freude an der vorchristlichen Überlieferung der germanischen Zeit hatten. Man sieht, wie beklagenswert der Sanatismus artfremder Priester nur in Deutschland gehaust hat!

Dann aber werden die Iren, die sog. „Schottenmönche“, durch angelsächsische Missionare abgelöst, die namentlich in Hessen und Thüringen wirken. Aber im Gegensatz zu den irischen Glaubensboten, die nur für eigne Hand ohne weiteren, weltlichen Ziele die neue Heilswahrheit verkündet hatten, sichert sich Winfrid, der Ausländer aus Wessex, den Beistand des Papstes und wird Werkzeug römischer Kirchenpolitik: 722 wird er als Bonifatius zum Bischof geweiht; die Bekehrten werden dem päpstlichen Stuhl unterstellt, und die römische Kirchenordnung wird eingeführt. Dann zieht er auch die christlichen Gründungen der Iren in seine großzügige Organisation hinein und gründet neue Bistümer. Mainz wird sein Hauptsitz, 732 ist er Erzbischof von Mainz; zehn Jahre später ist Bonifatius der Führer und Leiter der deutschen Kirche, 744 wird Fulda gegründet, 754 wird Bonifatius bei einem Bekehrungszug von Friesen erschlagen; Lullus von Hersfeld, sein Lieblingschüler, wird sein Nachfolger als Bischof, seit 780 als Erzbischof von Mainz. Latein bleibt die Kirchensprache, lateinisch sind Glaubensbekenntnis und heilige Texte, ein sinnlos Zaubergemurmel für das Volk! In lateinischer Sprache gibt es eine altdeutsche Dichtung! Man muß des Bonifatius Briefe lesen, um

zu sehen, wie diesem Ausländer deutsches Volkstum wenig bedeutete.

Der Kreis um Bonifatius war es, der den Namen „deutsch“ aufbrachte. Zunächst in latinisierter Form als theodiscus belegt, ging dieses Wort auf die Sprache: altddeutsch diutisk, eine adjektivische Ableitung von diota „Volk“, bedeutet „volkstümlich“ und wurde zunächst auf die Sprache bezogen. Diese Ausländer merkten, daß trotz aller mundartlichen Verschiedenheit des Fränkischen, Alemannischen, Bayerischen usw. doch in der Hauptsache eine einheitliche Sprache vorhanden war, die sich von ihrem angelsächsischen Germanisch unterschied. Da es an einem einheimischen Wort für diese Sprache fehlte, weil man sich nur als Einzelstamm benannte, nicht als Volk, prägten die fremden Missionare dies Wort; Ausländer mußten den Stämmen und ihren Mundarten einen einheitlichen Namen geben, ein trauriges Zeugnis für die völkische Zerrissenheit der Deutschen!

In diesem Kampf der Stämme hatten die Franken, wie wir sahen, die Führung; aber von Süddeutschland aus, von Bayern her und dem mehr vermittelnden Alemannien her wirkte gegen diese fränkische Macht eine starke Gegenströmung. Die Franken haben engste Verbindung mit den Romanen des heutigen Frankreichs, die Bayern haben Hilfe in den, stark römischen Einflüssen ausgesetzten Langobarden Oberitaliens: hier wie dort also ungermanische Kräfteergänzungen! Unberührt blieben zunächst Sachsen und Friesen in Norddeutschland, der deutsche Osten war nach Abzug der Ostgermanen den Slawen geöffnet.

Das ist der geschichtliche Hintergrund, von dem aus die Entwicklung und mundartliche Zerspaltung der althochdeutschen Sprache verständlich wird.

Bekanntlich sind es hinsichtlich des Konsonantismus die Tatsachen der sog. zweiten Lautverschiebung, die für den althochdeutschen Lautstand im Gegensatz zu den anderen westgermanischen Sprachen, also auch zum Niederdeutschen, bezeichnend sind. Je weiter nach Süden, um so vollständiger ist diese Konsonantenveränderung durchgeführt. Ihr Ausgangspunkt ist also im Süden, und sie verebbt, je mehr wir uns Mittel- und Norddeutschland nähern. Dasselbe läßt sich für die Zeit nachweisen: Der Wandel der stimmlosen Verschlusslaute, der Tenuis, hat im Bayerischen, Alemannischen und Langobardischen noch im sechsten Jahrhundert begonnen und ist im siebten durchgeführt; vom Süddeutschen verbreitete sich dieser Konsonantenübergang im siebten und achten Jahrhundert im Fränkischen, ohne aber selbst da noch ganz durchgeführt zu sein.

Der Wandel von $d > t$ (z. B. dohtar zu Tochter) fällt ins achte Jahrhundert, und zwar setzte er im Bayerischen etwas früher ein als im Alemannischen, das in dieser Zeit t noch nicht so allgemein kennt wie das Bayerische. Dann folgt das Fränkische mit vielen Restfällen; das Ostfränkische hat den Wandel geschlossener durchgeführt als das Rheinfränkische.

Den Lautwandel $\beta > d$ können wir an unseren Texten selbst noch gut verfolgen; die einzelnen Übergänge sind $th > dh > d > t$. In Bayern setzt die Umbildung zuerst ein, Mitte des 8. Jahrhunderts wird statt altem th nun d geschrieben; dies d wird im zehnten Jahrhundert im Ausland zu t . Im Alemannischen beginnt die Umbildung später: zunächst treffen wir anlautend $th-$, inlautend $-dh-$; dann $dh-$; $-d-$. Bedeutend später als das Alemannische folgt das Ostfränkische dem bayerischen Vorbild, im 9. Jahrhundert. Tatian hat $th-$; $-d-$. Im Rheinfränkischen begegnet im ganzen neunten Jahrhundert noch der Keibelaut, der erst im 10. Jahrhundert als d auftritt. Isidor hat an- und inlautend dh , nur nach Vokalen kommt auch $-d-$ vor; auslautend hat er meistens $-d$; bei Otfried ist anlautend $th-$, in- und auslautend d üblich. Noch viel später wird dann im Niederdeutschen und Niederfränkischen th aufgegeben, so daß wir hier einen gesamtdeutschen, auch das Niederdeutsche ergreifenden Lautwandel antreffen, der von Süden nach Norden sich ausdehnt. Auch der Schwund von w vor r und l (z. B. (W)recke) und von h vor w, r, l, n , sowie der Abfall von inlautendem j nach Konsonanz tritt im Bayerischen eher als im Alemannischen.

Im Vokalismus ist der Wandel von \bar{e}^1 zu \bar{a} ebenfalls vom Oberdeutschen ausgegangen; denn noch im 6. Jahrhundert finden wir \bar{e} im Fränkischen. Aber von diesem Wandel abgesehen, sind alle anderen vokalischen Neuerungen im Fränkischen ursprünglich und von da zum Oberdeutschen gekommen; so die Erscheinung des Umlauts. Es ist eine Neigung des West- und Nordgermanischen, dem Oberdeutschen aber ursprünglich fremd. Dieser Umlaut hängt mit der Stammbetonung zusammen: haupttoniges a wird viel eher dem Umlaut ausgesetzt als nebetoniges. Erst im achten Jahrhundert dringt der a -Umlaut ins Oberdeutsche ein, das Langobardische hat er aber nicht mehr erreicht. Auch bei der Schwächung der Präfixvokale können wir die Nord-Südrichtung feststellen: das alte $ga-$ z. B. kommt fränkisch nicht mehr vor, hier herrscht von Anfang an $gi-$, später $ge-$; $far-$ hat oberdeutsch den alten a -Vokalismus, $fir-$ aber, die rheinfränkische Form, dringt Ende des 9. Jahrhunderts vor, und zwar hat das Alemannische

fir— eher als das Bayerische, natürlich, weil es an das Rheinfränkische angrenzt. Die Umbildung von eu > io ist im Fränkischen zuerst da und erst im 10. Jahrhundert vor Labial und Guttural im Oberdeutschen eingeführt. Die Monophthongisierung von au > ö vor h und Dentalen, der Übergang von au > ou, von ai > e vor h, w und r sowie in unbetonter Silbe: alles geht vom Fränkischen aus.

Besonders wichtig sind die Diphthongisierungen: altes ö wird uo im Fränkischen seit Anfang des achten Jahrhunderts. In St. Gallen herrscht bis 762 ausschließlich ö, in der Zeit 763—88 ist o immer noch üblicher als neu aufkommendes oa, ua, uo, dann bis 800 ist ua üblicher als ö und erst nach 800 hat ua sich durchgesetzt. Im Bayerischen herrscht ö gar bis Mitte des neunten Jahrhunderts. Ähnlich steht es mit ē², wofür Isidor ea hat, sonst rheinfränkisch ie; im Bayerischen bleibt ē² am längsten fest.

Es ergibt sich also das Bild, daß die konsonantischen Neuerungen des Althochdeutschen vom Süden nach Norden, die vokalischen aber — mit Ausnahme des frühen Wandels ē¹ > ā — von Norden nach Süden vorgedrungen sind. Wir sehen hier in der Sprachentwicklung die beiden sich befehdenden Machtmittelpunkte sich durchdringen: das Frankenreich im Norden und die bayerisch-langobardische Gegenwirkung im Süden. Die Sprachgeschichte ist nur Folge der allgemeinen Geistes- und Kulturgeschichte und verrät das Kräftepiel der Kulturströmungen. Besonders wichtig ist dabei das Langobardische; obwohl es zu den Ingväronen gehörte, macht es alle oberdeutschen Eigenheiten sprachlich mit; im Vokalismus alt, kennt es nicht die fränkischen Vokalneuerungen, dagegen alle oberdeutschen Konsonantenänderungen, wie Tenuisverschiebung, Schwund des w- und h-, Veränderungen der Reibelaute usw. Also weniger auf die alte Stammeszugehörigkeit kam es hier an, sondern auf die neuen Erlebnisse und Kultureinflüsse.

Erinnern wir uns an das alte Germanenland, dann ist deutlich, daß das Althochdeutsche eine Kolonialmundart war: das fränkische Reich hat seinen Schwerpunkt in einst keltischem Gebiet, wo starker Einfluß der Römerkultur wirkte; und wir wissen, daß auch ganz Süddeutschland einst den Kelten gehörte, und daß nach den Alpen zu auch Reste von nichtindogermanischen Alpenvölkern siedelten. Wenn also die zweite Lautverschiebung gerade im südlichsten Deutschland am vollständigsten durchgeführt ist, so ist darin der Einfluß der vorgermanischen Bevölkerung zu sehen. Grundsätzlich hat die zweite Lautverschiebung dieselbe Ursache wie die gemein-

germanische: die Sprechweise der Sieger wird umgebildet durch die auch nach der Sprachübernahme weiterwirkende Aussprache-eigenart der Unterworfenen. Diese dringt auch zu den Herren und wird hier nur in gewisse Ordnung und Grenzen gebracht: der Wandel von $p > f$, $k > h$ ist uns schon von unserer Betrachtung der ersten Lautverschiebung her als Eigenheit nicht-indogermanischer europäischer Sprachen bekannt.¹ Deren Abneigung gegen reine stimmhafte Verschlusslaute kennen wir ebenfalls, sowie ihre Neigung zur Behauchung. Sprechen wir doch noch heute im Süddeutschen statt wirklicher stimmhafter Medien nur stimmlose lenes (d. h. b, d, g ohne Stimmton) und behauchen anlautende p, t, k. Eine Erscheinung wie das Notker'sche Anlautgesetz zeigt eine Verwischung der Wortfuge, die ganz unindogermanisch ist.

Andererseits aber zeigen die fränkischen Vokaländerungen, insbesondere die Diphthongierungen, die engste Berührung mit der französisch-romanischen, wohl auch der goidelisch-irischen Diphthongisierung, kein Wunder, da Wallonen und Nordfranzosen ja im Merowingischen Reich vereint waren. Das Niederdeutsche aber blieb auf der älteren Stufe stehen, so daß ein großer Riß zwischen Deutschgermanisch in Norddeutschland und den beiden Kolonialdialekten Fränkisch und Oberdeutsch aufzubrechen drohte. Es ist der politischen Macht des Frankenreichs zu danken, daß Deutschland damals nicht auseinanderbrach. Dies wurde verhütet, weil im Frankenreich selbst hoch- und niederdeutsch Sprechende politisch vereint waren, und darin müssen wir eine seiner größten Leistungen anerkennen. Bis es eine einheitliche deutsche Sprache gab, sollte es noch lange währen, und dabei ist das Niederdeutsche zu einer Mundart herabgesunken.

Wir sehen auch an der hochdeutschen Sprache, wie stark sich die germanischen Stämme zersplittert hatten; war einst Germanenland ein einheitlich geschlossenes Gebiet, in dem indogermanische Herrenschicht und steinzeitlicher Bauernadel sich lange, friedlich und verhältnismäßig unberührt von den südlichen Hochkulturen hatten verschmelzen, organisch wachsen und reifen können, so wurde Deutschland das Land der Mitte, das Land der Übergänge und Vermittlungen, der Schauplatz verschiedenster Kulturströmungen, und die deutschen Stämme waren zu eigenartig veranlagt und hatten zu verschiedene Schicksale gehabt, als daß sie

¹ Es ist sehr beachtenswert, daß auch ein armenischer Dialekt, das Ostarmenische, eine zweite Lautverschiebung durchmachte.

ohne weiteres sich einem gemeinsamen Oberhaupt gebeugt hätten. Daher bietet auch die althochdeutsche Sprache das Bild starker dialektischer Zersplitterung; die zweite Lautverschiebung hat kein so einheitliches Ländergebiet erfassen können, wie in alter Zeit die erste Lautverschiebung. Viel zu wenig empfanden die Deutschen bei all dem Neuen und Fremden, das über sie hereinbrach, das gemeinsame germanische Grundelement ihres Wesens, und das erklärt den Gang der deutschen Geschichte. Trotz allen Einwirkungen aus der Fremde aber zogen sie Kraft aus dieser germanischen Stammesart, und es gelang nicht, die Deutschen dem germanischen Wesen dauernd zu entfremden, sie wurzellos zu machen und zu verwelken. Das scheinbar Widersprechende der germanischen, faustischen Seele, die Spannung zwischen Wirklichkeitsinn und Jenseits- und Unendlichkeitssehnsucht erfuhr sogar damit im deutschen Geist noch eine bedeutende Verstärkung gegenüber der altgermanischen Zeit und erzeugte eine mächtige Spann- und Schöpferkraft. In einen Mittelpunkt sich befehrender Geistesströmungen wie in einen Strudel hineingeschleudert, mußte das deutsche Volk stets eine neue Lösung der sein Land durchtobenden Gegensätze suchen und finden, wenn es sich nicht selbst aufgeben wollte. Dieses Kämpfen und Sichwehrenmüssen, um sich zu behaupten, hält frisch und stark und schützt vor einseitiger Eigenliebe; freilich ermöglicht es keinen sorglos heiteren Genuß und dämpft die Lebensfreude. Zugleich liegt hier der tiefe Grund für die leidige Zwietracht und Uneinigkeit der Deutschen, die Kehrseite ihrer trotzigen Freiheitsliebe.

Die starken südländischen Kultureinflüsse seit der Berührung mit Kelten und Römern am Rhein und in Süddeutschland, die Auseinandersetzung mit dem römischen Christentum, das sich mit den antiken Kulturwerten zu verbünden wußte, die Vermischung mit Nachbarvölkern, mit Kelten im Westen und Süden, mit Slawen im Osten: alles das hat in Deutschland aus Germanen Deutsche gemacht. Damit ging auch sozial eine mächtige Umwälzung Hand in Hand, der alte Volksstaat war zum Lehnstaat geworden. Stolz ist noch bis zum heutigen Tag jeder Stamm auf seine Eigenart, nichts ist verhaßter als Vereinheitlichung und Zentralisation, wie sie für Frankreich so bezeichnend ist; der alte Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland ist uns geschichtlich verständlich geworden.

Da ist der ernste, zähe, schwerfällig-steife, beharrende Niedersachse, der überaus kühl und nüchtern die Welt betrachtet und gern den Nützlichkeitswert betont; in mancher Beziehung ihm ähnlich

doch dynamisch gespannter der Alemanne, schwerblütige, verschlossene, verhaltene Naturen, die das Leben schwer nehmen und starrköpfig ihre Art hochhalten. Ganz anders der drausgängerische, kampfluftige Bayer mit seiner behäbigen Lässigkeit, der besondere Freude an Kunst, Theater und Musik hat, oder der betriebsame, etwas unraffige, aber unternehmungslustige, ostfränkische Sachse, der seinen Vorteil kennt, und dann die regsamen, lebenslustigen, redesreudigen Franken, die Geselligkeit lieben und den Erfolg wahrzunehmen wissen. Welch verschiedene Stammeseigenschaften, welche ein Reichthum an Einzelbegabungen, die sich in der Vermischung, namentlich auch im ostdeutschen Kolonialland noch vielgestaltiger auswirkt. Freilich birgt der Stolz jeden Stammes auf seine Eigenart auch die ewige Gefahr der Zwietracht und Meinungsverschiedenheit, der durch ein festes Staatsgefüge begegnet werden muß. Liegt so in dem trotzigem Selbständigkeits- und Freiheitsgefühl der einzelnen deutschen Stämme eine große Gefahr für die dauernde, feste, deutsche Volkseinheit, so ist es doch andererseits die Voraussetzung ganz besonderer Leistungen und sicherlich auch eine alte, echt germanische Eigenschaft.

Wir stehen am Ende unserer Untersuchung; widerspruchlos und eindeutig hat sich die Frage nach der Herkunft der Germanen und dem Ursprung des deutschen Volkstums beantworten lassen. Damit glauben wir zugleich einen tiefen Einblick in die Eigenart und schicksalhafte Notwendigkeit germanisch-nordischen Wesens getan und das Widerspruchsvolle der germanischen Seele als erbedingte Polarität zum erstenmal aufgezeigt zu haben; wir wissen jetzt, wie der germanische, faustische Mensch entstanden ist, und hörten von seiner heldischen Jugendzeit.

Alle Vorzüge der Veranlagung des germanischen Menschen, die beim Deutschen infolge erneuter Gegensatzspannungen noch gesteigert sind, scheinen durch zwei Untugenden bedroht zu werden: die Uneinigkeit und die mangelnde Liebe zum eigenen Volk und seinen Leistungen in Vergangenheit und Gegenwart. Selbst das ist nur die Rehrseite von strahlenden Tugenden. Die Uneinigkeit beruht auf dem starken Freiheitsgefühl selbstsicherer Herrennatur, die Anerkennung der eigenen Persönlichkeit verlangt. Die mangelnde Liebe zum eigenen Volk aber beruht auf einer unraffigen Sehnsucht in die Weite und Ferne, wo man sich das Glück erträumt.

Der erste Schritt, Fehler zu überwinden, ist ihre klare Erkenntnis. So muß das deutsche Volk, will es sich behaupten, den inneren Sader lassen, an dem sich nur seine Feinde seit der Römerzeit erfreuen, und sich zur Erreichung großer, gemeinsamer Ziele zusammentun. Die Art dieser Ziele aber kann nur aus der eigengesetzlichen Veranlagung des Volks, durch Besinnung auf den eignen Wert und die völkische Kraft bestimmt werden. Frei von knechtischer Nachahmung fremder Kulturleistungen, unbeirrt durch fremde Vorbilder muß das deutsche Volk aus den Tiefen seiner eigenen Kraft die ihm allein möglichen Kulturleistungen und geistigen Werte gestalten. Denn nur äußere Zivilisation kann einfach entliehen werden, wahre Kultur aber will aus völkischen Wurzeltiefen lebensnotwendig emporwachsen. Und mit solcher volksechter Kultur wird dann auch der ganzen Menschheit ein Dienst geleistet. Kraft schlummert noch genug im deutschen Volk; das hat der Weltkrieg gezeigt, wo sich Deutschland in ehrenvollster Weise gegen eine Welt in Waffen behauptet hat und keinen Feind die deutsche Erde betreten ließ. Aber es muß an seine Kraft glauben und sich selber helfen; von anderen Völkern oder gar einem Völkerbund wird ihm niemals wirkliche Hilfe werden.

Die größte Gefahr für das deutsche Geistesleben ist Überfremdung, weil sie das eigengesetzliche Wachstum stört. Daher sind alle Lockungen undeutscher Gruppen mit „internationaler“, weltbürgerlicher oder bolschewistisch-nihilistischer Gesinnung die natürlichen Feinde des Deutschtums, die am Mark seines Lebens nagen und es vernichten. Besonders gefährlich ist aber auch, nach Ausweis der germanischen und deutschen Geschichte, die übergroße Anziehungskraft des Südens und die allzuwillige Anerkennung seines Schönheitsideals. Bereits die Jugend muß vor diesem volks- und wesensfremden Gözenbild gewarnt werden. Es gilt die Lüge von sogenannten „ewigen“ Vorbildern der antiken Kultur zu durchschauen. Denn alles, was Leben hat, verändert und wandelt sich. Was im alten Griechenland in einer bestimmten Zeit und in wenig Städten artgemäß entstanden ist, kann man nicht ohne starke Umbildung in den ganz anderen Norden verpflanzen. Nachahmung und Epigonentum kann nicht unser Ziel sein; denn das wäre die unwürdige Art eines Emporkömmlings, der sich seiner Herkunft und seiner Vergangenheit schämt.

Wie schlimm steht es auch bei unseren Gebildeten mit der Kenntnis des deutschen Mittelalters und gar des germanischen Alter-

tums, während man in griechischer oder römischer Literatur, Kunst und Religion viel mehr Kenntnisse besitzt! Hier muß in den Schulen eingefeszt werden, und in viel weiterem Maße als seither muß das Heimische, Volkstümliche, Deutsche und Germanische gepflegt werden, damit man fremde Werte mit eigenem Maßstab bemessen lernt und Hohles, Morsches und Faulles vom Echten, Gesunden und Edlen unterscheiden kann. Die Gefahr eines engen und einseitigen Chauvinismus — ein deutsches Wort gibt es nicht für diesen Begriff — ist bei dem deutschen Charakter dabei gewiß nicht zu befürchten. Aber der Wahn, nur das sei wertvoll, was „weit her“ ist, muß zerstört und Nationalgefühl, Vaterlandsliebe und Stolz auf die deutsche Vergangenheit muß geweckt werden, ohne daß man deshalb fremde Art gering zu schätzen braucht. Die antike Kultur soll dabei nicht um ihrer selbst willen studiert werden, sondern in ihren Wirkungen auf das deutsche Geistesleben. Dann wird man endlich sehen, daß sie dem Deutschen gar nicht ohne starke Vorbehalte und Umbildungen verständlich ist. Eine blinde, kriechende Griechelei, womöglich noch in ästhetischer Aufmachung und als schöngeistiges, blutleeres und schwind süchtiges Weltbürgertum geschminkt, zum Religionsersatz mit dem Anspruch ewig starrer Wertmaße gesteigert, in Literaten-Sekten kultisch gepflegt, dient unserer Zeit geradezu zum Schaden. Denn ästhetisch-blaßes Schönheitsschwelgen macht weichlich und schlaff und untergräbt die gesunde Volkskraft; unsere Jugend braucht herbere Kost! Außerdem werden sich nördliche und südliche Völker nicht so schnell darüber einigen, was „schön“ ist. Ist diese große Gefahr der geistigen Überfremdung nach allen Seiten in ihrer vielgestaltigen Gestalt gebannt, ist Deutschland wieder st. z auf seine Art, seine Geschichte und Vergangenheit, blüht die Vaterlandsliebe und der Heimsinn wieder, dann braucht uns vor der Zukunft des Deutschtums nicht bange zu sein! Dann werden die alten Ahnen ihre Nachfahren segnen, und am wurzelstarken, deutschen, heiligen Eichbaum wird bald frisches, gesundes Grün ausschlagen. Und dieser wurzelfeste knorrige Eichbaum wird mehr Kraft und Schönheit haben und weit mehr vor versengender, entnervender Sonnenglut Schatten spenden als irgendeine Palme des Südens!

So mögen denn unsere Betrachtungen ausklingen in die Warnung, die Bertram in seinem „Nornenbuch“ die Seherin solchen zurufen läßt, die es haltlos nach den versengenden Sonnenflammen des Südens treibt, nach diesem Volksgrab der Goten, Langobarden, Vandalen und so manchen deutschen Kaisers

und seines Seeres, nach diesem Venusberg für so manchen deutschen Künstler:

Süden ist Tod. Vergesst nicht:
Ihr seid Kinder des Eises.
Sonne tötet euch schön
Auf Klippe seidigen Meers —
Zieht hin, zieht hin!

Denn Schönheit ist beginnliche Gefahr
Und Lauerung des Todes.
Ist goldner Pfeil ins Herz:
„Es ist vollbracht —“
Zieht hin, zieht hin!

Zeittafel

I. Bis zur Indogermanisierung

Zeit	Archäologischer Abschnitt	Kulturform	Mitteleuropa	Westliches Ostseegebiet
Bis etwa 9000 v. Chr.	Jungpaläolithikum	Höhere Sammler	Ende des Magdalénien	Lyngbykultur
Bis etwa 3000 v. Chr.	Mesolithikum	Höhere Sammler	Tardenoisien	Maglemose- und Erteböllekultur
Bis etwa 2600 v. Chr.	Beginn der jüngeren Steinzeit	Bauern	Beginn der Donaukultur	Erteböllekultur
Bis etwa 2300 v. Chr.	Jüngere Steinzeit	Bauern	Donaukultur	Kleine Stuben
Bis etwa 2000 v. Chr.	Jüngere Steinzeit	Bauern	Donaukultur	Ganggräber
Von 2000 bis 1800 v. Chr.	Ende der jüngeren Steinzeit	Indogermanisierung der Bauern	Streitartleute (Schnurkeramiker)	Streitartleute (Schnurkeramiker)

II. Die Germanen und ihre Nachbarn

Zeit (annähernd)	Germanen	Kelten	Illyrier
1750 v. Chr.	Streitartleute	Streitartleute	Nunjetiger Kultur
1500 v. Chr.	Nord. Bronzezeit	Süddeutsche Hügelgräber-Bronzezeit	Nunjetiger Kultur
1000 v. Chr.	Nord. Bronzezeit	Hügelgräber-Bronzezeit	Lausitzer Kultur
800 v. Chr.	Nord. Bronzezeit	Hügelgräber-Bronzezeit	Urnfelderkultur
750 v. Chr.	Späteste Bronzezeit	Hallstattkultur	Hallstattkultur
500 v. Chr.	Frühe Eisenzeit	Späte Hallstattkult., Erste Latènestufe	Späte Hallstattkultur
300 v. Chr.	Eisenzeit	Latènekultur	Apennillyrier
um Chr. Geburt	Eisenzeit	Späte Latènekultur	Apennillyrier

Schriftennachweise

a) Indogermanen

German Sirt, Die Indogermanen, 2 Bde, 1905. 1907. — Sigmund Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, 1913. — De Michelis, Origine degli Indoeuropei, 1903. — Schrader, Die Indogermanen, 3. Aufl. (Wissenschaft und Bildung). — Johannsson, Nordisk Tidsskrift f. Filol. 1911. — Kretschmer, Die indogermanische Sprachwissenschaft, 1925. — Kossinna, Die Indogermanen, Ein Abriss, 1921. — Paudler, Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten, 1924. — Schuchardt, Alteuropa in seiner Kultur und Stillentwicklung, 1919; 2. Aufl. 1926. Verf., Vorgeschichte von Deutschland, 1928. — Kern, Stammbaum und Urbild der Deutschen, 1927. — Bender, The Original Home of the Indo-Europeans, 1923. — S. F. B. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 16. Aufl. 1933. — Childe, The Dawn of European Civilization, 1925. — Peake and Fleure, The Corridors of Time, 7 Bändchen, 1931. — Wahle, Deutsche Vorzeit, 1932. — Verf., Zeitschrift f. deutsche Bildung 1932, S. 1 ff.

b) Germanen

Kossinna, Ursprung und Verbreitung der Germanen, 2 Bde, 1926/27. — Kauffmann, Deutsche Altertumskunde, 2 Bde, 1923. — Karsten, Die Germanen (Pauls Grundriß d. germ. Philol. 9) 1928. — Much, Deutsche Stammeskunde, 3. Aufl. 1920 (Sammlung Götschen). — Soops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 1911 ff. — Neckel, Altgermanische Kultur, 1925 (Wissenschaft und Bildung).

c) Abkürzungen von Zeitschriften

Glotta = Zeitschrift für griechische und lateinische Sprache.

IF = Indogermanische Forschungen.

RS = Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft.

MSL = Mémoires de la Société Linguistique, Paris.

WuS = Wörter und Sachen, Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung.

ZfA = Zeitschrift für deutsches Altertum.

ZMG = Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Nf. = Neue Folge.

Anmerkungen

Seite 10: Leistung der Sprache: Vgl. Leo Weisgerber, *Muttersprache und Geistesbildung*, Göttingen 1929; *Verf., Grundfragen der Sprachwissenschaft*, 1925; *Verf., Deutscher Geist*, Bühl i. B. 1932, S. 79 ff. Das viel beachtete und sicher verdienstliche Buch von Schmidt-Rohr, *Die Sprache als Bildnerin der Völker*, Jena 1932, schätzt die auf der Rasse und dem Blut beruhenden Eigenschaften eines Volks zu gering an und übersieht, daß die Sprache nicht nur Volkstum bildet, sondern auch ihrerseits stets von der Sprachgemeinschaft umgebildet wird. Vgl. zu dieser Doppelstellung der Sprache als Schöpferin und Geschöpf Friedrich Panzer, *Nationalität und Sprache* (*Deutsche Feste für Volks- und Kulturbodenforschung*, hrsg. von W. Volz und S. Schwalm, Jahrg. 2, S. 1 ff.) und Eugen Fehrle, *Oberd. Zeitschr. f. Volkskunde*, 6. Jahrg. 1932, S. 89 ff.

Seite 19: Illyrisch: Es ist möglich, daß für das Albanische neben dem alten Illyrischen auch das Thrakische von Einfluß war, s. Jokl bei Ebert, *Realex. d. Vorgeschichte* s. v. „Albaner“.

Seite 20: Italiker: vgl. von Duhn, *Italische Gräberkunde I*, 1924, und bei Ebert, *Realex. d. Vorgesch. s. v. „Italiker“*.

Seite 21: Über die Sethiter vgl. A. Göge, *Kulturgeschichte des alten Orients* (Jwan v. Müllers Handbuch d. Altertumswissenschaft III, 1, 3), 1933.

Seite 21: Bronzehelm von Regau: vgl. Bretschmer, *JföA* 66, S. 1 ff. Specht, *KZ* 60, S. 130 ff., Nedel, ebenda 1933, S. 282 ff.

Seite 22: Einteilung des Germanischen: Es sei betont, daß die hier gegebene übliche Einteilung des Westgermanischen nicht ohne Bedenken ist, weil sie das Friesische zu sehr vom Deutschen trennt und dem Angelsächsischen allzusehr nähert, s. Th. Siebs, *Die Friesen und die nächstverwandten Stämme*, 1931; Berchling und Muuß, *Die Friesen*, 1931, S. 6 ff. Jedenfalls beachte man, daß Englisch hier als Angelsächsisch — also vor dem Normanneneinfall — zu verstehen ist. Vgl. auch Th. Frings, *Germania Romana*, 1932, S. 3 ff.

Seite 37: Physiologisches in der Sprache. Es ist völlig klar, daß jede sprachliche Änderung nicht „aus der Sprache“ selbst hervorgeht, sondern auf die Sprecher zurückzuführen ist. Auch das physiologische Moment ist auf die Sprechenden, nicht auf die Sprache anzuwenden.

Seite 41: Der Genetiv Singul. auf *i* ist umbro-sabellisch nicht bezugt, wohl aber im Venetischen und vielleicht im Lepontischen und Messapischen.

Seite 41: Der Wandel *p, k* vor *t* zur Spirans ist auch sabellisch und sogar thrakisch-albanisch (s. Jokl bei Ebert, *Realex. I*, S. 90).

Seite 42: Buchenfrage: vgl. Hoops, *Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum*, 1905, Schrader-Nehring, *Realex.*, S. 170 ff.

Seite 45: Eichengott: *Verf., Über Reimwortbildungen*, 1914, S. 206 ff.; *Eiche und Treue*: Osthoff, *Etymologische Parerga*, 1901, S. 98 ff.

Seite 49: Das alteuropäische Wildpferd gehört einer ganz anderen Rasse an, die nicht mit dem späteren Haustier in Beziehung gebracht werden kann.

Dies sei bemerkt gegen Th. S. Engelbrecht, Die Urheimat der Indogermanen, Glückstadt 1933, S. 15.

Seite 55: Vgl. Hermann Möller, Indogermanisch-semitisches Wörterbuch, 1911, und G. Ipsen, Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft, 1924, S. 200 ff.

Seite 56: Fennougrisch: Ganz irrig wäre ein Einwand von der sog. „Typologie“ her, wie sie etwa Trubezkoi und seine Richtung vertritt; denn hier handelt es sich um geschichtliche Entwicklung. Auch die indogermanischen Sprachen haben selbst ihren Typus im Lauf der Zeit verändert (vgl. Alt- und Neuenglisch oder Altpersisch und Neupersisch, die typologisch verschieden sind).

Seite 58: Indogermanisch-Koreanisch.

Als Beispiele und Hinweise möge folgendes hier kurz erwähnt sein:

a) Lautlehre: Ablaut z. B. korean. katjok „Saut“: kätjuk „Außen-seite“, paikta „feuerrot sein“: puikta „rot sein“, koruta „auswählen: karita dsf., säi „Gras“: ssi „Same“, simüta „pflanzen“ usw. Es gibt tenues aspiratae, die sonst verhältnismäßig selten sind.

b) Flexionslehre: Die korean. Nominalflexion entspricht der indogermanischen Pronominalflexion: Nom. singul. -i (vgl. alatein. quo-i), Ablativ -esä = idg. -eso (in slav. česo), Akkusat. -ül aus -d, wie in istud usw. — Pronomen i „dieser“ (:lat. is, id), tyä „jener“ (:altind. tyā), kü „dieser, jener“ (:altind. ku-tra), kö „jener“ (:lat. ci-tra). — Im Verbum: Kausativbildung mit -i (:indog. ejo-), n-Partizip (:indog. -no-), l-Partizip aus -t (:indogerm. -to-).

c) Wortbildungslehre: Weitgehende Kompositionsbildungen. — Reduplikation im Verbum, z. B. pu-phurüta „aufschwellen“.

d) Zahlwörter: oi „allein“ (idg. *oinos), tu „zwei“ (idg. duuō), se „drei“ (idg. tres), -hün (= dem z. B. griech. -konta „Dekade“ entsprechenden alten Wort).

e) Wortschatz, z. B. pal „Fuß“ < pad: lat. pes usw. — pul „Feuer“: griech. pür usw. — pori „Gerste“: griech. pürós „Weizen“ usw. — toupta „heiß sein“: lat. tepesco usw. — talta „süß sein“: lat. dulcis usw. — ta-ko „gib“: lat. dare usw. — kup „Huf“: deutsch Huf usw. — kulta, kurüta „rollen, fahren“: lat. curro usw. — kupta „backen“: litauisch kèpti „backen“ usw. — sen „altersgrau“: lat. senex usw. — simüta „pflanzen“: lat. semen usw. — madta „in die Mitte treffen“: lat. medius usw. — myöng „Person“: deutsch Mann, altind. manu-. — multa „beißen“: lat. mordeo usw. — mod „See“: lat. mare usw. — yokta „aneinanderbinden“: lat. iugum usw. — eal „Ei“: deutsch Ei usw. — idta „sein“: lat. es-se. — tam „Hofmauer“: lat. domus und viele andere. Daß die Entsprechung lautgeseglich ist, dazu vgl. Koppelman und Verf. aaO.

f) Partikeln: ye „ja“: deutsch ja usw. — ani „nicht“: lat. ne — mod „nicht sein“: griech. me, altind. mā beim Imperativ. — man (enklit.) „nur“: altind. manāk „ein wenig“, griech. manós „selten“.

g) Wortstellung: Das Verbum steht stets am Ende des Satzes, das Adjektiv und der attributive Genetiv steht vor dem Substantiv. Die figura etymologica und die Alliteration ist beliebt.

[Nach Abschluß des Satzes erschien Koppelman, Die eurasische Sprachfamilie, Heidelberg 1933.]

Seite 60: Etruskisch: Da wir einen so frühen Einfluß von alt-europäischen, dem Etruskischen ähnlichen Sprachen annehmen, mag hier

unsere Ansicht über die Etruskerfrage angedeutet sein. Wir geben Bretschmer, Glotta 20, S. 219 ff., recht, wenn er glaubt, daß beide Angaben der Alten über dies Volk zutreffen: die Etrusker, d. h. die Tyrseuer kamen, wie Herodot (I, 94) angibt, von Kleinasien zur See ins Umbrerland, nachdem sie weit im Mittelländischen Meer herumgefahren waren und ähnlich wie die Phönizier Kolonien angelegt hatten (z. B. in Spanien, s. A. Schulen, *Rlio* 23, 1930, S. 365 f.); in der Sprache der Grabstele von Kaminia auf Lemnos sehen wir das eigentlich Tyrchenische. Aber in Italien fanden sie außer indogermanischen Stämmen eine ihnen sprachverwandte Bevölkerung vor, die Rasennenen (Dionysios von Halikarnass), deren Sprache mit dem „Delasgischen“ und anderen vorindogermanischen Mittelmeersprachen weitgehende Ähnlichkeiten, namentlich im Lautsystem, besaß. Diese rasennische Bevölkerung dürfte recht früh sich nordwärts ins Alpengebiet ausgedehnt haben; sie ist es, an die wir vorzugsweise als alte Nachbartsprache des indogermanischen Gebiets in Mitteleuropa denken. Eine Probe dieser „rätischen“ Sprache liegt vor in den Inschriften von Magrè (bei Vicenza), die eine rasennisch-umbrische Mischsprache zu bieten scheinen (s. Bretschmer, *Symbolae Philol. Danielsson octogenario dicatae*, Upsala 1932, S. 134 ff.). Auch die archäologischen Verhältnisse scheinen für diese Lösung der Etruskerfrage zu sprechen, s. Pareti, *Origini Etrusche* I, S. 201 ff., gegen F. Schachermeyr, *Etrusk. Frühgeschichte*, 1929. Rasennisch und Tyrchenisch verschmelzen dann zum Etruskischen (im engeren Sinn); da aber die Rasennenen von den eingewanderten indogermanischen Stämmen bereits unterworfen und überflutet waren, konnte manch indogermanisches Wort in ihre Sprache eindringen. So erklären sich leicht einige indogermanische Anklänge im etruskischen Wortschatz. Daß aber das Etruskische eine indogermanische Sprache sei oder an sich irgendwie „indogermanischen Charakter“ habe, halte ich für irrig.

Seite 62: Höhere Sammler: Diese Jäger- und Fischerbevölker haben zur Zeit, als die Pflugkultur kam, schon fast hunderttausend Jahre in Mitteleuropa gelebt.

Seite 65: Megalithkultur: Es ist möglich, daß die bäuerlichen Besiedler des Nordens z. T. auch über Schwemmland der Nordsee nach Dänemark kamen, da solches Schwemmland damals noch in Resten vielleicht erhalten war, s. Th. S. Engelbrecht, *Die Urheimat der Indogermanen*, 1933, S. 8.

Seite 71: Ackerbau der Indogermanen: Man beachte, daß das Wort Acker (lateinisch *ager*, griechisch *agrós* usw.) eigentlich „Trift“ (für das Vieh) bedeutet; daß die Indogermanen kein (seßhaftes) Bauernvolk waren, ergibt sich ohne weiteres aus der Tatsache ihrer Wanderungen; in den Ostseegebieten (d. h. der Urheimat der Germanen) dagegen wurde Ackerbau schon lange vor den Zeiten getrieben, wo man prähistorisch von „Germanen“ sprechen kann. Die Ansicht, die Germanen seien „Wanderhirten“ gewesen, ist längst widerlegt und veraltet. [Vgl. jetzt auch E. Wahle, *Der Ackerbau der Germanen, Deutsches Bildungswesen*, 1933, I ff.]

Seite 79: Rassen der Megalithbauern. Als erste Grundträger der Megalithkultur, die den Ackerbau von Kleinasien zur See längs der Küsten des Mittelmeers zum Westen brachte, möchte ich Leute westlicher Rasse ansehen (s. S. 79). Aber im Westen, wo die Megalithkultur ihre große Blütezeit erlebte, übernahmen offenbar Leute der uralten (schon altsteinzeitlichen) Cromagnon-Rasse bald die Führung. Auf diese Rasse gehen u. a. die dolischen (oder fälischen) Leute zurück. Die Seeanwohner sind nämlich meistens fälisch, wäp-

rend die nordrassische Leute gänzlich aus Binnenländern stammen, was wieder trefflich zu unserer Grundanschauung, aber sehr schlecht zur „Ostseetheorie“ stimmt. Im nordischen Megalithkreis fehlt die westliche Rasse fast völlig; die bei den Dolmen und Steinsetzungen gefundenen Schädel zeigen nordisch-fälische, nicht westliche Eigenschaften (s. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, unter „Dolmen“). Ferner sind die blonden Berber und Kabylen mit dieser westeuropäischen Crömagnonrasse zusammenzubringen, welche um die Mitte des dritten Jahrtausends Steinbauten und Dolmen bis nach Afrika, Palästina und Aethiopien auf ihren weiten Seefahrten anlegten. Auch auf den Kanarischen Inseln und den Azoren sind Abkömmlinge der Crömagnonrasse alt. So wurde diese, die schon Träger der altsteinzeitlichen Kultur in Westeuropa gewesen waren, der Hauptvertreter und Verbreiter der westlichen megalithischen Ackerbaukultur im Norden und Süden. Leider wissen wir vor der Hand über ihre Sprache wenig, es sei denn, daß man auf Pokornys Versuch hinweisen darf, auf das Irische habe ein Sprache von der Art der heutigen Berbermundarten eingewirkt. Mit den Indogermanen, ihrer Rasse und ihrer Sprache hat ursprünglich die Crömagnonrasse so wenig zu tun gehabt wie die westliche; für die Germanen aber sollte ein Ableger von ihr den mütterlichen Teil abgeben. Aus diesen kurz andeutenden Bemerkungen ergibt sich deutlich unsere Stellung sowohl zu Schuchardt (Alteuropa, 2. Aufl. 1926) wie auch zu den Behauptungen Hermann Wirths (Der Aufstieg der Menschheit, 1933), s. auch oben S. 102. An Schuchardts und Wirths Behauptung von der nord-südlichen Ausbreitung westlicher Völker scheint mir richtig zu sein, daß Leute der Crömagnonrasse tatsächlich vom Westen nach Afrika und dem Osten des mittelländischen Meeres die Küsten entlang gekommen sind, und daß Steinmaler und Dolmen die Marken und Meilensteine ihres Weges waren. Aber angeregt zu solchen Fahrten wurden sie durch den entgegengesetzten ost-westlichen Kulturstrom der Pflugkultur, der ursprünglich von Leuten der westlichen Rasse bewirkt worden ist. Mit der eigentlichen Indogermanenfrage aber haben alle diese Dinge nichts zu tun.

Seite 91: Lautsystem alteuropäischer Sprachen. Sehr wahrscheinlich ist auch das Töpfchen-*v* gegenüber dem indogermanischen Jungen-*r* anzuführen. Auch sei hier betont, daß das Etruskische Umlaut kennt, z. B. *clan* „Sohn“: Genet. *clens* „des Sohnes“: Nom. plur. *clenar* „Söhne“.

Seite 99: Schwein. Die Behauptungen von Darre, Volk und Rasse, 1927, 2, S. 138 ff., halte ich nicht für richtig. Die Indogermanen konnten bei ihren Wanderungen das Schwein ursprünglich nicht halten.

Seite 102: Runenschrift. Die Frage nach der Herkunft der gemeingermanischen Runenschrift ist heute lebhaft umstritten. Ablehnen muß ich die Ansicht Neckels, die Runenschrift sei mit den antiken Alphabeten urverwandt, die mit während des Drucks bekannt wird. Vgl. Neckel, Erstes nordisches Thing, Bremen, I, 1933, S. 60 ff., Forschungen und Fortschritte, 9. Jahrgang, Nr. 20/21, S. 293 f. Außerdem vgl. man die Darstellung von v. Friesen und anderen nordischen Gelehrten in dem Sammelwerk Nordiskt Kultur 6 (de germanska, anglofrisiska och tyska runorna), 1933. Bei der Frage muß man scharf unterscheiden zwischen einzelnen buchstabenähnlichen Zeichen, die uralte sind und bis in die ältere Steinzeit hinaufreichen, und dem geschlossenen, vollständigen Alphabet. Ich selbst bin überzeugt, daß ein richtiges Alphabet bei den Germanen recht jungen Ursprungs ist, daß aber in dieses Alphabet einzelne, uralte Zeichen auf-

genommen worden sind, und hoffe diese Auffassung bald an anderem Ort genauer begründen zu können. [Korrektur-Note.]

Seite 104: Meer. Ganz verfehlt sind die Ausführungen Löwenthals, Wörter und Sachen, 10, 1927, über griechisch thálatta, auf die Günther in der Rassent. d. deutschen Volkes viel zuviel Wert legt. thálatta ist, wie die Sesynglose zeigt, nicht indogermanisch; ich möchte nebenbei auf türkisch, altaisch talai, tungusisch dalai, ostmongolisch burjätisch dalai „Meer“ hinweisen.

Seite 112: Italo-Keltische Beziehungen. Die schematische Übersicht soll auch hier die Dinge im größten veranschaulichen; sie möchte nur versuchen, einerseits das „Ur-keltische“ und „Uritalisches“ zu seinem Recht kommen zu lassen, aber andererseits die Beziehungen von Keltisch I (= Goidelisch) zu Germanisch (s. o. S. 41 und 112 Fußnote) und Lateinisch zu veranschaulichen. Den Raum für die begrabenden Italiker habe ich deshalb länger angegeben, weil die Beziehungen Keltisch II (= Britisch) und Sabellisch offenbar viel unsicherer sind.

Seite 115: Iranier. Vgl. A. Christensen, Kulturgeschichte des alten Orients (Jwan v. Müllers Handbuch der Altertumswissenschaft III, 1, 3), 1933, S. 203 ff.

Seite 116: Mit Absicht verzichtete ich, die Spaltung des Indogermanischen in Kentum- und Satemsprachen für die Urheimatfrage zu verwenden, weil die Tatsache dieser Erscheinung als mundartliche Spaltung neuerdings angefochten wurde (von Herbig und E. Hermann). Wenn aber das Tocharische zur „Kentumgruppe“ gehört (s. o. S. 18), so ist diese Tatsache für östliche Urheimat der Indogermanen in den Steppen Asiens um so günstiger, als auch in den koreanischen indogermanischen Bestandteilen die k-Reihen noch nicht auseinandergefallen sind. Auch müssen die fenno-ugrischen Sprachen in dieser Frage gehört werden.

Seite 118: „Eurasisches Gleise“. Siehe G. Ipsen, Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft (Streitberg-Festschrift), 1924, S. 200 ff.

Seite 121: Eduard Meyer, Geschichte des Altertums I, 2, 3. Aufl. 1913, S. 546 ff.

Seite 144: Vgl. Arnold Nördling, De Första Germanerna, Finskt Museum, Uppsala 1929, S. 61 ff.

Seite 153: Rom. Wenn ich Rom den gefährlichsten Gegner des Germanentums nenne, so meine ich selbstverständlich das alte Rom und die von ihm romanisierten Völker, nicht etwa die gegenwärtigen Verhältnisse!

Seite 161: Auch im Arianismus hatten die Germanen verheißungsvolle Ansätze zu einem völkischen Christentum.

Seite 167: Zweite Lautverschiebung. Siehe die Zusammenfassung von Hennig Brinkmann, Sprachwandel und Sprachbewegungen in althochdeutscher Zeit, 1931.

Seite 172f.: Längst waren diese Sätze gedruckt, als Adolf Hitler in Nürnberg im September 1933 seine große, kulturpolitische Rede hielt. Ich wüßte mein Buch nicht besser abzuschließen, als aus dieser gewaltigen Zielsetzung unserer deutschen Kulturentwicklung zwei Stellen anzuführen: „In eben dem Maß, in dem der nordische Geist seine bewußte Wiederauferstehung erlebt, wird er die kulturellen Aufgaben der heutigen Zeit mit nicht minder großer Klarheit und damit in ästhetischer Schönheit zu lösen haben, wie seine rassistischen Vorfahren die ihnen gestellten Probleme meisterten. . . . umgekehrt wird aber

eine schöpferische Rasse die Gesamtsumme der Leistungen ihrer Vorfahren als Stil nicht zu einem tyrannischen Gesetz erheben dürfen, das jede weitere eigene Leistung begrenzt oder gar vergewaltigt. Nur aus Vergangenenem und Gegenwärtigem zugleich baut sich die Zukunft auf." Deutlicher kann ein einseitig humanistischer Klassizismus mit „ewig“ gültigen Wertmaßen nicht abgelehnt werden. Über die Entstehung des deutschen Volkes aber sagte der Führer: „Das deutsche Volk ist nicht anders entstanden wie fast alle der uns bekannten wirklich schöpferischen Kulturvölker der Welt. Eine kleine organisationsfähige und kulturell schöpferisch begabte Rasse hat im Lauf vieler Jahrhunderte andere Völker überlagert und zum Teil aufgesaugt, zum Teil sich angepaßt. Alle einzelnen Bestandteile unseres Volkes haben selbstverständlich ihre besonderen Fähigkeiten in diesen Bund mitgebracht, geschaffen aber wurde er nur von einem einzigen völk- und staatsbildenden Kern. Aus Siegern und Besiegten ist unterdes längst eine Gemeinschaft geworden. Es ist unser heutiges Volk. Und so wie es ist, lieben wir es und hängen an ihm.“

Schlußbemerkung

Nach Abschluß des sich über längere Zeit hinziehenden Satzes gehen mir bei der Korrektur dieses letzten Bogens die ersten Lieferungen des ausgezeichneten und grundlegenden Werkes von Egon Frhr. v. Wickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, Stuttgart 1933, zu. Da ich oben S. 77 als Sprachforscher die Frage nach der Herkunft der nordischen Rasse offen ließ, freue ich mich, hier noch auf die Ausführungen dieses Forschers nachdrücklich hinweisen zu können, nach dem das ursprüngliche Gebiet der nordischen Rasse in den turanischen Steppen Asiens zu suchen ist (S. 272 ff.). Auch meine Ansicht von dem nordischen Charakter der Schnurkeramiker und dem cromagnoiden Ursprung der Megalithleute (oben S. 180) finde ich hier bestätigt (S. 458). So darf ich es als besten Beweis für die Richtigkeit meiner Ansichten über den Ursprung der Indogermanen betrachten, daß drei Wissenschaften völlig unabhängig voneinander, nämlich Vorgeschichte (Wahle), Anthropologie (v. Wickstedt) und Sprach- und Kulturgeschichte (meine Darlegung) in ihren neuesten Forschungen genau zu demselben Endergebnis gelangt sind. [Korrektur-Note, 11. Nov. 1933.]

Die beigegebenen Karten hat mein Assistent am Sprachwissenschaftlichen Seminar der Universität Heidelberg, Herr Dr. Richard von Bienenle, nach den Karten in dem Buch von E. Wahle Deutsche Vorzeit, 1932 (Verlag von Rabigsch, Leipzig) gezeichnet; auch hat er eine Korrektur meines Buchs mitgelesen, wofür ich ihm hier meinen besten Dank ausspreche.

Der Verfasser.

Erklärung einiger sprachwissenschaftlichen Sachausdrücke

- Affrikata:** Die Verbindung eines Verschlusslautes mit dem entsprechenden Reibelaut, z. B. für die Lippenlaute pf.
- Akzentuation:** Hervorhebung einer Silbe vor den andern im Wort und Satz. Dies geschieht entweder vorwiegend durch Verstärkung des Atemdrucks („expiratorische A.“) oder vorwiegend dadurch, daß die betonte Silbe musikalisch höher gesprochen wird als die anderen („musikalische A.“).
- arisch:** Nur sprachwissenschaftlicher (fein rassenkundlicher) Begriff, soviel wie indisch-arisch, d. h. die gemeinsame sprachliche Vorstufe der geschichtlichen indischen und iranischen Sprache.
- Artikulationsart:** Die Art, wie ein Laut ausgesprochen wird, ob stimmlos, stimmhaft oder behaucht usw.
- Artikulationsstelle:** Die Stelle in den Sprachwerkzeugen, die bei der Bildung eines Lautes vorwiegend in Betracht kommt, z. B. Lippen (bei p, b, m), Zähne (bei t, d, th, þ, n) usw.
- Aspirata:** Behauchter Laut, z. B. ph, bh, th usw.
- Aspiration:** Behauchung, wenn z. B. ein p zu ph sich wandelt.
- Behauchung:** s. Aspirata.
- Dental:** Zahnlaut, z. B. t, d, th, þ (= engl. th), ð (= englisch weiches th), n.
- Diphthongisierung:** Verwandlung eines Vokals zum Diphthongen (d. h. der Verbindung zweier Vokale unter einem Silbenakzent), z. B. o zu wo, i zu ei.
- Druck:** Die Stärke der Atemgebung beim Sprechen.
- Dualis:** Die alte besondere Form für die Zweizahl.
- emphatisch:** besonders verstärkte und deutliche Aussprache mit stärkerem Atemdruck.
- freier Akzent:** Die Betonung ist nicht an eine besondere Stelle in Wort (oder Satz) gebunden, sondern wechselt in den einzelnen Formen.
- Grammatischer Wechsel:** Der Wechsel zwischen t : d (z. B. Tod : tot), f : b (z. B. dürfen : darben), h : g (z. B. ziehen : gezogen), s : r (z. B. ge-wesen : war) im Deutschen. Er beruht auf alten Akzentunterschieden, s. Verners Gesetz.
- Guttural:** Kehllaut, z. B. k, g, ch.
- Heteroklissie:** Wechsel verschiedener Stämme bei einer Beugungsform, z. B. Feuer : Fun-ke.
- Innere Sprachform:** Von W. v. Humboldt geprägtes Fachwort, worunter man die Art versteht, wie in den Wortinhalten die Erscheinungswelt begrifflich aufgeteilt ist, und wie sich in Wortstellung und Satzbau der Gedankenablauf der Sprachgemeinschaft abspielt.
- Labial:** Lippenlaut, z. B. p, b, m, f, w.
- Lenis stimmlos:** Ein Verschlusslaut ohne Stimmton (d. h. ohne Schwingen der Stimmbänder ausgesprochen), der sich von der Tenuis (s. d.) nur durch schwächere, lässigere Aussprache (schwächere Verschlussbildung) unterscheidet, z. B. süddeutsch -s- in Rose gegen Roß.
- Media:** stimmhafter Verschlusslaut, z. B. b, d, g.
- Media aspirata:** behauchter, stimmhafter Verschlusslaut, z. B. bh, dh, gh.
- Murmelvokal:** Undeutlich ausgesprochener Vokal, z. B. e in bitte (bezeichnet mit ə).

Phonetik: Lehre von der Lautbildung.

Phonologie: Die Lehre von der Lautauswahl in einer Sprache und die Schilderung des Lautvorrats einer Sprache als geschlossenes Ganze.

Reibelaut: Ein Laut, bei dessen Erzeugung eine solche Enge an einer Stelle der Sprachwerkzeuge gebildet wird, so daß sich der aus der Lunge kommende Luftstrom daran reibt und ein Geräusch verursacht, z. B. f, w, englisch th (= þ), ch.

Spirant: dasselbe wie Reibelaut (s. d.).

Spirantisierung: Verwandlung in einen Reibelaut, wenn z. B. ein p zu f sich wandelt.

Stammakzent: Die Betonung ruht stets auf der Stammsilbe des Worts.

Stimmhaft: Bei der Hervorbringung des Lautes schwingen die Stimmbänder, z. B. b, w, d, g (s. Media).

Stimmlos: Die Stimmbänder schwingen nicht bei der Lauterzeugung (z. B. p, f, t, k) (s. Tenuis und stimmlose Lenis).

Substrat: Die ursprünglich artfremde sprachliche Unterschicht in einer Sprachgemeinschaft, z. B. die alpine Bevölkerung, deren besondere Spracheigentümlichkeiten auch nach Übernahme indogermanischer Sprachen nachwirken (s. o. S. 81 ff.).

Suffix: Wortbildende Anhängsel, z. B. isch und lich in kind-isch, kind-lich.

Suppletivwesen: Die Verbindung verschiedener Stämme zu einer Formen- gruppe, z. B. ich bin : ich war oder gut : besser.

Tenuis: Stimmloser Verschlusslaut, z. B. p, t, k.

Tenuis aspirata: Behauchter stimmloser Verschlusslaut, z. B. ph, th, kh.

Verner's Gesetz: „Die aus vorgermanischen stimmlosen, unbehauchten und behauchten Verschlusslauten (also indogermanisch -p-, -t-, -k-, -ph-, -th-, -kh-) im Gemeingermanischen zunächst entwickelten stimmlosen Reibelaute des Inlauts (also gemeingerman. -f-, -þ-, -h- des Wortinlauts) sowie der ererbte dentale Reibelaut (-s-) werden stimmhaft, wenn nach der altindogermanischen freien Betonung der Akzent nicht unmittelbar vorherging.“ Also im Wortinnern bleiben f, þ, h, s nur, wenn der indogermanische freie Akzent unmittelbar vorherging. War das nicht der Fall (d. h. folgte er nach oder ging er mehr als eine Silbe vorher), dann werden diese stimmlosen Reibelaute des Inlauts stimmhaft (d. h. zu þ, ð, ʒ, z.) Da der indogermanische Akzent frei war (d. h. in einer Wortgruppe dauernd wechselte), so muß im Germanischen sich dieser einstige Akzentwechsel im Wechsel von stimmhaftem und stimmlosem Reibelaut widerspiegeln; das ist der sog. „grammatische Wechsel“. Musterbeispiel:

altindisch	bhrátar-	„Bruder“	: pitár-	„Vater“.
gotisch	broþar		: fadar	
neuhochdeutsch	Bruder		: Vater	

Verschlusslaut: Ein Laut, bei dessen Erzeugung an einer Stelle der Sprachwerkzeuge einen Augenblick der Luftstrom völlig abgesperrt wird, um ihn dann mit einem Geräusch weiterpuffen zu lassen, also z. B. „Lippenverschluss“ bei p, „Zahnverschluss“ bei t. Verschlusslaute können stimmlos (p, t, k), stimmhaft (b, d, g) und behaucht (ph, th, kh, bh, dh, gh) sein. Der Gegensatz ist der Reibelaut (s. d.).

Zungen-r: Der r-Laut entsteht, indem die Zungenspitze schnell hintereinander hin- und herschlägt, im Gegensatz zum Zäpfchen-r, wo das Zäpfchen im Kehlkopf (die uvula) schnell nacheinander in Schwingungen versetzt wird.

Seitenweiser

a) Sachverzeichnis

- | | | |
|---|--|--|
| <p> Mal 49
 Ablaut 32
 Achaier 113
 Acker, urspr. „Weideland“
 180
 Ackerbau 63 f., 104
 Adjektiv, schwaches 32
 Ägäer 132
 Ägypten 60. 129
 Ägyptisch 17
 Afrika, Langobarden in 153
 Ahnenkultus 64 f. 100
 Ägypt d. Germanischen 33
 Alanen 18
 Albanisch 19. 140
 Albus 118
 Alemannen 149
 Alkoholische Getränke
 107 f.
 Alpen 118
 Alpenillyrier 139
 Alpine Völker 79
 Altbulgarisch 20
 Altperisch 16
 Altpreussisch 20
 Ambronnen 146
 Amerika 150 f.
 Angeln 149 f.
 Anlautgesetz Notkers 170
 Antike 136
 Apfel 99 f.
 Aphrodite 132
 Apollon 132
 Aquä Sertia 146
 Aquitanier 27. 120
 Arier 14 f. 69
 Ariovist 142
 Arisch 14 ff.
 Arische Götter 115
 Armenier 69. 115
 Armenisch 19
 Armin 153
 Artemis 132
 Asen, nord. Götterge-
 schlecht 148
 Assyrisches Reich 115
 Athen 131
 Athene 132
 Atonalität 124
 Amjetiger Kreis 137 f. </p> | <p> Awaren 147
 Awesta 16
 Babylon 129
 Baiern 149. 161
 Balten 69. 113 f. 140
 Baluschisch 17
 Bandkeramiker 63. 66. 95.
 142 f.
 Bardowick 146
 Baskisch 60. 95 f.
 Bastarnen 142. 145
 Bataver 148
 Bauernadel, steinzeitl.
 63 ff. 71
 Baumnamen mit wech-
 selnder Bedeutung 46
 A 1; westl. 47
 Becher, geschweifert 105
 Bekehrung z. Christentum
 154. 158
 Beowulf 149
 Berber, blonde 181
 Berbersprachen 60
 Bergbau, prähistor. 63
 Bernburger Kreis 67
 Bernstein 139
 Bewegungstypus 81
 Biene 48
 Birke 43 f.
 Blutgruppen 75
 Blutrache 26
 Bobbio 161
 Bodensee 139
 Böhmen 142
 Boghazköi 21
 Boier 142, 145
 Bonifatius 165 ff.
 Bornholm 147
 Bourgogne 134. 147. 153
 Bretonisch 20
 Britannisch 110
 Bronzezeit, german. 140
 Brunhild, fränkische Kö-
 nigin 159
 Buche 43 ff.
 Buddha 130
 Bulgarisch 21
 Burgunden 147
 Byzanz 151 </p> | <p> Cassiodorus 161 ff. 165
 Cempsi 144
 Chalder 19
 Chamaven 148
 Chanceladerrasse 77
 Chatten 149
 Chatti 115
 Chauken 144
 Cherusker 149
 China 129
 Chinesisch 58
 Chlodwech 158
 Christentum 154 f. 158
 Christentum 162 f., roma-
 nisiertes 165
 Churri 115. 122
 Clugny 161
 Columban 166
 Corbinian 166
 Cornisch 20
 Crö-magnon-Kasse 77 f.
 die Hauptträgerin der
 westlichen Megalithkul-
 tur 180. 183
 Cromlech 64
 Cymrisch 20
 Dänen 150
 Dänisch 22
 Dalische Kasse 77 f. 80 f.
 Denken und Sprechen 11
 Deutsch 167
 Deutsche 157. 171
 Dinarische Kasse 78 f.
 Dionysisches Wesen 132 f.
 Dioskuren 105 f.
 Diphthongisierung 41
 Dnjepr 119
 Dnjestr 119
 Dolmen 64. 68. 181
 Don 18
 Donarseiche 45
 Donau 119
 Dorische Wanderung 113
 Dittelton 124
 Druiden 65
 Dugend 122
 Eberwalde, Goldfund v.
 140 </p> |
|---|--|--|

- Edda 150
 Eibe 45
 Eiche 44 f.
 Eichel 44
 Eichengott 45
 Eigentumsmarken 102
 Eisen 138
 St. Emmeran 166
 Englisch 22
 Englischs Reich 134
 Erasmus v. Rotterdam 165
 Erdmutter 101
 Erminonen 149
 Erulen 146
 Eskimosprachen 59
 Etrusker 131
 Etruskerfrage, ihre Lösung 180
 Etruskisch 60 f. 90. 95
 Eurasisches Gleise 118

 Faltisch 20. 40
 Faustische Seele 107. 132 f. 157
 Fegefeuer 131
 Fenno-ugrisch und Indogermanisch 56 f. 179
 Feuergott 106
 Fichte 44. 47
 Flachs 100
 Flexion idg. 55
 Fluchtburg 100
 Formwörter 31
 Franken 149
 Frankreich 134. 153. 159
 Fridolin 166
 Friesen 74
 Friesisch 22 178
 Fulda 166
 Fustanella 126
 Gaisaten 145
 Galater 20. 144
 St. Gallen 160 f. 166
 Gans 51
 Gauten 147. 150
 Gemütstypus 81
 Geologische Veränderungen am Schwarzen Meer 119
 Gepiden 147
 Gericht, jüngstes 131
 Germanen, Entstehung d. 68. 152; ihre Leistung 131 ff.
 Germanenname 143 f.
 Germanisch, seine Eigenart 31 ff. 80

 Germanische Sprachen 22
 Gerste 98
 Geschichtsphilosophie 128
 Geschwisterhebe 75
 Glockenbecherleute 67. 69. 79. 110
 Goethe 164
 Göblingsch, Grab v. 104
 Götter, sterbliche d. Germanen 134
 Götterbilder 103
 Goten 146
 Gotik 164
 Griechen 113. 131 ff.
 Griechisch 19
 GroÙhundert 55
 Grönland 150
 Guiscard 152
 Gunther 147
 Gustav Adolf 155
 Gymnasium 157

 Hackbau 99
 Hafenkreuz 102
 Hallstadtkultur 138. 141
 Hamiten 129
 Handel 103. 139
 Harald Schönhaar 150
 Harappa 115
 Harmonik idg. 124
 Harz 43
 Hauchseele 105
 Heimat d. Germanen 27. 137
 Heland 160
 Hephaistos 132
 Hercynische Wald 46. 83. 119
 Herder 157
 Heroenkultus 165
 Hetbiter 69. 115
 Hetbitisch 21. 38
 Silberbrandslied 160
 Himalaya 118
 Himmelsgott 125
 Hirse 98
 Hochdeutsch 22
 Holländisch 22
 Homer 19
 Honig 48
 Hosen 126
 Hölzlerin 164
 Humanismus 155 f.
 Hunnen 146
 Suttan, Ulrich v. 165
 Sünengräber 66. 85 f.
 Hykfos 122
 Hyperboraier 46

 Iberer 27. 120
 Iberisch 95
 Idee 128
 Illyrier 41. 69. 112 ff. 131. 137 f.
 Illyrisch 19. 90
 Indier 15 f.
 Indien 130. 132
 indoeuropäisch 14
 Indogermanen 14 ff. 23 f. 62 ff. 68. 71 ff., älteste Ausbreitung 116, ihre Bedeutung 130, russisch betrachtet 76 f.
 Indogermanisch 14 ff. 22 f. 29 f.
 Indosklythen 17
 Indra 77
 Ingvänonen 147 f.
 Innere Sprachform 80
 Inzucht 75
 Iran 14. 18
 Iranisch 16
 Irisch 20. 40 f.
 Irland 166
 Irmenensäule 149
 Island 150
 Isländisch 22
 Isthonen 148
 Italiker 20. 40. 69. 111
 Italo-keltisch 112

 Jagd 107
 Jäger 155
 Joch 24
 Jonier 113
 Jütland 145

 Babylon 181
 Karl d. Große 153. 159 f. 163
 Karl V. 165
 Karpathen 118
 Kassiten 115
 Kage 99
 Kaukasier 115. 122
 Kelten 20. 40. 68. 109 ff. 131 ff. 141 ff.
 Keltiberer 20. 109
 Keramik d. Megalithleute 85
 Kiev 152
 Kilian 166
 Kimbern 145. 153
 Kimmerier 18
 Kirchenbau, Ursprung 65
 Klassizismus 135
 Kleist 164

- Koreanisch 58 f., Korean.
 und Indogerman. 179
 Kretische Kultur 113
 Kriegerbirten 127
 Krypta 65
 Buenlün 118
 Kupfer 139 f.
 Kuppelgräber 64
 Kulturkreis nordischer 65.
 70, westlicher 66
 Kulturkreislehre 125 ff.
 Kultwagen 102
 Kunst german. 135 f.
 Kurdisch 17
 Kürbis 47
- Langobarden 146 f.
 Langobardenreich 153.
 161
 Langobardisch 22
 Latein 20. 40
 Latène-Kultur 141. 143
 Lautstzer Typus 137
 Lautauswahl 81
 Lautmalerei 53
 Lautsubstitution 93
 Lautverschiebung, germa-
 nische 33 ff. 84 ff. 88 f.
 Lautverschiebung hochd.
 167 ff.
 Leibwache german. 134.
 151. 153
 Leiche lebende 105
 Leichenverbrennung 106
 Lenes stimmlose 82. 91. 94
 Lettisch 20
 Leubingen, Grab v. 104
 Lichtgottheiten 105
 Ligurer 109
 Linnen 100 N. 2
 Litauisch 20. 29
 Lombarden 134
 Löwe, marmorner, in Ve-
 nedig 151
 Lullus 116
 Luren 124
 Luther 155. 165
 Lykisch 83
- Magische Kultur 132
 Magre, Inschriften von
 180
 Mainz 166
 Makedonen 19
 Makedonisch 90
 Many 20
 Markomannen 142
 Meber 115
- Megalithbauern 95. 183
 Megalithgräber 85
 Megalithkultur 63 f. 68.
 97 f. 180. 183
 Megaron 113
 Menapier 144
 Menhir 64
 Merowinger 158 f.
 Mesolithikum 62
 Messapisch 140
 Michelsberger Kreis 66
 Miltenberg, Grenzstein v.
 146
 Minoische Kultur 131 f.
 Mischwesen 106
 Mitanni 115
 Mohenjo-Daro 115
 Mongolisch 57
 Mundasprachen 123
 Muschelhaufen 62
 Musik, deutsche 157
 Musikwissenschaft 123
 Mutterrecht 26. 96. 126
 Myser 19
 Mysterien, antike 65
 Mythologie vgl. 132
- Negau, Bronzehelm von
 21. 34
 Nerthus 148
 Niederdeutsch 22. 170
 Niederländisch 22
 Nizische 155
 Nordarisch 17
 Nordische Rasse 77, 132, 183
 Noeia 145
 Normandie 134. 150 f.
 153
 Normannenreich in Siz-
 lien 151
 Norwegen 150
 Norwegisch 22
 Notker 160
- Obelisken 64
 Ockergräber 117. 122
 Oretani 144
 Ostfisch 20. 40
 Ostetisch 17
 Ostasiatische Sprachen 58
 Ostereier 126
 Ostgotenreich 153
 Ostische Rasse 79
- Pahlawi 16
 Pamir 118
 Paradies 106
 Perserreich 130
- Pfahlbauten 66. 69. 111
 Pferd 49 f. 68. 72. 103.
 121. 178 f.
 Pferdeopfer 49 f. 125
 Pferderennen 51
 Pflug 99
 Pflugkeil 99
 Pflugkultur 63 f.
 Phonologie 81. 86 f., 179
 Phryger 19. 69. 115
 Phrygisch 89 f.
 Pirmin 166
 Poemani 144
 Polabisch 21
 Polnisch 21
 Prakrit 16
 Präteritum, starkes 32,
 schwaches 33
 Prozeßion 102
 Pytheas v. Massilia 145
- Quaden 142
- Rasse, nordische 77. 80 183
 Rassen 76 180. 183
 Rassenmischung 73 f. 183
 Rauschtrank 108
 Räderpflug 99
 Reichenau 161. 166
 Reinrassigkeit 73 ff. 79.
 129
 Reitervölker Asiens 126
 Reliquienverehrung 65
 Renaissance 155, Karoling.
 160
 Rhein 118. 137
 Rhythmik 123
 Riesengebirge 146
 Riesenstube 66
 Rigveda 16. 51
 Rind 99
 Rom 153 ff.
 Romantik 157
 Römer, Leistung d. 131 f.
 142
 Rössener Stil 67
 Rugier 147
 Rundbauten 113
 Runen 102. 181
 Runensteine 151
 Russisch 21
 Russisches Reich 134. 151.
 153
 Rügen 147
- Sabellisch 40
 Sachsen 149
 Sagaschreibung 150

- Saken 17
 Salerno 152
 Sanskrit 16
 Sarmaten 18
 Sarnöt 149
 Schaf 99
 Schiffahrt 104
 Schildkröte 49
 Schlesien 146
 Schnurkeramiker 68 ff. 183
 Schonen 149
 Schottenmönche 166
 Schottenrock 126
 Schottisch 20
 Schönheit, Begriff d. 129
 Schönheitsbegriff, german. 135
 Schrift, Entstehung d. 102 181
 Schweden 149
 Schwedisch 22
 Schwein 99. 103
 Seele, germanische 107
 Seelenloch 67
 Seelenwanderung 65
 Seewesen 105
 Semitisch 55
 Serbokroatisch 21
 Sicambren 148
 Skalden 150
 Skiren 145
 Skordisker 145
 Skythen 18. 69. 115 f. 133 ff. 138
 Slawen 114. 131 ff. 140 f.
 Sogdisch 16 f.
 Sonnentrad 102
 Sonnenscheibe 106
 Sonnenwagen 106
 Sonnenwende 101
 Sorbisch 21
 Spinnen 100
 Sprachbegriff 10
 Sprache, ihr Wesen 10 ff.
 Sprachlandschaft 82 f. 90. 92
 Sprachveränderungen, ihr Grund 37. 39
 Sprachwissenschaft vgl. 13
 Sprachwurzeln, elementare 53
 Sprechen und Denken II
 Stadion, griechisches 64
 Steindenkmäler 64
 Steinkisten 67
 Steinzeit, jüngere 26
 Streitartleute 68. 70 ff. 85. 97. 105. 122
 Streitwagen 103
 Stuben, kleine 65 f.
 Substrat 39 f. 72
 Substratwörter 54
 Sueben 142. 149
 Suien 149
 Sumerisch 60
 Sumerer 129
 Suppletivwesen 30
 Süddeutschland 142 f. 171
 Tacitus 9
 Tanne 44
 Terremaren 69. 111
 Teufel 131
 Teutoburger Wald 153
 Teutonen 145. 153
 Theoderich 159
 Theutelinde 161
 Thrakisch 18 f. 90 f.
 Thüringer 149
 Thyholm 145
 Tianschan 118
 Tocharer 77
 Tocharisch 17 f.
 Tonbecher, geschweifert 68
 Totenreich 105
 Treuebegriff, german. 134
 Tripoljekultur 117
 Troia 115
 Trudpert 166
 Tschechisch 21
 Türkisch 57
 Tyr 149
 Ubbier 143. 148
 Ulfilas 22. 160. 166
 Umbrisch 20. 40
 Umlaut im Etruskischen 181
 Upanishaden 130
 Uppsala 149
 Urnenfelderleute 106. 138
 Ursymbolik, lautliche 53
 Vandalen 146
 Vanen, nord. Götterschlecht 148
 Vaterrecht 26. 126
 Vegetation 100 f.
 Venedig 139
 Veneter 41. 39 f.
 Venetisch 19 f.
 Venetischer Meerbusen 138
 Verzellä 145
 Verden, Blutbad v. 160
 Verner 60
 Vetttersfelde, Grab v. 116
 Vlämisch 22
 Vokalbrechung 41
 Volksschule 157
 Volksstämme, deutsche 171 f.
 Völkerpsychologie 80
 Wagen 126
 Wald 46
 Walternienburger Kreis 67
 Wanderwörter 25. 53 f.
 Waräger 151
 Weben 100
 Wechsel, grammatischer 60
 Wein 53
 Weizen 98
 Weltsprache, internationale 10
 Wenden 139
 Westgotenreich 153
 Westische Rasse 78
 Wettrennen 103
 Widukind 160
 Wiedergeburt 65
 Wikinger 150 ff.
 Wildpferd 49, 178
 Wladimir 152
 Woban 149
 Wohngrube 26
 Wolftram v. Eschenbach 164
 Wolga 119
 Worms 147
 Wortanfang, zufälliger 51
 Zagrosgebirge 132
 Zakonisch 19
 Zarathustra 16. 130 f.
 Zäpfschen-r 181
 Zehnersystem 55, 122
 Siege 99. 103
 Zigeuner 16. 76
 Zinn 139
 Zungenzäpfer-r 181
 Zwanzigerechnung 96
 Zwölfersystem 55. 122

b) Namenverzeichnis

Unfermann 125	Zoops 100	Rydbeck 64
Vaader 50. 55	Zübschmann 19	Schlegel, J. 12
Vilabel 122	Zoffl 89 f.	Schlegel, G. 126
Vopp 12	Karst 98	Schmidt, J. 55. 122
Braun 98	Karsten 75	Schmidt, W. 125
Christian 122	Kern 70	Schmitt, A. 92
Conrady 50	Klaproth 14	Schrader, B. 123
Debrunner 98	Koppelman 58, 179	Schrader, O. 24. 27. 100. 117
Ebert 117	Koppers 125	Schrijnen 90 f.
v. Eickstedt 183	Korff 155	Schuchhardt 70. 98. 181
Engelbrecht 179 f.	Kossinna 70	Schulten 144
Fleure 120. 122. 126	Krahe 140	Sommer 140
Foy 125	Kretschmer 38. 83. 86. 89 ff.	Spengler 132
Gräbner 125	Krogmann 144	Sprockhoff 70
Grimm, J. 33	Lecoq 17	Tallgreen 117
Grünwedel 17	Leiß 124	Täubler 111
Güntert 44. 50. 54. 57 f. 90. 95. 107. 112	Menghin 70. 123. 125. 127	Thurneysen 119
Günther 77 f.	Meyer 121	Uhlenbeck 59
Hellpach 79 A.	Moser 124	Wahle 62. 70. 113, 180
Hermann 91	Möller 55	Walde 110
Hettner 120	Neckel. 51 181	Weisgerber 111
Hevesy, v. 123	Pokorny 38	Winfler 21
Sirt 55	Pott 96	Wirth, S. 102 181
		Wüst 115
		Zimmer, S. 38

c) Wörterverzeichnis

(Die Sprachen sind alphabetisch geordnet)

Akkadisch	Ägyptisch	Deutsch
pilakku- 56. 117	pšt 83	I. Althochdeutsch
Affyrisch	Baskisch	birihha 43 A. 1
qarnati 56	gari 98	buohha 42
pištu 83	harri 54	diutisk 167
Annamitisch	Birmanisch	ewa 148
bo 58	ngan 51	feraha 83
Armenisch	Bulgarisch	forha 43
buc 57	veda (altbulg.) 56 A. 7	Germen- 143
gari 98	Chinesisch	harug 54
gini 53	gan (altchines.) 51. 58	loh 46 A. 2
hair 83	(n)gu (altchines.) 58	marha 50
sain 59	k'üan ³ 58	Rin 118
Awestisch	ma ³ 58	sahs 26
ayō 26	m ⁴ 48	wildi 46 A. 2
buza- 57	Sak-ke 121	Winida 139
dānu- 90. 119	Si-ki 121	2. Mittelhochdeutsch
Rānhā 119	Cymrisch	büchen 42
	ban 111	Virgund 119

3. Neuhochdeutsch

Birke 43 f.
 Bock 57
 Borste 98
 Burg 95
 Eisen 138
 Esel 47
 Esche 47
 essen 57
 Felsen 95
 Flint 95
 Föhre 43 f.
 Gans 51
 Germanen 143 f.
 Gerste 98
 Galle 95
 Gafel 47
 Horn 56
 Hühle 59
 Hund 58
 hüllen 59
 Kuckuck 53
 Kuh 58. 99
 Linde 43
 Mama 53
 Marsch 104
 Marshall 50
 Mähre 50. 127
 Meer 104
 Met 48
 Moor 104
 Name 56
 Ochse 57
 Papa 53
 Pflug 99
 Rhein 118
 Salz 56
 sechs 56
 See 105
 sieben 56
 Stern 56
 Stier 56
 treu 45
 Uhu 53
 Ulme 47
 Wal 59
 Wald 46 A. 2
 Wasser 56
 Wein 53
 Wels 59
 Wenden 139

Englisch

buck 42
 georman-leaf (altengl.) 143
 lng (altengl.) 147
 mare 50

Eskimosprachen
(f. Grönländisch)

Etruskisch

clan- 181
 echtur 61
 ferse 61. 83. 93
 latva 61. 91
 turte 91

Finnisch

kala 59
 kalma 59
 kuokka 99
 kurki 59
 mehiläinen 48 A. 2
 mesi 48 A. 1
 minä 57
 nime 56 A. 4
 petäjä 44
 sarve 56
 suola 56 A. 6
 vetä 56 A. 7
 vete 56 A. 5

Gallisch

Ario-vistus 15
 Equos 40
 Hercynia silva 46. 83. 119
 Sequana 40

Georgisch

gvino 54
 pičvi 44
 qeri 98
 surna 56

Gotisch

aistan 148
 aiz- 26
 barizeins 98
 fairguni 119
 hoha 99
 saivs 105

Griechisch
(Altgriechisch)

ἄλς 56 A. 6
 βούς 58. 99
 γέρανος 59
 ἑλάτη 43
 Ἐνετοί 139
 ζεά 99
 Ζεός 105
 θάλαττα 104
 Ἴνδοί 15
 καλύπτεω 59
 κείρω 53

κέρας 56
 κριθή 98
 κύων 58
 λίων 100 A. 2
 μέλι 48
 Πάν 106
 πέλαγος 104
 πέλεκυς 56. 117
 πόλις 100 A. 1
 τέκτων 57
 τίς 59
 ὕδωρ 56 A. 5
 φηγός 42

Grönländisch

anore 59
 pagga 59
 ki 59
 -na- (Labrador.) 59
 i(n)gneq 59
 sermeq 59

Hebräisch

jajin 54
 šeba' 56 A. 1
 seš 56 A. 1
 šor 56

Indisch

(Altindisch-Sanskrit)

agni- 59
 ayas 26
 uksan- 57
 gauh 58. 99
 takšan- 57
 parašu- 56. 117
 pur 100 A. 1
 makša- 48
 yava- 99
 Rasa 119
 śva 58
 Sindhu- 15

Irisch

(Altirisch)

aire 15
 athir 83
 carn 54
 fedim 56 A. 7
 marc 50
 rian 118

Isländisch

(Altisländisch)

Baldr 148
 beyki (neuisländ.) 42
 bók 42

bukkr 57
 Fjörgyn 45
 Freyja 148
 Freyr 148
 horgr 54
 hvalr 59
 mork 46 A. 2
 Myrkviðr 46. 109. 137.
 vœringjar 151
 Yngvi 147

Jakutisch

oyus 57

Japanisch

gan 51
 kari (altjapan.) 60

Kalmükisch

buya 57
 ide 57
 ükür 57

Koreanisch

(s. auch Anmerkungen
 S. 179)

kiroiki 60
 korai 59
 kul 59
 mal 50
 mod 104
 mokui 48

Kurdisch

buz 42

Lateinisch

aes 26
 animus 59
 anser 51
 bar 98
 bos 58. 99
 canis 58
 capio 53
 carcer 54
 celare 59
 cornu 56
 cucurbita 47
 edo 57
 fagus 42
 hordeum 98
 horreo 98
 ignis 59
 Juppiter 105
 lucus 46 A. 2
 mare 104

mel 48
 nomen 56 A. 4
 pecunia 103
 pituita 44
 pix 44
 quercus 43 f. 83
 quis 59
 sal 56 A. 6
 saxum 26
 septem 56
 sex 56
 stella 56
 vinum 53

Lappisch

kalme 59
 kuölle 59

Litauisch

bukas 43
 kümė
 Perkunas 45
 vedù 56 A. 7

Lydisch

šfard 83

Mandschu

buka 57
 morin 50
 toksi 57

Mongolisch

buya 57
 dalai 182
 ide (ostmongol.) 57
 mini 57
 morin 50
 qumai (Fergis.) 57
 toksi 57
 üxer 57

Mordwinisch

Rawa 119

Osetisch

don 90. 119

Persisch
 (Altperisch)

hindu- 15
 Ma(n)da 115

Punisch

foist 83

Russisch

buk 42 f.
 buzina 42
 komonĭ (altruss.) 57
 socha 99

Samojedisch

haru 59
 kola 59

Schwedisch

byka 42

Siamesisch

han 51
 wu 58

Skythisch

Tanaïs 90

Spanisch

hacer 83

Sumerisch

gu(d) 99. 122
 še 98

Tibetisch

g(o)-lang 58
 ngang-bha 51

Tungusisch

dalai 182
 kala 59

Türkisch

boya 57
 kapmak 53
 öküz 57
 talai 182

Ungarisch

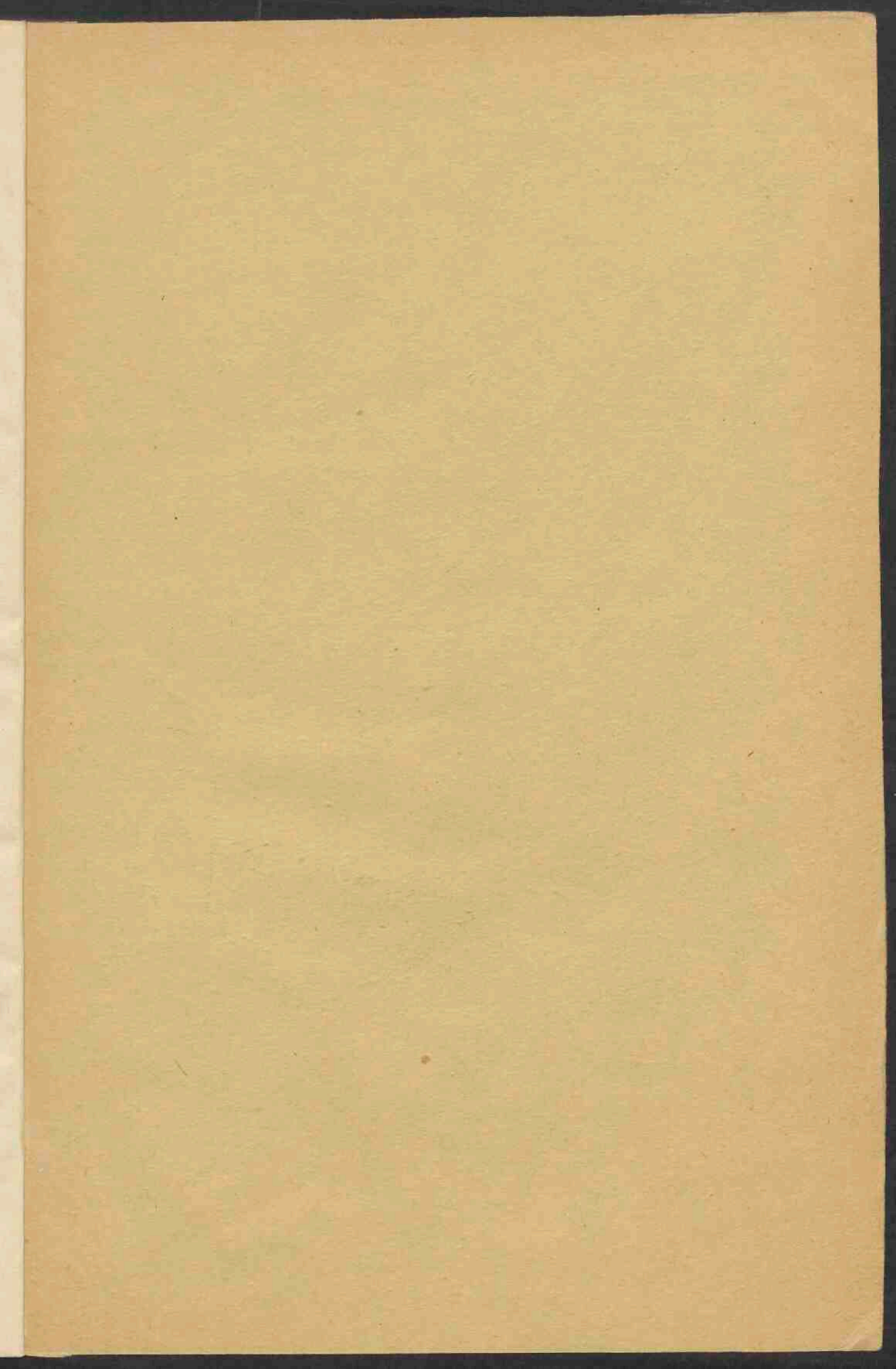
hal 59
 méh 48 A. 2
 méz 48 A. 1
 sarv 56
 vázát 56 A. 7
 víz 56 A. 5

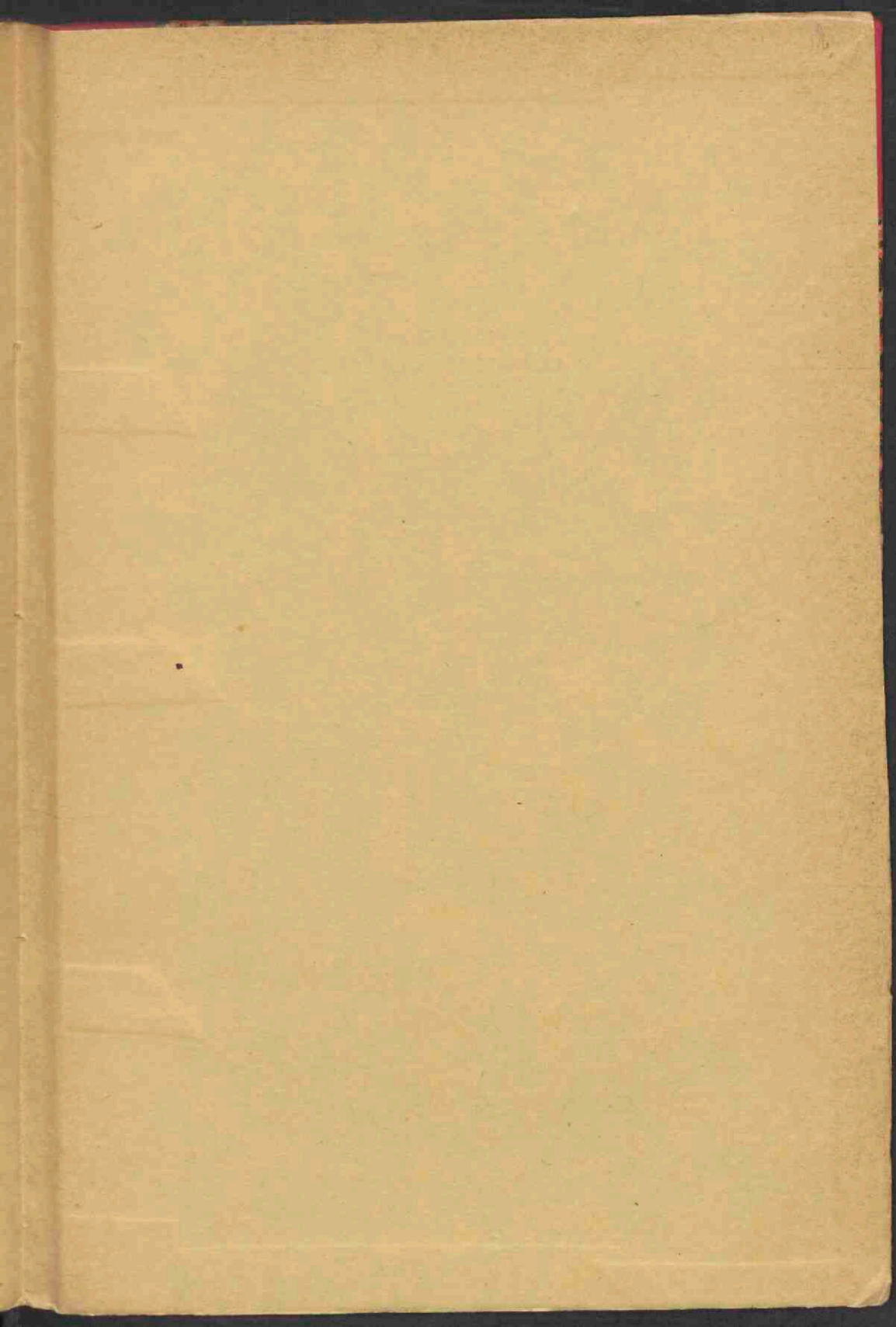
Venetisch

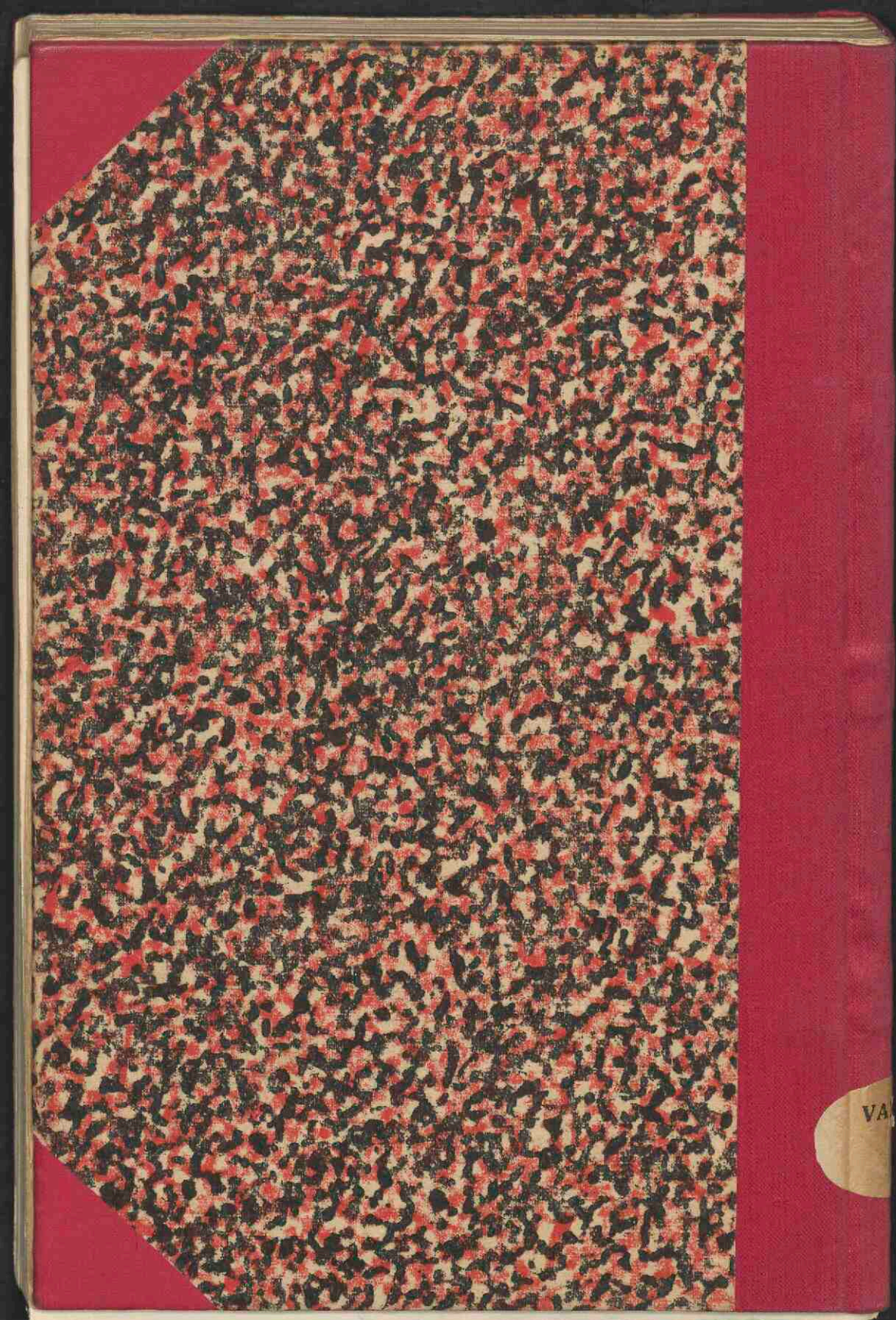
exo 140
 sselboi-sselboi 140

Zigeunerisch

buzni 57







VA